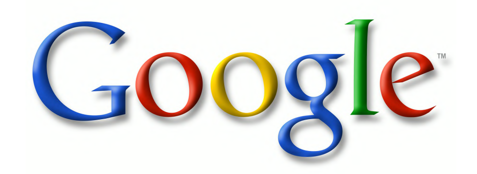



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06169964 5







Historische Nachrichten

zur

Kenntniß des Menschen

in

seinem wilden und rohen Zustande

von

C. Bastholm,

Doktor der Theologie, weil. Königlichem Konfessionarius und ersten Hofprediger.

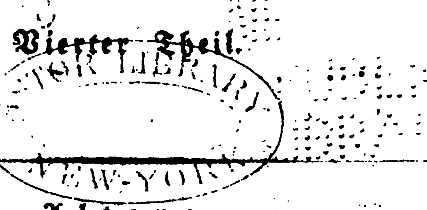
Aus dem Dänischen übersetzt

von

H. E. Wolf,

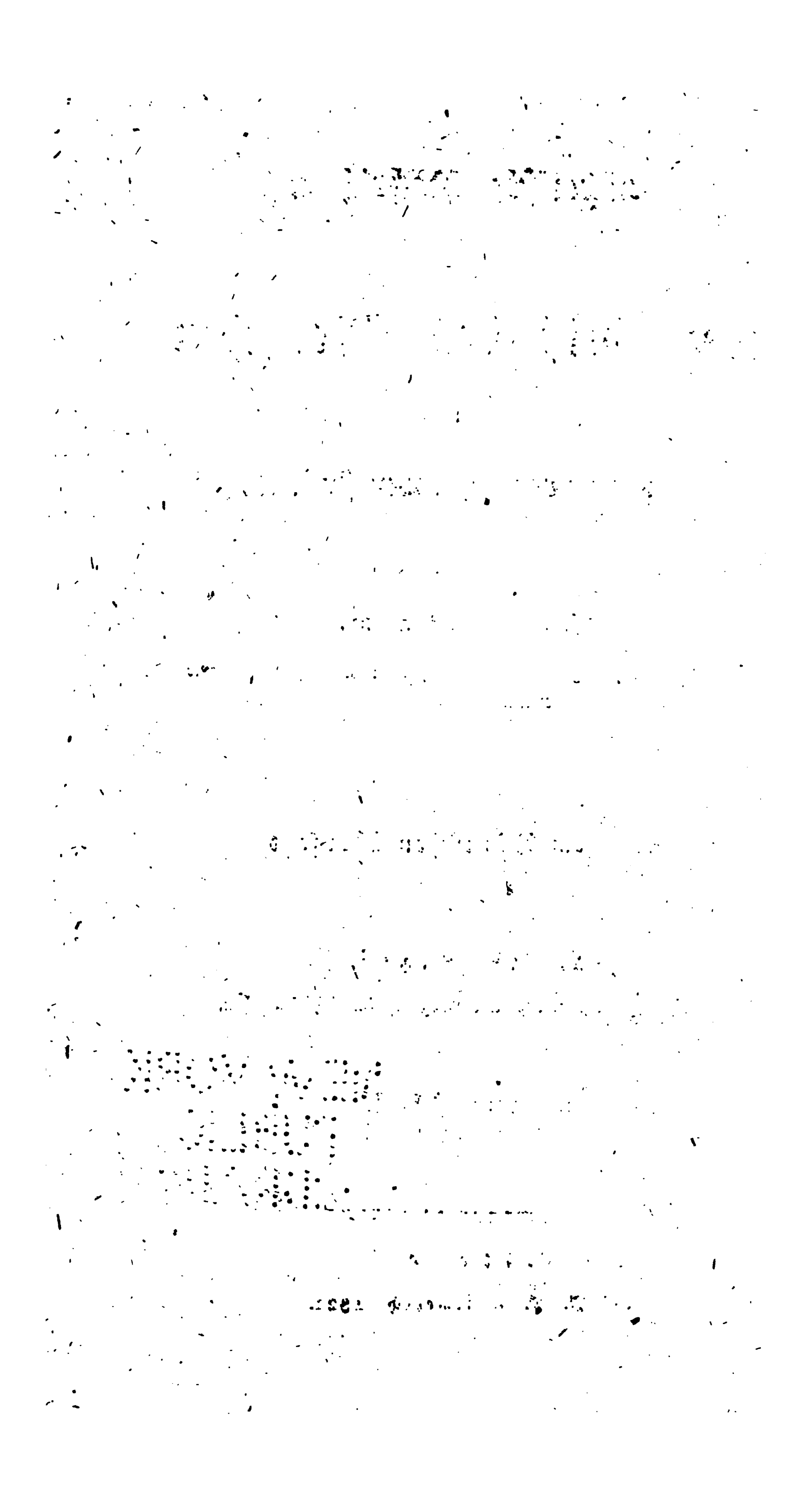
Prediger zu Maugstrup und Jaegerup im Schleswigschen.

Vierter Theil.



Altona,

bei J. F. Hammerich 1821.



Inhalt
des vierten Bandes.

Begräbnißgebräuche.

Religionswesen.

Seite.

XII.

Begräbnißgebräuche

der

wilden und rohen Völker.

Kap. 1.

Die verschiedenen Arten, die Todten aus dem Wege zu schaffen.

Die meisten Völker, wenn sie nicht auf der untersten Stufe der Menschheit stehen, suchen auf irgend eine Art die entseelten Leichname der Verstorbenen zu ehren. Der Grund hiervon ist ohne Zweifel ein Gefühl der Liebe, Dankbarkeit oder Achtung für den Verstorbenen. Dieses Gefühl können die ganz thierischen Menschen nicht kennen. Was man bei ihnen findet, besteht daher einzig und allein darin, daß sie die todten Körper auf die erste und beste Art aus dem Wege schaffen; man findet keine Gebräuche bei ihnen, wodurch sie die Verstorbenen zu ehren suchen. Ihre Liebe zu ihnen war, so lange sie lebten, nur thierisch. Achtung und Dankbarkeit hatten sie entweder gar nicht oder sehr schwach empfunden. Die einzige Frage, die bei dem Tode eines Menschen ihnen einfallen konnte, war nur die, wie sie ein Aas, das ihren Sinnen unangenehm war, sobald wie möglich aus dem Wege schaffen könnten.

So findet man es noch auf den Papuas-Inseln. Die Wilden, welche diese Inseln bewohnen, schleppen ihre Todten auf die Felsen und an die Meeresküsten hin, wo man sie liegen und in der Luft verwesen läßt *). Die Kaffern sind nicht in dem Grade wild, daß sie nicht ihre Könige und Anführer hätten. Diese begraben sie auch und bedecken ihre Körper mit einem kuppelförmig gelegten Haufen von

*) Gegenwärtiger Staat der sundaischen Inseln, von Salmon, S. 205.

Steinen; andere Verstorbene hingegen werden nicht begraben, sondern man bringt sie aus dem Dorfe und legt sie in eine offene, für die ganze Horde bestimmte Grube. Hier sättigen sich die wilden Thiere nach Belieben und reinigen dadurch die Luft, welche sonst von der Fäulniß mehrerer zusammen gehäufter Leichen leicht verderben könnte. Da die Wölfe vorzüglich ihnen diesen Dienst leisten, so halten die Kaffern sie dieser Dienste wegen für heilig, oder wagen wenigstens nicht, sie zu tödten, weswegen auch das ganze Land von Wölfen wimmelt *). — Die Indianer an der Hudsonsbay haben so viel menschliches Gefühl, daß sie ihre Traurigkeit über ihre verstorbenen Freunde und Verwandten an den Tag legen, wahrscheinlich, weil sie durch den tödtlichen Hintritt derselben den Nutzen, den sie von ihnen hatten, während sie am Leben waren, einbüßen; aber sie begraben doch niemals ihre Todten, sondern lassen die Leichen immer liegen, wo sie gestorben sind, so daß sie von Raubvögeln und wilden Thieren verzehrt werden, welches ohne Zweifel der Grund ist, weshalb diese Wilden, die sonst vor keiner Art von Speise, die sie ernähren kann, einen Ekel haben, Füchse, Wölfe, Raben u. s. w. nicht anders als im höchsten Nothfalle essen **). Die Traurigkeit dieser Wilden über ihre Todten ist also weiter nichts als die Traurigkeit desjenigen, der sich über den Verlust seines Pferdes oder seiner Kuh betrübt, und sie hernach auf den Schindanger wirft.

Es ist freilich nicht zu läugnen, daß diese Art, die todten Körper zu behandeln, ganz thierisch sey, — und ein anderes Verfahren ist von ganz thierischen Menschen nicht zu verlangen, bei welchen sanfte Gefühle für ihre

---

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 249. Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 216.

**) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Reinhold Forster. S. 280.

Mitmenschen entweder noch nicht geweckt sind, oder aufhören, sobald sie ihnen keinen Nutzen mehr gewähren; aber man würde sich ein sehr übereiltes Urtheil über die halbthierischen und rohen Menschen zu Schulden kommen lassen, wenn man ihnen alles Gefühl der Achtung für die irdischen Ueberreste ihrer verstorbenen Freunde und Verwandten deshalb abspräche, weil sie selbige den wilden Thieren Preis geben. — Die Tibetaner behandeln ihre Todten nicht besser als die Kaffern, die Papuasinsulaner und die Anwohner der Hudsonsbay, und doch fühlen sie Achtung für die Körper der Verstorbenen. Sie bringen sie nach einem freien, mit Mauern umgebenen Platze, um sie von Geiern und Raben verzehren zu lassen. In sehr bevölkerten Gegenden läßt man auch Hunde hinein. Zuweilen wirft man auch die Todten in einen Fluß, damit sie von den Fischen verzehrt werden können. Beim ersten Anblicke möchte man diese Menschen für ganz thierisch halten, und doch sind sie es nicht. In der Erde begraben zu werden, wird bei ihnen für ein unehrliches Begräbniß gehalten, weshalb auch nur diejenigen, welche an den Blattern sterben, in die Erde verscharrt werden *). Die Tibetaner haben also wirklich einen Begriff von einem ehrlichen und unehrlichen Begräbnisse, und daß sie lieber die todten Körper ihrer Freunde Raubthieren vorwerfen, als sie beerdigen, muß folglich seinen Grund darin haben, daß die erste Art, die Todten aus dem Wege zu schaffen, in ihren Augen die ehrenvollste ist. Die Art, wie diese rohen Menschen ihre Todten behandeln, entspringt also keineswegs aus Gleichgültigkeit gegen sie, sondern aus einem irrigen Begriffe von dem, was anständig und unanständig ist. Einen Verbrecher zum Rade zu verurtheilen, wodurch man mehr die Familie des Verbrechers, als den Verbrecher selbst bestraft, wäre also bei ihnen keine entehrende Strafe. In Tibet müßte das

*) Turners Reise nach Butan und Tibet, von Sprengel. S. 77. und 133.

Urtheil über ihn gefällt werden, daß er begraben werden solle. So ungleich und von einander abweichend sind die Menschen in ihren Begriffen von Ehre und Schande.

Wenn man die Art und Weise sieht, wie die Kamtschadalen in vorigen Zeiten ihre Todten behandeln, so sollte man auch leicht auf den Gedanken gerathen können, daß sie ganz fühllos gegen sie wären, und doch war dies durchaus nicht der Fall. — Sie verbrannten weder ihre Todten, noch begruben sie solche. Wenn jemand verschieden war, bauden sie dem Leichnam einen Riemen um den Hals, zogen ihn aus der Hütte heraus, und warfen ihn den Hunden vor; denn sie glaubten, daß derjenige Todte, der von Hunden aufgefressen würde, in der andern Welt mit desto schönern Hunden fahren würde. — Diese rohen Menschen meinten es also sehr gut mit ihren verstorbenen Freunden. Die Art, wie sie ihre Leichen behandelten, war auf Liebe und Aberglauben gegründet. Sie hatten außerdem vielerlei Aberglauben in Ansehung der Todten, und diesen haben sie noch, nachdem die meisten gegenwärtig ihre Todten in die Erde verscharren. Wenn sonst in einer Hütte jemand starb, so verließen sie dieselbe, weil sie fürchteten, der Richter der Unterwelt käme in dieselbe, und wen er sähe, müßte bald sterben. Allein der Schwierigkeit wegen eine neue Hütte zu bauen, brachten sie den Kranken heraus, ehe er starb. Jetzt ist zwar dieser Gebrauch nicht so allgemein; aber sie bewohnen doch ungern eine Hütte, in welcher jemand gestorben ist. Diejenigen, welche ihre Todten begraben, kriechen, um den Tod an ihrer Verfolgung zu hindern, zweimal durch einen Ring, und verbrennen von zwei Vögeln, gleichviel von welcher Art, einen; den andern aber verzehren sie. Zum Gedächtniß des Verstorbenen verzehren sie nachher einen Fisch und verbrennen die Flügel von dem Vogel. Ob sie durch den dadurch entstehenden Gestank den Todesengel zu vertreiben glauben, darf ich nicht mit Gewißheit entscheiden. Auch alle Kleider eines Verstorbenen werden weggeworfen, weil sie meinen, daß der eines

frühen Todes sterbe, der solche Kleider trage. Die Kurilen sind von diesem Aberglauben dermaßen eingenommen, daß sie nicht einmal die Sachen anrühren, die einem Verstorbenen angehört haben *).

Es darf uns nicht Wunder nehmen, solchen Aberglauben bei den Kamtschadalen zu finden, da man unter den aufgeklärtern Christen bei Todesfällen eben so ungereimte Aeußerungen des Aberglaubens findet. Es läßt sich auch ohne Schwierigkeit annehmen, daß Menschen, die in dem Grade durch Aberglauben verthiert sind, sich leicht einbilden können, daß sie ihren verstorbenen Freunden eine schöne Equipage in jener Welt verschaffen, wenn sie sie in dieser von Hunden auffressen lassen. Keine Meinung ist so dumm, daß sie nicht in einem abergläubischen Gehirne Statt finden könnte. Die Frage aufwerfen, wie die Menschen auf dergleichen Meinungen gerathen sind, ist eine vergebliche Arbeit. Der Kamtschadale selbst würde diese Frage nicht beantworten können.

So wie die Kamtschadalen aus einem religiösen Aberglauben ihre Todten in der Luft verwesen und von wilden Thieren auffressen lassen, so findet man, daß die Parser auf der Insel Bombay aus einem philosophischen Aberglauben ihre Todten auf gleiche Art behandeln. Sie legen sie ebenfalls in die freie Luft, wo sie von Adlern, Geiern und andern Raubthieren verzehrt werden. Auf einem Hügel fand Ives zwei runde Gebäude, die zur Aufbewahrung der todten Körper der Parser bestimmt waren. In einer kleinen Entfernung stand eine Wache, die niemand sich den Gebäuden zu nähern erlaubte, um nicht die Raubvögel in Verzehrung der Leichname zu stören. Jedoch fand Ives einmal Gelegenheit, in diese Gebäude etwas hineinzusehen und seine Neugierde einigermaßen zu befriedigen. Er sah

*) Krascheninnikow's Beschreibung von Kamtschatka; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 293. Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 343.

verschiedene todte Körper, an denen aber nur sehr wenig Fleisch mehr übrig und dies wenige von der Sonne so sehr verbrannt war, daß sie gar keine unangenehme Ausdünstungen mehr von sich gaben. Wie Ives berichtet, war ihr Grundsatz hierbei, daß, weil ein Mensch aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt sey, billig jedes dieser Elemente nach dem Tode seinen Antheil zurückfordern könne *). Es ist also keinesweges thierische Gleichgültigkeit, wenn diese Leute ihre Todten in der freien Luft verwesen lassen und den Raubvögeln Preis geben; denn die Parser sind zwar roh, aber nicht thierisch; sondern es ist ein philosophisches Vorurtheil, das sie verleitet, ihre Todten auf eine Art zu behandeln, die unser Gefühl und unsre Denkungsart empört.

Es gibt mehrere Völker, die ihre Todten in der Luft verwesen lassen; sie erlauben aber nicht, daß Raubthiere sie verzehren. Diese sind also von etwas feinern Gefühlen. Die Leichname in der Luft verwesen zu lassen, ist in ihren Augen ehrenvoller, als wenn solches in der Erde geschieht. Es ist wohl auch weiter nichts als ein Vorurtheil, welches der einen Art, die Todten zu behandeln, einen Vorzug vor der andern gibt. Es ist die Absicht dieses Verfahrens, die von dem mehr oder weniger Rohen im Charakter der Völker, wie auch von der größern oder geringern Achtung zeuget, welche sie für die leblosen Körper der Verstorbenen haben. Wenn die Bewohner der Papuasinseln ihre Todten auf die Klippen und die Ufer des Meeres werfen, so verrathen sie dadurch das Viehische in ihrem Charakter, in welchem keine Spur der Liebe und Achtung für ihre verstorbenen Freunde gefunden wird. Wenn die Einwohner der aleutischen und Fuchsinseln hingegen ihre Todten ebenfalls in der Luft verwesen lassen, so sieht man, daß sie eben diese Behandlungsart deshalb wählen, weil sie selbige für die ehrenvollste halten. Auf diesen Inseln werden arme Leichen in ihren

*) Ives Reisen nach Indien und Persien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, B. 16, S. 403.

Kleidern nebst ihrem Haus- und Jagdgeräthe in eine Matte gewickelt und unter vielen Wehklagen begraben; reichere hingegen legt man in Kleidern nebst ihrem Geräthe in einen kleinen Nachen und hängt denselben an eine Art von Galgen, damit sie in der Luft verwesen mögen *). In der Luft verwesen, ist also bei ihnen eine Ehre, die vorzugsweise den Reichen zukommt. Man hängt aber deshalb die Leichen so hoch, damit die wilden Thiere sie nicht verzehren sollen; es haben also diese Insulaner nicht die Vorurtheile jener oben genannten Völker.

Die Kussis, eine Völkerschaft, welche die gebirgigen Gegenden östlich von Bengalen bewohnt, lassen in der nämlichen Absicht ihre Todten in der Luft verwesen. Eigentlich verfährt man mit den Körpern der Verstorbenen auf zweierlei Art. Einige begraben sie. — Wenn ein Kussi stirbt, so treten alle seine Verwandten zusammen, um ein Schaf oder ein Schwein zu tödten. Ist das Fleisch gar, so wird dem Todten etwas Brühe in den Mund gegossen, und er in ein Stück Zeug gewickelt. Alle Anwesende trinken dann von der nämlichen Brühe. Diese Ceremonie wird mehrere Tage nach einander wiederholt. Darauf wird der Leichnam auf ein Gerüst gelegt und unter demselben Feuer angezündet. Man steckt dann einen Spieß durch den Körper und läßt ihn dürre werden. Ist er dies, so bedeckt man ihn mit zwei bis drei Stücken Zeug, legt ihn in einen Kasten und beerdigt ihn. Das Grab wird mit allerlei Blumen und Früchten der Jahreszeit geschmückt. — Andere bedecken ihre Todten mit einem Tuche, dann mit einer Schilfdecke und hängen sie so an großen Bäumen auf. Wenn das Fleisch verweset ist, waschen sie die Knochen, trocknen sie und verwahren sie in einem Gefäße, das sie bei unvermutheten Begebenheiten öffnen. Die Gebräuche, welche sie hierbei beobachten, sind, ihrer Meinung nach, ihnen von

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 373.

den Verstorbenen eingegeben worden *). Hieraus sieht man, daß die Kussis zwar, was die Todtenknochen betrifft, eine Art von Aberglauben hegen, allein nichts desto weniger suchen sie durch Aufhängung derselben sie eben sowohl zu ehren, als die andern durch ihre Beerdigung. Wenigstens ist dies Verfahren in ihren Augen gewiß nicht entehrend; denn in solchem Falle könnten sie nicht behaupten, daß die Verstorbenen ihnen die Maßregeln eingäben, die sie zu nehmen hätten.

Wie einige ihre Todten in der Luft verwesen lassen, so halten andere es für anständiger, sie auf der Erde verwesen zu lassen; dies geschieht aber auf eine Art, welche zeigt, daß sie nicht weniger Achtung als Liebe gegen ihre verstorbenen Freunde haben. So findet man es bei einigen Indianern in Südamerika. Diese errichten einen Schauer von zusammengeflochtenem Rohre, welcher ungefähr vier Fuß über die Erde erhöhet und nicht viel länger als die Leiche ist. Unter diesen Schauer legen sie den todten Körper. Für den Todten werden einige Eßwaaren, Aehren von Mais und die verschiedenen Speisen, die davon zubereitet werden, hingelegt. Außerhalb des Schauers hängen sie an einen Pfahl verschiedene Sachen, deren sich der Todte, während er lebte, bedient hat. Besonders findet man da einige Haarlocken, welche, nach Ulloa's Vermuthung, von den hinterlassenen Frauen des Verstorbenen zum Beweise ihrer Traurigkeit über seinen Tod aufgehängt sind. Was sie mit den Knochen thun, wenn das Fleisch verweset ist, weiß Ulloa nicht mit Gewißheit. Er vermuthet bloß, daß sie sie verbrennen, damit sie nicht auf der Erde zerstreut liegen sollen **). Daß diese Indianer dem Verstorbenen Speise vorsetzen, ist ein Beweis ihrer Liebe zu ihm. Sie wollen nicht, daß er Mangel leiden soll. Man kann zu-

*) Allgemeine geographische Ephemeriden, von Gaspari und Bertuch. XI. B. 4. Stück. S. 485.

**) De Ulloa's physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschnitt 19.

gleich mit gutem Grunde daraus schließen, daß sie glauben, es sey etwas an dem Menschen, das nach dem Tode des Körpers fortlebe; denn sonst wäre diese Sitte durchaus zwecklos.

Die Todten unter einen solchen Schuppen zu setzen, wo sie in Verwesung übergehen können, ist, nach meiner Meinung, ein sehr vernünftiges Verfahren. Dadurch wird der Schauder erregenden Möglichkeit vorgebeugt, Jemand den lebendig zu begraben, welches bei der Geschwindigkeit, womit wir oft den Todten in einen Sarg schließen und ihn in die Gruft senken, der Fall seyn kann und wohl zuweilen auch wirklich ist, welches ich in einer andern meiner Schriften gezeigt habe *); dies ist aber von dem Publikum eben so wenig beachtet worden, als verschiedene andere meiner Vorschläge. Es wird wohl auch nicht eher geschehen, als bis man zu wiederholten Malen entdeckt hat, Scheintodte begraben zu haben. Wie schwer ist es aber, hinterher diese Entdeckung zu machen. Für den im Sarge Erstickten kommt die Entdeckung auch zu spät. Die oben erwähnten Indianer lassen zwar nicht in dieser Absicht ihre Todten unter einem Schauer verwesen; denn alsdann wäre es nicht nöthig, die Leichen da bis zur völligen Verwesung liegen zu lassen; allein der Nutzen davon bleibt doch immer derselbe.

Liebe gegen die verstorbenen Freunde ist ohne Zweifel die Ursache der bei den obgenannten Völkern üblichen Sitte, die Leichen auf der Erde verwesen zu lassen. So lange die Menschen noch in dem ganz wilden thierischen Zustande lebten, ließen sie, aus Gleichgültigkeit gegen die Todten, den Thieren gleich, ihre Leichen da verwesen, wo sie lagen, als sie starben, oder sie schleppten sie anderswo hin, um dem Gestanke ihrer verwesenden Leichname zu entgehen, und be-

*) Vergl. meine Opfordring til Kiöbenhavns Indvaanere om en offentlig Indretning, som otter os Sikkerhed for ikkeat Begrave nogen levende.

kümmerten sich nun weiter nicht darum. — Als die zarten menschlichen Gefühle bei ihnen geweckt wurden, ließen sie sie auch, nach der Sitte der Vorfahren, auf der Erde verwesen; solches geschah aber aus Liebe zu ihnen. Sie konnten sich nicht überwinden, sie in die Erde zu verscharren. Sie waren ihnen alsdann gänzlich entrückt. Sie ließen sie daher über der Erde verwesen. Nun konnten sie von Zeit zu Zeit sie besuchen. Es schien, als hätten sie sie noch, als wären sie nicht ganz für sie verloren. Es währte aber nicht lange, so fing der Geruch der Leichen ihrer Freunde an, ihnen unerträglich zu werden. Sie konnten sich ihnen ohne Widerwillen nicht nähern, es aber auch nicht über sich gewinnen, sie in die Erde zu begraben. Sie erfanden daher Kisten, in welche sie ihre Todten legten und in diesen ließen sie sie stehen und oberhalb der Erde verwesen. Solchergestalt hatten sie die theuren Ueberreste ihrer verstorbenen Freunde bei sich, ohne daß der Geruch ihnen sehr beschwerlich fiel.

Diese Erfindung findet bei den Einwohnern von Port-Mulgrave Statt. Bei diesen übrigens ganz rohen Menschen findet man Särge; diese sind aber von einer Einrichtung, die von der Rohheit der dortigen Bewohner zeugt. Zu einer Leiche brauchen sie zwei Kisten. Sie trennen den Kopf von dem Körper und wickeln beides in Pelzwerk ein. Darauf legen sie den Kopf in eine viereckige Kiste, den Körper hingegen in eine länglichte. An jedem Ende dieser Kiste wird ein langer dicker Pfahl in die Erde geschlagen, so daß die obern Spitzen zusammenstoßen und diese werden dann fest zusammengebunden. Die kleine Kiste, die den Kopf enthält, wird auf eine Querstange gesetzt, die an zwei andern Stangen, ungefähr zwei Fuß über der großen Kiste, befestigt ist. Diese Kisten schmücken die Verwandten des Verstorbenen mit zwei oder drei Reihen von kleinen Muschelschalen, zuweilen aber auch von Zähnen aus. Diese werden sehr nett und mit vielem Geschmacke in das Holz eingesetzt, und dann die Zierlichkeit noch dadurch vermehrt, daß man sie mit verschiedenen Farben bemalt. Die oben

genannten Pfähle hingegen sind bloß weiß angestrichen *).

Geschmackvoller sind die Begräbnißanstalten der Orotchysen, welche, wie die oben erwähnten Amerikaner, ihre Todten in Särgen in der freien Luft verwesen lassen. Die Leichname der Armen werden in einem Sarge in die freie Luft gesetzt, der auf einem Gerüste steht, das von vier Fuß hohen Pfählen getragen wird; aber bei allen sieht man ihre Bogen, Pfeile, Netze und einige Stücke Zeug. — Die Gräber der Reichen hingegen sind Gebäude, die eben so groß als die Häuser sind. La Perouse fand, daß jedes derselben drei, vier oder fünf Särge in sich schloß, die sauber gearbeitet und mit chinesischen Stoffen ausgeschmückt waren, unter welchen man einige Stücke Brocat bemerkte. Bogen, Pfeile, Netze und überhaupt das schätzbarste Hausgeräth der Verstorbenen waren in dem Innern dieser Grabmäler aufgehangen. Die hölzernen Thüren waren mit einem Riegel verschlossen, den an beiden Enden zwei Krampen hielten **).

So findet man bei diesen rohen Menschen offene Begräbnisse, Kisten, worin die Leichname in freier Luft verwesen; denn an keinem andern Orte läßt man sie verwesen. Die abscheuliche Sitte, seine Todten über der Erde in Tempeln und Sakristeien verwesen zu lassen, wo sie die geheiligten Oerter mit Gestank füllen und die Lebendigen vergiften, wovon es so viele Beispiele gibt, ist eine Erfindung des Aberglaubens und der Eitelkeit, welche den kultivirten Christen allein eigen ist, eine Erfindung, die wohl nur durch den Machtspruch der Fürsten in den christlichen Staaten aufgehoben werden kann.

Ich habe gezeigt, wie die rohen Völker ihre Todten in der Luft verwesen lassen, entweder aus Gleichgültigkeit

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 116. Portlocks und Dixon's Reise um die Welt. Kap. 9.

**) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 77 ff.

gegen sie, oder aus Liebe zu ihnen und aus Achtung für sie. Andere versenken sie in die Fluthen und lassen sie daselbst ein Raub der Fische werden. Es ist leicht begreiflich, daß diese Art, die todten Körper aus dem Wege zu schaffen, nur bei den Völkern Statt finden kann, die an den Ufern des Meeres und der Flüsse wohnen. Daß Verschiedene lieber diese Art, sich der Todten zu entledigen, als die andere, sie auf der Erde verwesen zu lassen, wählen, kann seinen Grund darin haben, daß sie dadurch von den stinkenden Ausdünstungen der todten Körper befreit werden, wenn diese nur nicht wieder auf den Strand geworfen wurden, welches sich zuweilen ereignen muß.

Ungeachtet aber viele von den rohen Völkern ihre Todten auf diese Art aus dem Wege schaffen, muß man nicht glauben, daß sie sie weniger lieben als andere, die sie in die Erde verscharren. Wenn sie hierbei zwischen Luft, Wasser und Erde wählen, so beruht dieses einzig und allein auf ihren Begriffen von Ehre und Anstand. Die Neuseeländer fühlten gewiß sowohl Liebe als Achtung für ihre verstorbenen Freunde; davon zeugen sowohl die Denkzeichen, die sie von ihnen tragen, als die Aeußerungen der Betrübniß, die sie an den Tag legen. Nichts desto weniger legen sie Steine auf sie, sobald sie gestorben sind, und versenken sie ins Meer *). Das nämliche kann man von den Arrakanern behaupten. Diejenigen, welche Vermögen haben, verbrennen ihre Todten; die Armen aber, die kein Vermögen dazu haben, bringen die todten Körper bei niedrigem Wasser an das Ufer eines Flusses und lassen sie vom Wasser wegführen. Diese Körper werden oft an einem Orte zusammengetrieben, und verursachen dann einen abscheulichen Gestank, bis sie endlich von Raubvögeln verzehrt werden. Daß dieses Verfahren keineswegs in Gleichgültigkeit gegen ihre verstorbenen Freunde, oder in Mangel an Liebe zu ihnen

*) Cook's Reise um die Welt.; in Hawkesworth's Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. Hauptstück 30. S. 318.

gegründet ist, kann man deutlich aus der Art schliessen, wie sie ihre Kranken behandeln. Wenn jemand, der ein hohes Alter erreicht hat, krank wird, oder man seine Genesung nicht mehr hoffen kann, oder wenn er sonst in eine schwere Krankheit fällt, so bringen sie ihn bei niedrigem Wasser an das Ufer eines Flusses, wo er, wenn das Wasser steigt, ertrinken und mit der Fluth weggetrieben werden muß. Sie halten es für ein Werk der Barmherzigkeit, solchen elenden Menschen ihr schmerzvolles Leben zu verkürzen *). Dies ist zwar eine Barmherzigkeit, die sich manche verbitten möchten; allein dennoch üben diese rohen Menschen sie in der besten Absicht. Man muß ihr Herz rühmen, während man ihre Vernunft bedauert.

Eben dieses ist unter den Hindostanern gebräuchlich; diese werfen aber, aus religiösen Prinzipen, ihre Todten ins Wasser. So wie die Arrakaner ihre Todten ins Wasser werfen, um ihre Schmerzen in dieser Welt zu endigen, so versenken die Hindostaner ihre Todten ins Wasser, um ihre Glückseligkeit in der andern Welt zu befördern. Die meisten verbrennen zwar ihre Todten; es gibt aber doch auch einige, die sie nur ein wenig auf Kohlen braten und alsdann in einen Fluß werfen. Noch andere tragen den Kranken, wenn er in den letzten Zügen liegt, an das Ufer eines Flusses, setzen ihn mit den Füßen ins Wasser und lassen ihn bis an den Hals hinunter gleiten, und wenn er den letzten Athemzug thut, stoßen sie ihn vollends gar hinein, erheben darauf ein großes Geschrei, klatschen in die Hände und verlassen ihn. Die Ursache dieses Verfahrens ist, daß seine Seele von den Unreinigkeiten, die sie in dem Körper angenommen, gereinigt wird, besonders wenn es in dem Flusse Ganges geschehen kann, dessen Wasser sie für heiliger als alles andere halten. Nächst dem Verbrennen der Todten ist diese Sitte die gewöhnlichste. Haben sie keine Gelegen-

---

*) Gegenwärtiger Staat der Königreiche Siam, Pegu rc., von Salmon, S. 148.

heit, die todten Körper auf eine dieser beiden Arten aus dem Wege zu schaffen, so begraben sie sie; jedoch thun sie dies nicht gern, weil sie sich einbilden, daß sich die Seelen ihrer verstorbenen Freunde noch in einigem Ungemach befinden, so lange der Leib nicht zu Asche worden oder auf eine andere Art verzehrt ist; denn ihrer Meinung nach sind Feuer und Wasser die Elemente, welche die Seele von der Unsauberkeit und den bösen Gewohnheiten reinigen *).

Hieraus sieht man, welche krasse Begriffe die Hindostaner von der Natur der Seele und der moralischen Anstekkung derselben haben, wenn sie, nach ihrer Meinung, durch Feuer gereinigt oder mit Wasser abgewaschen werden kann. Diese Unvernunft aber kann man Heiden leicht verzeihen, wenn es Christen gibt, die nicht vernünftigere Mittel zur Reinigung ihrer Seele wählen. In diesem Stücke muß man die Hindostaner loben, daß sie sich die künftige Seligkeit ihrer Mitmenschen angelegen seyn lassen, und die besten Mittel, die sie kennen, anwenden, um selbige zu befördern. Daß die oben erwähnten Arrakaner in eben so guter Absicht ihre Todten ins Wasser werfen, ist zwar möglich; mit Gewißheit darf ich es aber nicht behaupten.

Kap. 2.

Art und Weise, die Todten zu begraben.

Ich habe verschiedener Völker erwähnt, die ihre Todten dadurch aus dem Wege schaffen, daß sie selbige entweder den Raubthieren vorwerfen, oder sie in der Luft verwesen lassen, oder sie in das Meer versenken. Jedoch ist es un

*) Bernier's Reise in das mongolische Reich; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 15. S. 22. — Gegenwärtiger Staat von Hindostan, von Salmon. Kap. 10.

ter den meisten rohen Menschen gebräuchlich, sie in die Erde zu verscharren. Diese können in zwei Klassen getheilt werden. Einige begraben nur die Knochen der Todten, andere den ganzen Körper. Ich will einige Beispiele beider Beerdigungsarten anführen.

Als Liebe zu den verstorbenen Freunden bei den rohen Menschen geweckt worden war, suchten verschiedene Völker, so viel wie möglich, die entseelten Ueberreste derselben zu erhalten. Einige verbrannten sie und bewahrten ihre Asche; andere balsamirten sie ein. Aber die Erfahrung lehrte sie auch, daß, wenn der Körper, nach Art der Vorfahren, in der freien Luft verwesete, die Gebeine und Knochen nachblieben. Diese waren die einzigen Theile des Körpers, die der Verwesung widerstanden. Sie wurden also als Bestandtheile des menschlichen Körpers betrachtet, als das Wesen des Körpers, als das Unvergängliche, welches noch nach dem Tode des Menschen nachbliebe. Man bekümmerte sich daher nicht um die Haut, das Fleisch und die Eingeweide. Es war ihnen genug, wenn sie die Knochen behalten konnten. Diese wurden geschabt, gewaschen, getrocknet und in der Erde verwahrt, wenn das Fleisch abgefault war.

Dies findet man bei den Otaheitiern. Sie beerdigen keine, als die zum Opfer dargebrachten Körper, oder die im Kriege Erschlagenen, und die Kinder der Oberhäupter, die man bei der Geburt erwürgt hat. Mit den übrigen Todten verfährt man auf folgende Art. Sobald ein Otaheitier gestorben ist, kommen seine Verwandten und Freunde in seiner Wohnung zusammen, und beklagen den Verlust des Verstorbenen den ganzen Tag und die Nacht bis an den folgenden Morgen. Alsdann wickeln sie den Leichnam in weißes Zeug und tragen ihn in die Nähe desjenigen Begräbnißplatzes, wo die Ueberbleibsel des Körpers in der Folge begraben werden sollen. Hierzu bedienen sie sich einer Bahre, über welche, nach Art einer kleinen Hütte, ein Dach von Palmblättern angebracht ist. Der Leichnam wird zuerst

am Seeufer niedergesetzt, und der Priester, der ihn begleitet, sagt von dem Augenblicke an, da der Todte weggetragen wird, bis zur Ankunft am Begräbnißplatze beständig Gebete her. Wenn die Leiche an dem letzt erwähnten Orte angekommen ist, sprengt der Priester ein wenig Seewasser nach ihr hin, jedoch nicht auf dieselbe. Diese Ceremonie wird mehrmals wiederholt und der Leichnam jedesmal aufgehoben und einige Schritte weit zurückgetragen. Unterdeß hat man unweit des Begräbnißplatzes eine Art von offenem Schoppen, welcher auf sechs bis sieben Schuh hohen Pfählen ruht, errichtet, und unter diesen stellt man den Körper sammt der Bahre entweder auf Pfähle oder auf einen zu dem Ende errichteten bretternen Boden hin, wo er bleibt, bis das Fleisch von den Knochen abgefault ist. Während der Verwesungszeit bringen die Anverwandten des Verstorbenen zu wiederholten Malen Fleisch, Früchte und Wasser dahin, und lassen diese Lebensmittel in einiger Entfernung von der Grabstätte zurück. Fünf Monate lang gehen die nächsten Anverwandten in einer Art von Trauerhabit zum Grabe. Bisweilen geht der Priester mit und betet und opfert den Göttern am Grabe. Wenn das Fleisch verweset ist, schabt man die Knochen vollends rein, wäscht und begräbt sie. Die Grabstätte wird mit otaheitischen Zeugen, Kränzen und Kokosblättern verziert. Rings umher werden auch gemeiniglich einige Bäume gepflanzt. Sogar nach Beerdigung der Gebeine erneuern die Verwandten, zuweilen in Gesellschaft des Priesters, gewisse Ceremonien und lassen allerhand Lebensmittel bei dem Grabe zum Opfer zurück *). Wahrscheinlich sind sie ein Opfer, welches zur Aussöhnung der Götter für die begangenen Sünden des Verstorbenen gebracht wird. Aus dieser Beschreibung erhellt, daß das Leichenbegängniß bei den Otaheitiern eine

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschnitt 9. S. 484 ff. — Wilson's Missionsreise. S. 398 ff.; in Sprengel's Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2.

sehr ernsthafte und religiöse Handlung ist, in welcher Liebe gegen den Verstorbenen und Ehrfurcht für die Gottheit vereinigt sind.

In Amerika ist dieselbe Sitte herrschend, wie im Südmeere. Die Tschaktahs, eine Völkerschaft in Carolina, haben mit den Otaheitiern den Gebrauch gemein, die Todtenknochen rein zu schaben; sie weichen aber in Ansehung der Beerdigungsmethode von ihnen ab. Sobald jemand bei ihnen gestorben ist, errichten sie in einem Haine dicht bei der Stadt ein achtzehn bis zwanzig Fuß hohes Gerüst, legen die Leiche darauf und decken einen Mantel darüber. Hier bleibt der Körper liegen und wird von den Freunden und Verwandten besucht, bis das Fleisch verweset und sich leicht von den Knochen trennen läßt. Dann nehmen einige eigens dazu bestellte Leute das Fleisch sorgfältig von den Knochen ab, waschen und reinigen dieselben, trocknen sie an der Luft, legen sie zuerst sämmtlich in einen Kasten und setzen diesen dann in dem Beinhause bei, das jede Stadt sich zu diesem Behufe bauet. Wenn das Haus endlich voll ist, so findet ein allgemeines feierliches Leichenbegängniß Statt. Die nächsten Anverwandten und Freunde der Verstorbenen gehen an einem bestimmten Tage nach dem Beinhause, nehmen die ihnen angehörigen Särge auf, folgen einander nach dem Alter, werden von der ganzen übrigen Menge, als machten Alle nur Eine Familie aus, begleitet und gehen bei gemeinschaftlichem, abwechselndem Hallelujah-Singen und Wehklagen langsam nach dem allgemeinen Begräbnißplatze. Hier stellen sie die Särge so auf, daß sie eine Pyramide bilden, und zuletzt bedecken sie dieselben mit Erde, so daß ein kegelförmiger Hügel entsteht *). So haben diese wilden Nordamerikaner eben sowohl ihre Sakristeien, als wir. Sind sie auch weniger prächtig, so sind sie auch weniger stinkend. Diese Wilden lassen erst ihre verstorbenen Freunde in der freien Luft verwesen und bewahren alsdann nur die Ueber-

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 488 ff.

bleibsel von ihnen, die aufbewahrt werden können, ohne Ekel zu erwecken und der Gesundheit nachtheilig zu seyn. Es gibt also sogar Wilde, von denen die gesitteten Völker etwas lernen können.

Im südlichen Amerika findet man dieselben Gebräuche, wie in dem nördlichen; weil aber alles, was auf Geschmack und Begriff von Anstand beruht, Veränderungen unterworfen ist, so findet man auch, daß diese Indianer, ob sie gleich mit jenen in der Hauptsache überein kommen, doch in andern Stücken von ihnen sehr abweichen. Wenn ein Molucke stirbt, so wählt man eins der angesehensten Weiber unter ihnen, seinen Körper zu skelettiren, und dies geschieht auf folgende Art. Man nimmt die Eingeweide heraus und verbrennt sie zu Asche. Dann wird das Fleisch so sauber als möglich von den Knochen abgelöst und letztere so lange unter die Erde vergraben, bis das noch daran gebliebene Fleisch ganz von den Würmern verzehrt ist, oder bis sie nach dem gewöhnlichen Begräbnißplatze gebracht werden, welches binnen einem Jahre nach dem Ableben geschehen muß, auch wohl zuweilen innerhalb zweier Monate geschieht. — Die Patagonier hingegen verscharren die Gebeine nicht in die Erde, sondern legen sie auf zusammengeflochtenes Schilf oder Zweige, um sie von der Sonne und dem Regen trocknen und bleichen zu lassen. — Wenn die Moluchen die Gebeine ihrer Todten fortschaffen wollen, so packen sie solche in eine Haut zusammen und legen sie auf eins von den Lieblingspferden des Verstorbenen, das zu dieser Absicht aufbehalten worden ist. Dieses Pferd putzen sie nach ihrer Art auf das schönste mit Mänteln, Federn und dergleichen, und reisen sodann nach dem gewöhnlichen Begräbnißorte, wo sie diese Ceremonie vollenden. Sie begraben ihre Todten in große viereckige Gewölbe, eine Klafter tief. Die Gebeine werden zusammengefügt und jedes an seiner gehörigen Stelle festgebunden. Das ganze Gerippe wird mit Kleidern bedeckt, die mit Knöpfen, Federbüschen und dergleichen geschmückt sind. Diese Kleider werden alle

Jahre einmal ausgebessert und verändert. Die Leichen sitzen alle in einer Reihe mit Schwert, Lanze, Bogen und Pfeilen, Trinkgeschirren und andern Dingen, deren sich der Verstorbene im Leben bediente. Die Gewölbe sind mit Querbalken oder Bäumen, Schilf oder zusammengeflochtenen Zweigen, die mit Erde überschüttet werden, bedeckt. Um diese Begräbnisse beständig in gutem Stande zu erhalten, wird aus jedem Stamme einer alten Matrone die Aufsicht darüber anvertraut, die dieses Berufs halber in sehr großem Ansehen steht. Ihr Amt ist, alle Jahre einmal diese Wohnungen der Todten zu öffnen und die Skelette anzukleiden und zu reinigen. Außerdem muß sie alle Jahre einmal einige Becher ihres starken Getränkes, Chica, welche sie erst zubereitet, über diese Gräber ausschütten und selbst einige davon auf die Gesundheit der Todten trinken. Rings um diese Begräbnisse her stellen sie die skelettirten Pferde der Verstorbenen aufrecht und unterstützen sie mit Stöcken *). Die Pferde und ihre Herren genießen also beiderseits die Ehre, daß ihre Gerippe aufbehalten werden.

Für unsere verzärtelten Gefühle müssen alle diese Begräbnißgebräuche eben keinen besondern Reiz haben. Für Menschen hingegen, deren Gefühle abgehärtet sind, ist der Anblick dieser Mißgestalten eben so wenig widerlich, als es dem Zergliederer ekelhaft ist, in seiner Studierstube zwischen Skeletten von Menschen und Thieren zu sitzen. Dieser sieht in diesen Skeletten nichts als Meisterstücke der Natur, während jene darin die theuren Ueberreste ihrer verstorbenen Freunde sehen, welche sie durch Ankleidung und Putz sich als noch lebendig vorzustellen suchen, und solchergestalt die Traurigkeit durch eine für sie angenehme Illusion vermindern. Wenn diese Skelettirung die Absicht haben soll, von seinen Freunden alles, was aufbehalten werden kann, zum Andenken aufzubehalten, so erreichen diese Wilden ihre Absichten besser, als jene oben erwähnten Völker, welche die Todtenknochen, nachdem sie gereinigt sind, in die Erde

*) Beschreibung von Patagonien, von Falkner. Kap. 5.

vergraben. Uebrigens ist es merkwürdig, daß der Gebrauch, die Leichen in der freien Luft verwesen zu lassen, die Knochen abzuschaben, zu reinigen und darauf aufzubewahren, an Orten gefunden wird, die so weit von einander entfernt sind, als Otaheiti, Karolina in Nord- und Patagonien in Südamerika. Diese Völker können unmöglich diese Sitte von einander entlehnt haben. Dies ist eine wichtige Warnung für die Geschichtschreiber, daß sie nicht, wie gar oft geschieht, gar zu dreist von gemeinschaftlichen Gebräuchen auf gemeinschaftlichen Ursprung oder Bekanntschaft mit einander in frühern Zeiten schließen; denn ungereimt wäre es, von den oben erwähnten dreien Völkern dies behaupten zu wollen, wenigstens, was die Otaheitier und Tschaktahs betrifft.

Es gibt jedoch nur wenige Völker, die ihre verstorbenen Freunde auf eine solche Art behandeln und durch dieses Verfahren ihr Andenken zu erhalten suchen. Die meisten begraben ihre Todten ganz in die Erde. — Auch diese weichen sehr von einander ab. Einige begraben ihre Todten in ihren Wohnungen an dem nämlichen Orte, wo sie gestorben sind; andere haben öffentliche Begräbnißplätze, und diese machen die Mehrheit aus.

Zu den ersten gehören die Mandingos. Bei ihnen wird der Leichnam in weißen baumwollenen Zeug gekleidet und in eine Matte gewickelt. Jedoch haben sie keinen eigentlichen Begräbnißplatz. Zwar begraben sie zuweilen ihre Todten außerhalb der Stadt und legen alsdann eine Menge Dornen aufs Grab, um zu verhindern, daß die Wölfe den Körper nicht ausscharren; man findet aber nicht, daß ein Stein oder ein Denkmal auf das Grab gesetzt wird. Zuweilen begräbt man auch den Verstorbenen im Schatten eines Baumes, den er vorzüglich geliebt hat; oftmals gräbt man aber auch das Grab in der Flur der Hütte des Verstorbenen *). Eben diesen Gebrauch haben auch die Neger auf der Küste von Guinea **).

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschn. 21.

**) Tilforladelig Efterretning om Kysten Guinea, of Römer. Kap. 4.

Die Muskogulgen, eine Völkerschaft in Carolina, machen ebenfalls unter dem Lager, worauf der Verstorbene liegt, in seinem eigenen Hause, ein viereckiges tiefes Loch, legen es mit Cypressenrinde aus, bringen den Leichnam hinein und zwar in einer sitzenden Stellung, als wenn er noch am Leben wäre, und begraben mit ihm seine Flinte, seine Axt, seine Pfeife und andere Sachen, auf die er in seinem Leben den größten Werth gesetzt hat. Diese Sachen geben sie ihm wahrscheinlich mit, damit er sich derselben in jener Welt bedienen könne, wovon man mehrere Beispiele hat, die unten vorkommen werden. — Wenn der Mann begraben ist, kann seine älteste Ehegattin, oder die eigentliche Wittwe, sich zunächst von seinen Sachen etwas auswählen, und den Ueberrest theilen die andern Weiber und die Kinder unter sich *).

In einigen Gegenden von Peru findet man auch den Gebrauch, die Todten in ihren Hütten zu begraben, jedoch mit dem Unterschiede, daß man sie eben nicht an dem nämlichen Orte begräbt, wo sie gestorben sind. In jeder Hütte ist eine besondere Abtheilung, die eigentlich zu diesem Gebrauche bestimmt ist. Dieser Begräbnißort ist von verschiedener Größe nach der Absicht des Besitzers. Doch hält diese Abtheilung gewöhnlich acht bis zwölf Fuß im Viereck **).

Die Indianer am Oronoko sind verschieden in Ansehung ihrer Begräbnißarten. Einige verbrennen ihre Todten, andere legen sie in Höhlen und wälzen große Steine vor die Oeffnung, um sie gegen die wilden Thiere zu sichern. Nachdem nun das Fleisch von den Knochen abgelöst ist, heben sie letztere in irdenen Gefäßen oder Körben von Palmrinde auf und setzen diese in eine Grotte, oder selbst in ihre Hütten. Gemeiniglich aber begräbt man die Todten gleich in ihren Hütten. Die Art, wie man hiebei verfährt, ist sehr einfach. Die Hangematte, deren er sich bei Lebzeiten bedient hat,

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 488.

**) De Alloa's physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschnitt 19.

wird nach dem Tode sein Sarg. In diese wickeln sie ihn und binden solche mit den Schnüren, worin sie hing, fest zusammen. Alsdann machen sie in der Hütte ein Loch und scharren ihn mit seinem Hausrath und Waffen hinein, wobei sie die darüber geschüttete Erde sorgfältig mit den Füßen treten, damit sie alle wieder in die Oeffnung hineingehe *).

Es kann wohl nichts als Liebe gegen ihre verstorbenen Freunde seyn, welche diese rohen Menschen bewogen hat, die Todten in ihren Hütten zu begraben. Diese Völker müssen sich nicht vor Gespenstern fürchten, und beschämen dadurch viele Christen, welche sich wohl schwerlich würden bewegen lassen, in dem Zimmer zu schlafen, wo einer ihrer Freunde unter dem Fußboden begraben läge, als ob die Seele durch die Auflösung des Körpers böser geworden wäre, als da sie darin wohnte, oder denen nach dem Tode sollte schaden wollen, welche sie im Leben geliebt hätte. — Ob Furcht vor den Todten, oder ein Widerwille gegen Leichen, oder vielleicht ein Ueberbleibsel der Gebräuche der Vorfahren, welche in ihrem wilden Zustande die Todten in die freie Luft hinaus schleppten, damit sie von Raubthieren verzehrt werden sollten, die Ursache ist, warum die meisten rohen Menschen von der bei den oben erwähnten Völkern üblichen Sitte, die Todten in ihren Hütten zu begraben, abweichen, kann ich nicht mit Gewißheit sagen; allein gewiß ist es, daß die meisten ihre öffentlichen und allgemeinen Begräbnißplätze außerhalb ihrer Städte haben, und diese Sitte muß ohne Zweifel der Gesundheit zuträglich seyn.

Diese Einrichtung findet man bei verschiedenen nordamerikanischen Völkerschaften. Diese werden zwar Wilde genannt und verdienen in manchem Betrachte diesen Namen; aber ihre Begriffe von dem künftigen Leben, so unrichtig

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii, S. 282.

sie auch sind, flößen doch sowohl dem Sterbenden eine außerordentliche Standhaftigkeit, als den hinterlassenen Freunden Trost ein, und letzterer wird sogar durch den Gedanken an eine einstmalige Wiedervereinigung erhöht. — Sobald jemand gestorben ist, kleidet man ihn an, als wenn er noch am Leben wäre. Das Gesicht wird geschminkt und man setzt ihn auf eine Matte oder Haut, mitten in der Hütte, in aufrechter Stellung mit seinen Waffen an der Seite. — Durch alles dieses scheinen sie, soviel wie möglich, dem Tode seine Schrecken nehmen zu wollen, und daran handeln sie vielleicht klüger, als viele gesittete Völker, deren Behandlungsweise der Leichname nur dahin zu zielen scheint, die Fantasie mit Schreckbildern zu erfüllen und dasjenige, was an sich traurig genug ist, noch trauriger zu machen. — Wenn diese Amerikaner den Todten angekleidet haben, setzen seine Verwandten sich rings um ihn her, und jeder hält nach der Reihe eine Rede an ihn, welche Reden, nach den von Carner angeführten Stücken zu urtheilen, schön sind und viel Leben und Kraft haben. Glauben muß man, daß sie der Meinung sind, daß, obgleich der Körper todt sey, der Geist des Erblaßten doch diese Reden höre und Vergnügen daran finde; denn sonst haben sie durchaus keinen Zweck; und daß sie es glauben können, davon wird man sich überzeugen, wenn man weiter unten die verschiedenen Sachen sieht, welche sie ihren Todten mit ins Grab geben. — Wenn sie die oben erwähnten Reden beendigt haben und sie von dem Begräbnißplatze ihres Stammes weit entfernt sind, oder der Todesfall im Winter geschieht, so wickeln sie den Körper in Häute ein und legen ihn auf ein hohes, dazu errichtetes Gerüst oder auf d e Zweige eines großen Baumes und lassen ihn da bis zum Frühjahre liegen; alsdann tragen sie den Todten nebst allen übrigen Leichen ihres Stammes an den allgemeinen Begräbnißplatz. — Des Sommers, wenn sie so weit davon entfernt sind, daß die Leiche in Verwesung übergeht, ehe sie dahin gebracht werden kann, wird das Fleisch

von den Knochen abgebrannt und diese werden auf die gewöhnliche Art begraben *).

Auf solchen öffentlichen Begräbnißplätzen werden die Leichen gemeiniglich ohne weitere Umstände in die Erde gelegt. Man gräbt ein Loch, worein der Todte mit oder ohne Sarg gesenkt wird, und verschüttet dann das Grab mit Erde. Es gibt aber doch einige, die diese Beerdigungsart zu einfach finden, und deswegen mehr Kunst bei der Einrichtung des Grabes anwenden.

So hat man es bei den norwegischen Lappen gefunden. In vorigen Zeiten pflegten sie die Todten bei ihren Opferstätten zu begraben, welche in ihrem gegenwärtigen Leben gute Proben ihrer Fertigkeit im Schießen abgelegt hatten. Alle die übrigen wurden auf die allgemeinen Begräbnißplätze gelegt. Das Grab ward von dünnen, länglichten Steinen, die an den Seiten, dem Kopfe und den Füßen gesetzt wurden, zubereitet. Einige dieser Steine dienten zum Boden, andere zum Deckel. In ein solches Grab ward der Körper gelegt, nachdem man ihn in Birkenrinde gewickelt hatte. Dieses Grab stellte also einen steinernen Sarg vor. Heutiges Tages wird der Tode ganz nackend in einen hölzernen Sarg gelegt. Unter die Leiche legt man Hobelspäne und bedeckt sie mit einem Tuche, und so wird sie von den nächsten Anverwandten zum Grabe hingetragen **). Die anjetzt bei ihnen übliche Art, die Todten zu beerdigen, ist also weit einfacher als vordem. Die Ursache davon weiß ich nicht mit Gewißheit. Die Einführung des Christenthums unter ihnen kann es nicht seyn. Die vordem gebräuchliche Beerdigungsart ist vielleicht allmählich bloß deshalb abgekommen, weil sie mehr Mühe kostete, oder auch die steinernen Gräber sind durch Erfindung der Särge abgeschafft worden, und dieses finde ich

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 15.

**) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kap. 18.

wahrscheinlicher. Die Geschichte lehrt, daß verschiedene Völker nicht leiden können, daß die entseelten Körper ihrer Freunde unmittelbar von der Erde berührt oder gedrückt werden. Deswegen hatten die Lappen ohne Zweifel ihre Gräber mit Steinen ausgelegt, ehe sie Särge bekamen. Als diese erfunden waren, war die alte Einrichtung nicht länger nöthig.

So auch die Einwohner von Sumatra. Da diese auch von keinem Sarge wissen, sondern die Leiche bloß in ein Stück weißes Zeug wickeln, so geben sie auch ihren Gräbern eine solche Einrichtung, daß die Erde den Verstorbenen nicht drücken kann. Wenn sie das Grab zu der gehörigen Tiefe gebracht haben, so graben sie auf dem Boden an der Seite eine Höhle, welche so groß ist, daß der ganze Körper Raum darin hat. Diese Höhle wird, nachdem Blumen hinein gestreut worden, mit zwei Brettern zugemacht, welche in einem rechten Winkel an einander befestigt sind, so daß das eine die Leiche oben bedeckt, das andere aber die offene Seite verschließt. Durch diese Einrichtung liegt die Leiche frei, ohne von der Erde gedrückt oder berührt zu werden. Wenn man sie solchergestalt bedeckt hat, füllt man die äußere Höhle mit Erde aus, steckt kleine weiße Fahnen um dieselbe herum und pflanzt verschiedene Gewächse darauf. Die Weiber, welche die Leiche begleiten, machen ein fürchterliches Geschrei. Nach zwölf Monaten werden ein Paar lange Steine an dem Kopfe und den Füßen gesetzt. Uebrigens werden die Begräbnißplätze der Sumatraner außerordentlich verehrt, wodurch diese Wilden die Christen beschämen, welche an manchen Orten die Gräber der Todten von Menschen und Thieren niedertreten lassen. In Sumatra wird die geringste Verletzung des Bodens, auch wenn keine Spur mehr von den Gräbern zu sehen ist, für ein unverzeihliches Verbrechen gehalten *).

---

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 318.

Wie die Sumatraner die Gräber mit kleinen weissen Fahnen und verschiedenen Gewächsen verzieren, so findet man, daß weit mehrere rohe Völker ihre Gräber ebenfalls ausschmücken, jedes nach seinem Geschmack und seiner Fantasie. Jedes sucht dadurch nach seiner Art seine Achtung und Liebe gegen den Verstorbenen zu erkennen zu geben. Ich will einiger dieser Völker erwähnen und werde alsdann auch Gelegenheit haben, ihre verschiedenen Begräbnißgebräuche zu zeigen.

Die Einwohner von Unalaschka begraben immer ihre Todten auf den Gipfeln der Berge und schütten über dem Grabe einen kleinen Erdhügel auf. Jeder Vorübergehende wirft einen Stein darauf. Dergleichen Steinhaufen gibt es verschiedene, von denen Cook einige für sehr alt hielt *). Was die Ursache ist, daß man die Gräber mit Steinen bewirft, weiß ich nicht. Vielleicht sollen diese Steinhaufen eine Art von Zierde seyn. Daß man aber über den Gräbern einen Erdhügel aufwirft, soll ohne Zweifel eine Art von Verzierung seyn, ein Grabmal zum Andenken des Verstorbenen, ein Zeichen, daß ein Todter hier begraben liegt, damit keiner auf irgend eine Art diesen heiligen Ort entweihen und dadurch den Geist des Erblaßten beleidigen solle. In gleicher Absicht werfen wohl auch wir die kleinen Hügel über den Gräbern auf, welche Sitte ein Ueberbleibsel von den größern Hügeln zu seyn scheint, die man noch auf dem Felde von den ältesten Zeiten her findet.

Andere Völker suchten auf andere Art die Gräber zu verzieren. So brauchen die Madegassen Ochsenhörner zum Grabmal über den Verstorbenen. Wenn jemand krank ist und seine Krankheit gefährlich wird, bringt man Opfer und schlachtet Ochsen, welche man unter die Nachbarn austheilt, nachdem man vorher einen Theil für die wohlthätige Gottheit und einen andern für das böse Wesen weggelegt hat,

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 262.

welches wahrscheinlich geschieht, um beide zu gewinnen. Die Hörner werden auf einer Stange vor der Hausthüre aufgehangen. Wenn der Kranke stirbt und Vermögen hinterläßt, fängt man die Opfer von neuem an und setzt sie lange fort, bis der Leichnam begraben ist, welches einige Tage ansteht. Bei Nacht schießt man Flinten vor dem Hause ab, um die bösen Geister zu vertreiben. Endlich legt man den Todten in seiner schönsten Kleidung in einen Sarg und begräbt ihn außerhalb des Dorfs. Auf dem Begräbnißplatze errichtet man eine Hütte und hängt vor derselben an einer Stange die Hörner von allen den Ochsen auf, die bei seinem Tode geschlachtet worden sind. Ist der Verstorbene mit angesehenen Familien verwandt, die weit von dem Begräbnißplatze entfernt wohnen, (denn es haben alle vornehme Familien ihre eigenen Grabmäler), so trägt man ihn mit großem Gepränge zu seinen Verwandten und verrichtet dort einige Tage hindurch die nämlichen Ceremonien, worauf man ihn in das Grab seiner Voraltern legt *).

Statt der Ochsenhörner errichten die Congoneger Elephantenzähne als ein Denkmal über den Gräbern der Verstorbenen. Es währt aber bei ihnen lange, ehe es so weit kommt. Sie trocknen daher die Leiche bei einem gelinden Feuer, wahrscheinlich um zu verhindern, daß sie nicht in Verwesung übergehen soll, ehe sie mit den Begräbnißanstalten fertig werden. Wenn man in längerer oder kürzerer Zeit am Morgen und Abend die Leiche betrauert hat, wird sie mit den schönsten Zierrathen des Verstorbenen geschmückt und alsdann, nach Beschaffenheit der Erbschaft, in viel oder wenig Zeug gewickelt, so daß das Ganze wie ein großer Pack aussieht. De Grandpré sah eine solche Leiche, deren Masse mit der ganzen Einpackung zwanzig Fuß in die Länge, vierzehn in die Höhe und acht Fuß in die Breite

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 3.

ausmachte. Auf den oben erwähnten Pack war ein kleiner Kopf gesetzt, der den Kopf des Verstorbenen vorstellen sollte. Mit dem Einpacken dieser Leiche und Betrauern derselben hatten sie ein ganzes Jahr zugebracht. Nachdem man diese große Masse mit vieler Mühe nach der Grube geschleppt hatte, ward an dem letztern Orte eine Hütte gebaut, die, nach Landessitte, in jeder Grube aufgeführt wird, und darauf das Ganze mit Erde bedeckt. Auf das Grab wurden zwei prächtige Elephantenzähne gesetzt, welche zwei Fuß tief in die Erde gegraben und mit eisernen Stangen befestigt wurden *).

Die Tscheremissen und Araber pflanzen zum Andenken ihres verstorbenen Freundes eine Fahne aufs Grab. Letztere gehören zu den Völkern, die nicht vertragen können, daß die Erde den todten Körper berühre, und deshalb darüber eine Art von Gewölbe aus Baumzweigen verfertigen, ehe sie die Grube mit Erde anfüllen. Hierauf wird eine neue Lage Baumzweige und Erde gelegt, um zu verhüten, daß die wilden Thiere die Leiche nicht ausscharren sollen. In der Mitte des Steinhaufens läßt man gewöhnlich einen leeren Raum, worein ein irdenes Geschirr oder sonstiges Hausgeräth gesetzt wird; doch geschieht dies nur bei den vornehmen Arabern. Zuletzt wird auf das Grab eine Art von Leichenfahne gesetzt, welche aus einem Stocke besteht, an dessen oberem Ende ein Lappen befestigt wird, der gewöhnlich aus einem der Kleidungsstücke des Verstorbenen genommen ist **).

Einige sehen mehr auf die Dauer solcher Denkmäler, und errichten daher Steine bei den Gräbern ihrer Freunde. Allenthalben auf der Osterinsel sieht man am Ufer eine große

*) Voyage de la côte occidentale d' Afrique, par De Grandpré; in allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. 8. S. 40 ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 32 ff. — Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 17.

Menge Bildsäulen, an denen Nase, Mund, Augen und Ohren ausgehauen sind. Am Fuße dieser Statuen sind Höhlen, worin jede Familie ihre Todten begräbt. Diese Denkmäler sind, nach Perousens Meinung, sehr alt. Statt jener Kolosse errichten die Einwohner heutiges Tages kleine pyramidenförmige Steinhaufen, deren Spitze überweißt ist *). In der Barbarei werden Steine ebenfalls als Denkmäler gebraucht; diese Einrichtung ist aber zweckmäßiger, denn diese Steine, deren einer an dem Haupte und ein anderer an den Füßen aufrecht steht, sind mit dem Namen des Verstorbenen bezeichnet **).

Das schönste dieser Art von Denkmälern findet man bei den Apalachiten, einer alten Völkerschaft in Florida. Wenn jemand begraben ist, pflanzen die nächsten Anverwandten des Verstorbenen an dem Grabe eine Ceder oder einen andern schätzbaren Baum, und wenn er ausgeht, setzen sie gleich einen andern an seine Stelle, um dadurch das Andenken des Verstorbenen so lange als möglich zu erhalten ***). So pflanzen auch die Türken Cypressen bei ihren Gräbern, wodurch ihre Begräbnißplätze das Ansehen einer Waldung gewinnen.

Aus diesen Nachrichten sieht man, wie sehr die rohen Völker, was ihre Grabmäler betrifft, den kultivirtern Nationen gleichen. Diese und jene suchen, jeder nach seiner Fantasie und den Begriffen, welche sie sich von dem, was schön und ehrenvoll ist, machen, ihre Grabstätten zu verzieren und auszuzeichnen. Wenn wir die Gräber mit Blumen, Kreuzen, Leichensteinen und Säulen besetzen, so brauchen jene Ochsenhörner, Elephantenzähne, Fahnen, Steine und Bäume. Auf beiden Seiten ist die Absicht einzig und allein die, seiner Freunde Grabstätten theils zu ver-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 16. S. 203.

**) Schaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. S. 192.

***) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 4. Hauptst. 4. S. 597 ff.

zieren, theils dergestalt auszuzeichnen, daß man sie von andern unterscheiden könne; vielleicht auch in der Absicht, sein Recht auf eine solche Stelle als sein Eigenthum zu erkennen zu geben und andere zu warnen, daß sie dergleichen Stellen, wo ihre Todten begraben liegen, weder niedertreten, noch aufgraben sollen.

Dies muß ohne Zweifel bei den russischen Lappen und Ostiaken die Absicht seyn. Jene legten vordem die Leichen auf die Erde, setzten Steine umher und warfen einen Steinhaufen über ihnen zusammen. Jetzt begraben sie ihre Todten ohne Särge, an einigen Orten in ihren Kleidern, an andern ganz nackt, und legen gewöhnlich, wenn die Gruft zugeworfen ist, einen umgekehrten Schlitten darauf *). Den nämlichen Gebrauch findet man bei den Ostiaken. Noch am Sterbetage begraben sie ihre Todten, Männer die männlichen, Weiber die weiblichen Leichen. Sie ziehen ihnen die besten Kleider an und lassen sie durch ein Rennthier, welches auf dem Begräbnißplatze geschlachtet wird und zum Trauermahle dient, ziehen. Ist aber der Verstorbene reich gewesen, so folgen hinter der Leiche drei Rennthiere mit ledigen Schlitten. Die Rennthiere werden beim Grabe zum künftigen Gebrauch für den Todten erschlagen und bleiben liegen, die Schlitten aber stützen sie über dem Grabe gegen einander**).

Meines Erachtens kann der Hauptzweck dieser Schlitten kein anderer seyn, als dem Grabe zum Schutze zu dienen, obgleich wohl einige Eitelkeit mit im Spiele seyn kann, weil reiche Leute drei Schlitten brauchen. Gleiche Absicht haben wohl auch die Völker, welche statt der Schlitten, die sie nicht kennen, über ihre Gräber Hütten errichten. Dieses ist bei den Battas auf Sumatra gebräuchlich. Wenn ein Rajah oder eine andere Standesperson stirbt, so dauert das Begräbniß zuweilen einige Monate, das heißt, die Leiche bleibt so lange unbegraben, bis alle benachbarte

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 11.

**) Georgi a. St. S. 80.

und entfernte Rajahs und bei einer gemeinen Leiche alle Verwandte und Gläubiger des Verstorbenen sich versammeln können, um die Beerdigung mit gehöriger Würde zu feiern. Zuweilen kommt die Saat- oder Erntezeit dazwischen, und diese wichtigen Geschäfte müssen erst besorgt werden, ehe man zum Leichenbegängnisse schreiten kann. Indessen wird die Leiche in einen Sarg aus einem ausgehöhlten Baume gelegt, in welchem sie sorgfältig mit Harz bedeckt wird. An dem untern Theile des Sarges wird eine Bambusröhre angebracht, welche von dort in die Erde geht und dazu dient, alle aus der Leiche entstehende Flüssigkeiten abzuführen, so daß im Grunde nichts als die Knochen bleiben. Wenn alle gehörige Personen versammelt sind, wird die Leiche an einen freien Platz hingestellt. Jede von den ankommenden Frauen bringt einen Korb Reis mit und setzt ihn neben der Leiche, worauf sie um dieselbe herum tanzen und so lange schmausen, als etwas da ist, wobei zugleich ein oder mehrere Büffel oder Pferde geschlachtet werden. Alsdann nimmt der Priester ein Stück Büffelfleisch, schwingt es unter mancherlei heftigen Verdrehungen und Verzuckungen in die Luft und verschlingt es. Nachher tödtet er einen Vogel über der Leiche, läßt das Blut auf den Sarg laufen, und nimmt einen Besen aus Kokosfasern und schlägt damit heftig in die Luft, als wenn er einen bösen Geist vertreiben wollte. Unterdessen heben vier dazu bestimmte Personen den Sarg auf und laufen schnell damit fort, als wenn sie dem bösen Geiste entrinnen wollten, wobei der Priester immer hinter ihnen her fegt. Dann wird die Leiche drei bis vier Fuß tief in die Erde gegraben und die Erde um das Grab herum aufgeschüttet. Diese Ceremonie endigt sich damit, daß über dem Grabe eine Hütte gebaut wird, an deren Pfosten die Hörner der geschlachteten Büffel genagelt werden, woranf die Begleitung wieder nach Hause geht *).

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 399 ff.

Diese Insulaner gleichen den Madegassen, deren oben Erwähnung geschehen, darin, daß sie bei ihren Leichenbegängnissen Büffel schlachten, die Hörner aufhängen und eine Hütte über das Grab bauen. Die Büffel sind vermuthlich bei diesen, wie bei jenen, ein Opfer für die Götter. Die Hörner sollen wahrscheinlich eine Art von Zierrath, vielleicht auch ein Beweis des Vermögens des Erblaßten seyn; denn je mehrere Hörner da sind, desto mehrere Ochsen sind bei dieser Feierlichkeit geschlachtet worden, und desto reicher mußte der Verstorbene gewesen seyn. Was die Hütte betrifft, so hat die Errichtung derselben vermuthlich den Zweck, den ich oben berührt habe.

Eben diese Sitte war bei den Circassiern üblich, ehe das Christenthum unter ihnen eingeführt wurde. Die Hinterlassenen des Verstorbenen mochten so arm seyn, wie sie wollten, so bauten sie doch über das Grab ein Haus, welches nach Maßgabe der Verlassenschaft des Erblaßten gut oder schlecht war. Sie hatten aber außerdem einen Gebrauch, den ich bei keinem andern Volke gefunden habe. Wenn nämlich jemand von Ansehen starb, schlachteten sie einen Bock, der unter vielen seltsamen Ceremonien gewählt wurde. Die Haut davon ward an einen hohen Pfahl mitten im Dorfe gehängt, wo die Circassier hinkamen und ihre Andacht mit vielem Ernste verrichteten, und darin bestand auch ihr ganzer Gottesdienst. Diese Haut blieb so lange hängen, bis ein anderer Mann von Stande starb, und eine neue aufgehängt wurde *).

Diese Sitte, eine Hütte über dem Grabe zu errichten, welche anfangs bei den rohen Völkern einen sehr guten und unschuldigen Zweck hatte, wurde allmählich ein Gegenstand der Eitelkeit. Wenn in der Barbarei die Gräber der vornehmsten Bürger sich dadurch unterscheiden, daß gewölbte Gemächer von drei, vier oder auch mehreren Ellen ins Gevierte darüber gebaut sind, so scheint dieses einzig

*) Gegenwärtiger Staat von Arabien, von Salmon. S. 750.

und allein in Eitelkeit gegründet zu seyn *). In Maroko zeigt sich diese Eitelkeit durch einen noch höhern Grad von Pracht. Gemeiniglich sind die Begräbnißplätze hier von einer sehr einfachen Einrichtung. Einige errichten bloß einen langen schmalen Stein, mit einer Inschrift versehen, bei dem Kopfe der Leiche und legen Feldsteine um das Grab herum. Andere ziehen eine kleine Mauer, eine Elle hoch, von Stein und Kalk um dasselbe. Diejenigen aber, welche für Heilige gehalten werden, oder deren Familie in großem Ansehen steht, bekommen ein großes Gebäude über sich, das acht bis zehn Ellen hoch ist, wobei noch eine Wohnung für diejenigen Leute gebaut wird, welche die Aufsicht über dieses Heiligthum führen und jede Nacht Lampen darin anzuzünden haben. Ein solcher Begräbnißplatz ist zugleich eine Freistätte für diejenigen, die sich vergangen haben. Die Eitelkeit der Marokaner geht aber niemals so weit, daß sie ihre Todten in den Dörfern und noch weniger in ihren Moscheen begraben sollten. Sie können, wie Höst berichtet, sich nicht genug darüber wundern, daß die Christen sowohl das Gotteshaus, als die Besucher desselben durch einen faulen Geruch und einen ungesunden Gestank von den Verstorbenen anstecken wollen **). Wir nennen diese Leute Barbaren, und müssen uns doch einen so vernünftigen Vorwurf von ihnen gefallen lassen. Was sind wir denn?

Kap. 3.

Verbrennung der Todten.

Ich habe gezeigt, wie die rohen Völker die Luft, das Wasser und die Erde gewählt haben, um ihre Todten aus

*) Schaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 3. Abschnitt 5. S. 192.

**) Höst's Efterretninger om Marokos og Fes. Kap. 3. §. 16.

dem Wege zu schaffen. Noch ist das vierte der sogenannten Elemente, nämlich das Feuer, übrig, und dieses Element wird von verschiedenen Völkern, hauptsächlich in Asien, gebraucht, wo es von den ältesten Zeiten her üblich gewesen ist, die Todten zu verbrennen. In den andern Welttheilen gibt es gegenwärtig wenige Völker, bei denen diese Sitte üblich ist. So ist sie zwar noch auf den karaibischen Inseln herrschend, wo die Kanibalen die Todten verbrennen und mit denselben alles, was ihnen bei ihren Lebzeiten zugehörte. Was nicht verbrannt werden kann, z. B. Eisenzeug und dergleichen, vernichten sie auf andere Art, damit es dem Todten im andern Leben an keiner einzigen Sache gebrechen möge *). Aber diese Beispiele sind heutiges Tages außerhalb Asien sehr selten. Man findet sie hier bei den Indianern, Japanern, Tibetanern, Kalmucken, Koräken und andern Völkern mehr. In Europa ist es vor Zeiten auch üblich gewesen, die Todten zu verbrennen. Wahrscheinlich hat diese Sitte sich von Asien nach Europa verbreitet. Wenigstens ist es gewiß, daß sie durch Odin von Asien in Skandinavien eingeführt wurde. Durch das Christenthum ward diese Sitte abgeschafft, dem Lehrsatze zufolge, daß der Leib aus Erde gebildet sey, und daher zur Erde wieder zurückkehren solle.

Woher diese Sitte, die Todten zu verbrennen, ihren Ursprung habe, ist nicht leicht mit völliger Gewißheit zu sagen, indem sie in den allerfrühesten Zeiten entstanden ist. Einige sind der Meinung, daß die Alten auf den Gedanken, ihre Todten zu verbrennen, gerathen sind, um zu verhindern, daß in den heißen Zonen die Luft von der Ausdünstung der verwesenden Leichname nicht angesteckt werde, und um ansteckenden Krankheiten, die dadurch verursacht werden konnten, vorzubeugen. Dieser Meinung kann ich nicht beitreten; denn um diesen schädlichen Folgen der Verwesung vorzubeugen, brauchten sie ja nur ihre Tod-

*) Berkel's Reise nach Surinam. Kap. XI.

ten zu begraben. Es stand ihnen ja auch frei, sie so tief in die Erde zu graben, daß keine Gefahr zu befürchten war. Die wahre Ursache dieser Sitte muß, meines Erachtens, in religiösen Ideen liegen. Die meisten rohen Völker haben doch eine gewisse Liebe und Achtung für die entseelten Ueberreste ihrer verstorbenen Freunde, welches ich im Vorhergehenden gezeigt habe. Seine Freunde aber auf einen Scheiterhaufen zu werfen, sie daselbst den verzehrenden Flammen Preis zu geben, mußte natürlicherweise ihnen einen Schauder einflößen, welcher nur durch religiöse Principien besiegt werden konnte.

Wenn es anders gewiß ist, und es ist wenigstens höchst wahrscheinlich, daß diese Sitte, die Todten zu verbrennen, aus Indien ihren Ursprung hat, so finde ich in den Meinungen der Indianer vom Feuer einen hinlänglichen Grund von dem Ursprunge dieser Sitte und dem Muthe, womit die Ersten den Holzstoß anzündeten, der ihre Freunde verzehren sollte. Ich sage die Ersten; denn als diese Sitte allgemein worden war, und die Menschen von Kindheit an gewohnt waren, sie zu sehen, mußte das Schauderhafte dabei natürlicherweise durch die Gewohnheit beseitigt werden. Bekanntlich haben die Indianer eine religiöse Ehrfurcht für's Feuer. Ist es auch in ihren Augen keine Gottheit, so ist es doch ein Symbol der Sonne, welche als ein göttliches Wesen von ihnen verehrt wird. Als Symbol der Gottheit ist das Feuer ein heiliges Wesen. Ihre Ehrfurcht dafür geht so weit, daß sie ihre Kinder demselben opfern, ja sich sogar selbst hinein stürzen. Sollten sie denn nicht auch ihre verstorbenen Freunde hinein werfen? Durch dieses heilige Feuer glaubten sie, daß ihre Verstorbenen von der moralischen Befleckung des ganzen vorhergehenden Lebens gereinigt wurden. Es geschah also aus Liebe gegen den Verstorbenen, es geschah aus Besorgniß für seine künftige Glückseligkeit, daß sie ihn vom Feuer verzehren ließen.

Daß die bei den Hindostanern übliche Sitte, die Todten zu verbrennen, in dieser Meinung gegründet sey, ist

nicht zu bezweifeln. Bei ihnen ist es eine religiöse Meinung, daß Feuer und Wasser den Todten von der Unsauberkeit der Seele reinigen. Die gewöhnliche Art, die Todten aus dem Wege zu schaffen, besteht darin, daß man bei einem Flusse oder Teiche die Leiche verbrennt, und alsdann die Asche entweder ins Wasser wirft oder sie liegen läßt, bis sie allmählich von dem Flusse weggespült werden kann. Stirbt aber jemand an einem Orte, wo man kein Holz oder keinen Kuhmist zum Verbrennen bekommen kann, so versenkt man die Leiche mit einem daran gebundenen Gewichte in einen Fluß, damit der Todte durchs Wasser gereinigt werden könne *).

Bei den übrigen Indianern, die gleiche religiöse Meinungen hegen, muß diese Sitte ohne Zweifel auch den nämlichen Grund haben. Sonderbar aber ist es, daß diese, die in zwei Sekten getheilt sind, auch in Ansehung ihrer Begräbnißgebräuche verschieden sind. Die Indianer, die Anhänger des Schiren sind, begraben ihre Todten. Die Grabstätten sind außerhalb der Städte, weil, nach ihrer Meinung, die todten Körper den Ort verunreinigen. Jede Kaste hat ihre abgesonderte Grabstätte am Ufer des Meeres und in der Nähe eines Flusses oder eines Teiches. Der Verstorbene darf nicht lange im Hause bleiben. So lange er da ist, müssen sich Alle im Hause des Essens enthalten, welches auch die Nachbarn in der nämlichen Gasse thun. Die Indianer hingegen, welche Anhänger des Vischnu sind, verbrennen ihre Todten. Die Ursache dieser Verschiedenheit der Meinungen und Gebräuche kann ich nicht mit Gewißheit angeben. Ich will bloß eine Muthmaßung wagen, und stelle es dem Leser anheim, ob er sie annehmen oder verwerfen will. — Beide Sekten halten die todten Körper für unrein, weichen aber in ihren Meinungen von der Würde der beiden erwähnten Gottheiten von einander ab. Schiren ist die zerstörende Gottheit. Es ist daher zu ver-

*) Gegenwärtiger Staat von Hindostan, von Salmon. Kap. 10.

muthen, daß die Verehrer desselben das Feuer, als das zerstörende Element, höher achten, als die Anhänger des Wischnu, welcher von ihnen als die erhaltende Gottheit betrachtet wird *). Schätzen jene das Feuer höher als diese, so vermuthe ich, daß sie ihre Todten nicht verbrennen wollen, um nicht das Feuer mit ihren unreinen Leichen zu beflecken; diese hingegen sehen zwar, wie die Indianer, das Feuer für ein heiliges Reinigungsmittel an; weil sie aber Verehrer der erhaltenden Gottheit sind, so wird das Feuer vielleicht, als das zerstörende Element, weniger von ihnen geschätzt; sie fürchten sich also weniger, es durch Verbrennung ihrer Todten zu verunreinigen.

Bei ihren Leichenbegängnissen finden viele Ceremonien und Opfer Statt. Der Verstorbene wird ohne Sarg, nur in ein Leichentuch gewickelt, in einem Palankin unter einem großen Gefolge hinausgetragen. Ein vorangehender Mann trägt einen Bündel Kleidungsstücke, die er auf dem Wege ausbreitet. Musik und Gesang ertönen, bis man an den Ort kommt, wo die Leiche verbraunt werden soll. Diese wird alsdann von den nächsten Anverwandten auf verschiedene Art untersucht, ob sie auch wirklich todt ist, und darauf mit Reis bestreut. Wenn das Gefäß, worin der Reis gestoßen wird, ist zerbrochen worden, wird die Leiche auf einer Erhöhung von gedörrtem Kuhmist, ungefähr drei Fuß hoch, verbrannt.

Bei der Verbrennung armer Leute finden nicht so viele Ceremonien Statt. Man macht nur ein Grab, das höchstens einen Fuß breit ist, und eben den Leichnam fassen kann. Dann bedeckt man ihn mit Stroh, legt darüber einige Klumpen an der Sonne getrockneten Kuhmistes, über welche eine etliche Zoll dicke Lage von einer thonichten, feuchten Erde kommt, so daß der Todte gleichsam in einer Art von Tortenpfanne liegt. Darauf steckt man das Stroh

*) See mine historisk-philosophiske Undersøgelser om overde ældste Folkeslægters religiøse og philosophiske Meninger. Afdeling IV. om Indianerne.

und den Kuhmist überall, wo sie unter dem Thone hervorragen, an; das Feuer koncentrirt sich unter der Erdlage und dauert ungefähr dreißig Stunden, in welcher Zeit der Körper völlig verzehrt wird.

Sobald der Scheiterhaufen ausgebrannt ist, sammelt man die übriggebliebenen Gebeine zusammen, die man so lange verwahrt, bis man Gelegenheit bekommt, sie in den Ganges oder in einen andern geheiligten Fluß zu werfen, welches ohne Zweifel die letzte Reinigung seyn soll. Das Haus des Verstorbenen bleibt zehn Tage verunreinigt, nach deren Verlauf das Oberhaupt der Familie zuerst sich selbst und dann das Haus mit Weihwasser reinigt *).

So ist die Sitte, die Todten zu verbrennen, ohne Zweifel indischen Ursprungs und hat selbigen religiösen Meinungen zu verdanken. Von Indien aus muß sie sich weiter in Asien verbreitet haben. Diejenigen aber, welche diese Sitte von den Indianern angenommen, haben solche nicht aus Religionsprincipen angenommen, sondern bloß aus Eitelkeit den Indianern nachzuahmen gesucht. Es ward bei ihnen etwas vornehmes, die Todten verbrennen zu lassen. Daher findet man, daß bei den meisten andern asiatischen Völkern, die ebenfalls ihre Todten verbrennen, es nur die Reichen und Angesehenen sind, denen diese Ehre zu Theil wird. Von Indien konnte diese Sitte leicht nach dem angränzenden Tibet kommen. Ich habe im ersten Kapitel gezeigt, daß die Tibetaner von geringem Stande ihre Todten in der freien Luft verwesen lassen; die Leichen der Vornehmen aber werden auf eine ganz andere Art weggeschafft. Die regierenden Lamas werden in Särge gelegt und in Mausoleen aufgestellt. Sie werden für heilig gehalten, und andächtige Pilgrimme wallfahrten nach ihren Begräbnissen. Die Unterlamas hingegen werden verbrannt, ihre Asche

---

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschnitt 1. §. 7. und S. 172. — Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika, von Langstedt. S. 269.

sorgfältig gesammelt und in ein messingenes Bild verwahrt, welches in einer Gallerie unter mehrern Bildern gleicher Art aufgestellt wird *). Daß der große Lama nicht verbrannt wird, hat ohne Zweifel seinen Grund in Aberglauben. Sein Körper wird für heilig gehalten, er darf also, ihrer Meinung nach, nicht durch Feuer aufgelöst und zerstört werden. Daß die Unterlamas hingegen verbrannt werden, kann einzig und allein in Eitelkeit gegründet seyn. Die Verbrennung ist ein ehrenvolleres Begräbniß, wodurch sie nach ihrem Tode vor geringen Leuten ausgezeichnet werden wollen.

Wie die Sitte, die Todten zu verbrennen, höchst wahrscheinlich sich von Indien aus nach Tibet verbreitet hat, so konnte sie auch sehr leicht von letzterem Orte zu den Kalmucken kommen; aus Eitelkeit müssen aber auch diese sie angenommen haben. Bei diesem Volke sind alle vorerwähnte Arten, die Todten aus dem Wege zu schaffen, gebräuchlich. Einige lassen die Leichen an der Luft, andere im Wasser verwesen; einige begraben und andere verbrennen sie. Wenn die Leichen an der Luft verwesen sollen, legt man sie in ihren Kleidern auf einen freien Platz, damit sie von den Thieren gefressen werden können. Ueber einige Leichen werden Steinhaufen zusammengeworfen. Kinder wirft man gewöhnlich ins Wasser. Diejenigen, welche unter Steinen oder in der Erde vergraben werden, bekommen eine Mitgabe von Waffen. Das Verbrennen ist aber die feierlichste Leichenbestattung, die nur Fürsten, vornehmen Geistlichen und Heiligen beiderlei Geschlechts wiederfährt. Zur Verbrennung dieser vornehmen Leichen wird ein gewölbter Ofen mit Löchern gebaut, und die Leiche, angekleidet, auf einen Dreifuß darein gesetzt. Das Feuer ist außen um den Ofen und wird mit Fett bis zur gänzlichen Verzehrung des Körpers unterhalten. Während des Verbrennens ist Götzendienst unter lärmender Musik der Priester. Des fol-

*) Turners Reise nach Butan und Tibet, von Sprengel, S. 132.

genden Tages werden Asche und Knochen gesammelt und mit Geschenken nach Tibet geschickt. Von da kommt vom Dalai-Lama eine Nachricht, in welches Paradies die durch das Feuer ohne vorhergehende Seelenwanderung wiedergeborne Seele gekommen sey, womit zugleich einige geweihte Kleinigkeiten zurückfolgen *).

Aus diesem Gebrauche, die Asche des Verstorbenen nach Tibet zu schicken, kann man mit allem Rechte schließen, daß die Sitte, die Todten zu verbrennen, von Tibet zu den Kalmucken gekommen ist. Daß Aberglaube und Pfaffenbetrug hier mit im Spiele sey, liegt klar am Tage; daß Eitelkeit aber eine Hauptursache dieser Sitte seyn müsse, kann durchaus keinem Zweifel unterworfen seyn; denn wenn Befreiung von der Seelenwanderung der einzige Zweck dieser Reinigung wäre, so sollte man doch wohl glauben, daß der Geringe und Arme desselben Glückes theilhaftig werden müßte. Die ärmsten Hinterlassenen würden doch wohl hier, wie in Indien, so viel Kuhmist aufbringen können, daß sie ihre Todten verbrennen könnten; und eine Grausamkeit wäre es, ihnen dieses Reinigungsmittel zu verbieten, wenn die Folgen davon so wichtig wären. Die wahre Ursache dieses Gebrauchs, den die Großen und Mächtigen sich allein zueignen, muß also Eitelkeit seyn und nicht, wie in Indien, religiöse Meinungen. Da die Indianer in den frühesten Zeiten das Volk waren, bei welchem Wissenschaften und Künste nach ihrer Art blüheten, so kann man leicht denken, daß die Großen und Mächtigen bei den angränzenden Nationen sich eine Ehre daraus machten, denselben nachzuahmen.

Bei den Japanern ist die Verbrennung der Todten ebenfalls gebräuchlich, auch liegt dieselbe Absicht dabei zum Grunde. Zwar ist Japan von Indien weit entfernt, doch ist die Entfernung nicht zu groß, als daß es wohl möglich

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 412 ff.

wäre, daß die Japaner durch Handel mit den Indianern von ihnen gelernt hätten, ihre Todten auf gleiche Art zu behandeln. Ehemals soll diese Sitte allgemeiner üblich gewesen, jetzt aber nur bei den Leichen der Vornehmen gebräuchlich seyn. Das Verbrennen geschieht nicht immer auf einem Scheiterhaufen unter freiem Himmel, sondern zuweilen in einem dazu eingerichteten steinernen Hause mit einem Schorsteine. Männer und Weiber folgen der Leiche, wie auch die hinterbliebenen Wittwen und Kinder, nebst einem großen Haufen singender Priester. Wenn sie an Ort und Stelle gekommen sind, singt einer von den Priestern einen Lobgesang und schwingt dreimal eine brennende Fackel über die Leiche, wirft sie dann von sich, und einer von den Kindern oder Verwandten nimmt sie auf und steckt den Scheiterhaufen damit in Brand. Die Asche wird in ein kostbares Gefäß gesammelt, eine Zeitlang im Hause des Verstorbenen verwahrt und hernach in die Erde begraben. — Da es nur die Vornehmen sind, die auf diese Art begraben werden, so sieht man leicht ein, daß die Ursache, warum diese sich verbrennen lassen, nichts als Eitelkeit sey. — Diejenigen, welche nicht unter die Vornehmen gerechnet werden können, werden ohne Verbrennen beerdigt. Sie werden in der Stellung, wie die Japaner gewöhnlich sitzen, in einen hölzernen Sarg gesetzt und so in die Gruft gesenkt. Während und nach Beerdigung werden wohlriechende Blumen in und auf das Grab geworfen, und zuletzt, wie bei uns, schöne Blumen auf und um dasselbe gepflanzt *).

So glaube ich, bewiesen zu haben, daß die Indianer in religiöser Meinung ihre Todten verbrennen, daß die übrigen Asiaten aber diese Sitte angenommen und aus Eitelkeit beibehalten haben, um den Indianern nachzuahmen.

*) Thunberg's Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. 2. Th. 2. S. 31 ff.

Kap. 4.

Einbalsamirung der Todten.

Bekanntlich ist es schon seit Jahrtausenden bei den Aegyptern üblich gewesen, die Todten zu balsamiren. Die nämliche Sitte findet man noch in verschiedenen Welttheilen, in Asien, Amerika und auf den Südseeinseln, deren Einwohner sie gewiß nicht von den Aegyptern angenommen haben. Die Bewohner der letztgenannten Welttheile müssen sie durchaus selbst erfunden haben. Diese und jene aber haben bei Erfindung derselben nicht völlig einerlei Absicht gehabt. Die Aegypter suchten durch Einbalsamirung ihre Todten auf immer zu erhalten. Ohne Zweifel war es Liebe zu ihnen, die nicht erlaubte, daß sie durch Feuer oder Fäulniß verzehrt würden. Daher verbrannten oder begruben sie ihre Todten nicht, wenn sie einbalsamirt waren, sondern setzten sie in offene Begräbnisse, nachdem man sie durch Balsamirung vor Fäulniß gesichert hatte. Und diese Absicht müssen die alten Peruaner auch gehabt haben, die ihre Könige balsamirten. Sie wußten den Körper dergestalt zu balsamiren, daß er noch wirklich lebendig zu seyn schien. Die innern Theile wurden nach dem Tempel der Stadt Tampu, die ungefähr fünf Meilen von der Hauptstadt Cuzco lag, gebracht und daselbst begraben. Wenn die Leiche einbalsamirt war, so wurde sie in dem Sonnentempel zu Cuzco aufgestellt und dem verstorbenen Könige, als dem vermeinten Sohne der Sonne, Opfer gebracht *).

Bei den Peruanern aber muß diese Verfahrungsart nicht nur in Liebe, sondern auch in Eitelkeit gegründet gewesen seyn, weil nur ihre Könige einbalsamirt wurden. Und ohne Zweifel muß diese Sitte die nämliche Ursache bei den Völkern haben, bei denen die Balsamirung noch Statt

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 2. Hauptst. 3. Abschnitt 4. §. 34.

findet. So ist die Balsamirung auch bei den Otaheitiern gebräuchlich; sie ist aber nicht für geringe Leute. Ihre Leichen bleiben, wie oben gezeigt, über der Erde liegen, bis das Fleisch von den Knochen abgefault ist, und alsdann werden letztere begraben. Wenn aber eine Person von Stande, oder auch nur ein vornehmes Kind stirbt, so werden sie nicht begraben, sie müßten denn an einer ansteckenden Krankheit gestorben seyn; außerdem werden sie balsamirt. Man nimmt die Eingeweide heraus und trocknet den Körper ab, salbt ihn von außen und innen mit wohlriechendem Oele, und wiederholt dies häufig. Die Person, die dieses Geschäft verrichtet, wird als unrein angesehen, sie darf einen ganzen Monat hindurch keine Lebensmittel anrühren und muß sich während dieser Zeit von andern füttern lassen *). Wenn der Körper solchergestalt balsamirt ist, ziehen sie ihn an und putzen ihn, als wenn er noch am Leben wäre. Sie setzen ihm sogar Speisen vor, weil sie glauben, daß die herumschwebende Seele mit Wohlgefallen solche Zeichen der Achtung aufnehme. Wenn ein Oberhaupt stirbt, so wird er außerdem auf der Insel nach allen Distrikten getragen, wo er Landeigenthum besaß, oder wo dessen vertraute Freunde wohnen, und die Leichenceremonien werden dann an jedem Orte von neuem angestellt.

---

*) Die Meinung, daß die Todten unrein sind und die Lebenden anstecken, ist bei den rohen Völkern sehr häufig, und fast jedes hat seine eigene Methode, sich von dieser Befleckung zu reinigen. Die Wotjaken, ein Volk im kasanischen Gouvernement, reinigen sich, wenn sie von der Beerdigung einer Leiche zurückkehren, dadurch, daß sie über ein beim Sterbehause angezündetes Feuer schreiten, sich die Hände mit Asche reiben, baden und die Kleider wechseln, worauf sie bewirthet werden. — Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 57. Aus den Reinigungsmitteln, die verschiedene gebrauchen, sieht man nicht undeutlich, daß dieser Gedanke von Unreinheit mit einer Art von Aberglauben vereinigt ist. Es ist nicht der bloße Widerwille, welchen der Mensch, gleich dem Thiere, gegen das Aas seines Geschlechts haben kann,

Nach Verlauf einiger Monate wird er endlich an den Ort, wo er sich gewöhnlich aufhielt, zur Ruhe gebracht *). — Da Eitelkeit es bei den Otaheitiern fordert, daß Personen von Stande mit so vielen Umständen begraben werden, daß einige Monate vergehen, ehe die Leichname zur Ruhe gebracht werden können, so war es nothwendig, ein Mittel zu erfinden, sie vor der Fäulniß zu bewahren, damit sie nicht mit ihren Ausdünstungen alle diejenigen, zu welchen sie herumgebracht wurden, vergiften möchten.

Die Einwohner von Tangut balsamiren ebenfalls ihre Todten mit allerlei Spezereien und legen sie in Kasten, welche mit einem bemalten Tuch bedeckt sind, so daß nichts ausdünsten kann. Diese Sitte ist bei ihnen nicht weniger nothwendig, weil man die Todten oft sechs Monate lang im Hause behält, ehe sie nach dem Grabe gebracht werden. Den Tag zur Beerdigung setzt ein Sterndeuter fest, welcher zu dem Ende bestimmt, welchen Weg die Leiche soll getragen werden, und aus welchem Theil des Hauses, da man zuweilen gar die Mauer deswegen niederreißen muß; denn sie glauben, wie die Otaheitier, daß die Seele über dem Leichnam schwebe und sich aller dieser Einrichtungen besonders annehme, auch, wenn sie mißvergnügt werde, irgend ein Unglück über das Haus verhänge **). So müssen diese Asiaten bei ihren Leichenbegängnissen viele Umstände machen, um nicht die Eitelkeit des Verstorbenen zu kränken und ihn zu erzürnen, welches für sie schädliche Folgen haben könnte; und damit er unterdessen nicht unter ihren Händen verwesen soll, haben sie die Balsamirung erfunden, um der Fäulniß Einhalt zu thun.

Der Leser muß sich billig darüber wundern, daß die rohen Völker, welche doch ihre Todten begraben, sich die Mühe geben, sie erst zu balsamiren; denn daß die

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengel's Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 397.

**) Reisen des Marco Polo; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 3. S. 199.

Peruaner und Otaheitier, die ihre Leichen über der Erde setzen, es thun, ist leicht begreiflich; allein diese Verwunderung hört auf, wenn man sieht, daß dieser Gebrauch einzig und allein in Eitelkeit und nicht in Liebe gegründet ist. Daher gibt es einige, die ihre Todten verbrennen, und andere, die sie begraben, sie aber dabei vorher einbalsamiren. In Pegu werden die Todten gemeiniglich verbrannt. Die Großen aber und die ihrer Wissenschaft wegen angesehenen Talapoinen werden vorher einbalsamirt und in bleierne Särge gelegt. *). Zwar gehen oft sechs Monate hin, ehe sie zum Scheiterhaufen getragen werden; wenn sie aber in bleierne Särge gelegt sind, so sollte man nicht glauben, daß die Balsamirung so sehr nöthig sey, um den faulen Geruch zu verhindern. Die Ursache, warum sie ihre Todten balsamiren, kann also nichts als Eitelkeit seyn.

Daß die Peguaner sich aus Eitelkeit balsamiren lassen, kann man sogar daraus abnehmen, daß es nur die Großen und die angesehenen Männer sind, denen diese Ehre zu Theil wird. Allein bei den Apalachiten in Amerika scheint diese Sitte allgemeiner zu seyn, und doch begraben sie ihre Todten. Die Ursache hiervon kann theils Eitelkeit seyn, theils vielleicht Liebe zu ihren verstorbenen Freunden, die ihnen den Gedanken nicht erlaubt, daß sie in der Erde verwesen und in Staub aufgelöst werden sollen. Es scheint, daß diese Amerikaner die Todten mit besonderer Kunst zu balsamiren wissen und den Aegyptern in diesem Stücke nichts nachgeben. Nachdem sie die Eingeweide herausgenommen haben, welche sie an dem Orte verscharren, wo der Körper nach Endigung der Trauer begraben werden soll, tunken sie ihn in einen kostbaren Balsam, der aus einer Composition von vielerlei Gummi und andern Spezereien besteht, welche die Kraft haben, den Leib vor der Fäulniß zu bewahren. Wenn der Körper drei Monate

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 2.

lang darin gelegen hat, so nimmt man ihn, ohne die geringste Veränderung daran zu verspüren, heraus: man darf auch nicht besorgen, daß er jemals der Fäulniß ausgesetzt seyn werde. Nach geschehener Balsamirung umhüllen sie den Körper mit ihrem kostbarsten Rauchwerk, und wenn sie ihn in eine Kiste von Cedernholz gelegt und ganzer zwölf Monate in ihren Häusern aufbehalten haben, verscharren sie ihn in dem nächsten Walde an dem Fuße eines Baumes, unter vielen Thränen und Wehklagen. Ihre Oberhäupter heben sie drei ganze Jahre in Särgen von wohlriechendem Holze, mitten in der Kammer, worin sie gestorben sind, auf. Nach Verlauf dieser Zeit tragen sie selbige mit vieler Pracht in das Grab *).

Da diese Apalachiten doch ihre Todten begraben wollen, so däucht mir, sie könnten es eben sowohl gleich thun, wodurch sie viele Unkosten und viele Mühe sparen würden. Es muß wohl aber, wie oben gesagt, einige Liebe zu den Verstorbenen und eine vielleicht noch größere Eitelkeit seyn, welche sich vereinigen, um die Balsamirung zur Erhaltung ihrer Todten zu bewirken. Den von mir angeführten Nachrichten zufolge kann die Einbalsamirung der Todten keine andere Quelle gehabt haben als Liebe und Eitelkeit. Lange muß es aber wahrscheinlich gewährt haben, ehe man zufälliger Weise die hierzu dienlichen Mittel entdeckte. Durch chemische Versuche sind sie bei diesen Völkern gewiß nicht entdeckt worden.

Kap. 5.

Furcht vor den Todten.

Wer die vorhergehenden Abschnitte gegenwärtiger Abhandlung gelesen hat, wird finden, daß es verschiedene Völ-

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America. Th. 2. B. 4. Hauptst. 4. S. 597.

ker gibt, die sich durchaus nicht vor ihren Todten fürchten. Die..igen, welche sie unter dem Fußboden ihrer Hütten begraben, diejenigen, welche sie eine Zeit lang in ihren Häusern aufbehalten, wie auch die, welche sich aus den Verstorbenen eine Mahlzeit bereiten, müssen sich gewiß nicht vor Gespenstern fürchten. Man kann aber doch behaupten, daß die meisten rohen Völker durchgängig eine dunkle Idee von der Rückkehr der Todten haben, und sich vor diesem Besuche fürchten, wenn diese Todten auch ihre liebsten Freunde gewesen wären.

Diese Furcht findet man nicht weniger bei den rohen Menschen in den cultivirten Ländern, ja selbst bei denjenigen, bei welchen man, ihrer Kultur zufolge, sie am wenigsten vermuthen sollte. Die Ursache dieser Furcht muß wohl größtentheils in den vielen Gespenstermährchen, welche sie in ihrer Jugend gehört haben, gesucht werden. Junge Menschen hören nichts lieber als dergleichen Mährchen, weil sie etwas Außerordentliches und Unbegreifliches an sich haben. Die Fantasie wird dadurch lebhaft aufgeregt; die Nerven werden durch Furcht in Bewegung gesetzt; Schreckbilder erfüllen die Seele, und der Eindruck, den solche Erzählungen, deren Richtigkeit junge Leute niemals bezweifeln, auf die Fantasie und die Nerven machen, bietet oft der gesundesten Philosophie Trotz und folgt dem Menschen bis zu dem spätesten Alter. Er lacht über seine eigene Furcht, so lange er keine Veranlassung dazu hat. Er schämt sich seines Aberglaubens, und doch kann er weder die Furcht überwinden, noch den Aberglauben so gänzlich besiegen, daß er nicht, wenn sich der eingebildete Fall ereignet, die Wirkungen desselben, Furcht und Schauder, empfindet. In diesem Stücke ist der aufgeklärteste Weltweise oft dem einfältigsten Menschen des großen Haufens ähnlich, wovon man so viele Beispiele hat.

Diese so sehr häufige Furcht vor den Todten und deren Rückkehr ist ohne Zweifel in dem Gedanken von einem künftigen Leben gegründet. Wo diese Furcht ist, kann

man daher auch mit gutem Grunde glauben, daß der Gedanke an Unsterblichkeit da sey, es mag dieser Gedanke so dunkel, und die Vorstellung von dem Zustande der Seele nach dem Tode des Leibes so unrichtig seyn, als sie will. Solche Menschen glauben, daß die Seele noch um den Körper schwebe, daß sie sich noch in die Verrichtungen dieses Lebens mische, daß sie sich erzürnen, sich rächen könne, wovon im Vorhergehenden einige Beispiele angeführt sind; daher die vielen Vorkehrungen von Seiten der hinterlassenen Freunde, um die Verstorbenen bei guter Laune zu erhalten, und sich dieselben zu Freunden zu machen, welches ich weiter unten erwähnen werde.

Es ist an sich nichts Ungereimtes in dem Gedanken, daß die Seele, vom Leibe getrennt, mit ihrem feinen, organischen Körper sich noch eine Zeitlang unter ihren hinterlassenen Freunden aufhalten könne. Zwar kenne ich viele, die über diesen Gedanken lachen, wahrscheinlich, um zu zeigen, daß sie nicht abergläubisch sind; mir ist aber kein Philosoph bekannt, der ihn mit hinlänglichen Gründen widerlegt hat. Das Sonderbare bei diesem Gedanken ist theils die ihn begleitende Furcht, als wenn die Seele in ihrem veredelten Zustande böser seyn sollte, als in dem irdischen Leibe, wo sie der Herrschaft der Leidenschaften unterworfen war, theils die lächerlichen Mittel, welche die rohen Völker erfunden haben, um die Gunst der Verstorbenen zu gewinnen, oder sie von dem Wiederkommen abzuschrecken. Nur von den letztern ist in diesem Kapitel die Rede.

Diese Furcht vor den Todten ist eine Ursache, warum verschiedene Völker, z. B. die Einwohner von Corfu, die Hottentotten, Buräten und mehrere mit der Fortschaffung und Begrabung ihrer Todten so sehr eilen. Die Letztern verabscheuen den Tod auf das alleräußerste. Kein Burät bliebe um alles in der Welt eine Nacht bei einem Todten, weil sie ihn von bösen Geistern umringt glauben. Daher schaffen sie die Leichen gleich fort, nachdem sie ihnen ihre

besten Kleider angezogen haben. Sonst legten sie sie auf die Erde ausgestreckt, und neben sie Waffen, Reitzeug und Hausrath hin und bewarfen alles mit Steinen oder Gesträuch. Jetzt werden die, welche nicht ausdrücklich die Verwesung über der Erde verlangt haben, begraben *). Andere, z. B. die Einwohner der Fuchsinseln, bewohnen nicht gern Hütten, in welchen jemand gestorben ist. Sie lassen daher die Todten in den kleinen Hütten bleiben, und verlassen diese, nachdem sie sie mit Erde gefüllt haben. Sind die Hütten aber groß, so trägt man den Kranken heraus, damit er draußen sterben könne. Sie müssen sich also einbilden, daß die Todten, wenn sie spuken, es nur an dem Orte thun, wo sie gestorben sind **).

Diejenigen, welche nicht glauben, sich auf diese Art vor den Besuchen der Todten sichern zu können, haben andere Künste erdacht, um die Todten vom Wiederkommen abzuschrecken. Auf der Insel Corfu glaubt man allgemein an das Wiederkommen der Todten. Jedes widerwärtige Ereigniß schreibt man den Seelen der Verstorbenen zu, die Gebete verlangten. Die Priester, die wahrscheinlich diesen Aberglauben erfunden haben, suchen mit vielem Fleiße ihn zu erhalten, da er ihnen so einträglich ist. — Weil es aber besser ist, einen Unfall abzuwehren, damit er nicht komme, als ihn zu vertreiben, wenn er schon da ist, so eilen diese Insulaner so viel wie möglich mit der Fortschaffung ihrer Todten. Sie begraben sie gleich, sobald sie glauben, daß sie den Geist aufgegeben haben. Sie fangen an, an der Beerdigung zu arbeiten, ehe noch die natürliche Wärme des Körpers verschwunden ist. In zwei Stunden nach dem Tode ist die Beerdigung vorüber. Daß viele dieser Insulaner, welche gewiß nicht einmal die wahren Todeszeichen kennen, lebendig begraben wer-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi, S. 432.

**) Georgi a. a. O. S. 372.

den, kann wohl keinem Zweifel unterworfen seyn. So zeigt der Aberglaube auch seine schädlichen Folgen.

Man legt dem Todten die besten Kleider oder seine Amtstracht an, wenn er ein öffentliches Amt bekleidet hat, und so angezogen wird er auf einer Bahre zum Begräbnißplatze getragen. Während der Todte noch im Hause ist, hört man nichts als Klagetöne und Schluchzen, besonders von den Frauen, welche die auffallendsten Kennzeichen des Schmerzens äußern. Sie reißen sich die Haare aus, schlagen sich und verwunden ihr Gesicht. Man ruft den Verstorbenen bei seinem Namen, fragt ihn, warum er sein Haus, sein Weib und seine Kinder verlassen habe? Hat er Leiden gehabt, zählt man umständlich die Bemühungen und Sorgen her, die man für ihn gehabt und übernommen hat. Man erinnert sich seiner guten Eigenschaften und Tugenden und rühmt seine guten Thaten. — Dieses thun sie wahrscheinlich, um seine Gunst zu gewinnen, damit er nicht wiederkommen und sie plagen solle. Weil aber alles dieses vielleicht nicht hinlänglich seyn dürfte, ihn zu überreden, da zu bleiben, wo er ist, so wirft man, sobald der Leichnam hinausgetragen wird, eiserne und thönerne Töpfe aus dem Hause auf die Straße; auch gießt man aus dem Hause, vor dem der Zug vorbei kommt, Wasser hinter der Leiche her und besprengt damit zugleich die Begleiter. Wenn der Leichnam in die Kirche kommt, werden verschiedene Ceremonien und Gebete verrichtet, und wenn dies geschehen ist, kommen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen und küssen ihn auf den Mund, auf die Nase, auf Augen und Ohren. Jeder flüstert ihm etwas leise zu, vielleicht um ihm eine glückliche Reise zu wünschen, oder einen Auftrag in die andere Welt mitzugeben*). — Es ist merkwürdig, daß der Gebrauch, hinter der Leiche her

*) Beschreibung der ehemaligen venetianischen Besitzungen, von Grasset Saint Sauveur. S. 39. ff.

Wasser auszugießen, um die Rückkehr der Todten zu verhindern, in derselben Absicht an verschiedenen Orten von Dänemark bei dem rohen Haufen üblich ist, welches ich selbst einmal in Kopenhagen gesehen habe. Da die Einwohner von Corfu auch Christen sind, so muß dieser Gebrauch ohne Zweifel in einem alten christlichen Aberglauben gegründet seyn. Vielleicht ist das Wasser, welches man vordem gebraucht hat, Weihwasser gewesen, vor dem die bösen Geister sich sehr fürchten sollen. Gegenwärtig braucht man simples, ungeweihtes Wasser. Wie sie glauben können, daß Geister, denen sie sonst so viel Macht zuschreiben, durch einen Eimer Wasser von der Rückkehr abgeschreckt werden können, begreife ich nicht, und diejenigen, welche diese Kunst gebrauchen, begreifen es wohl eben so wenig. Es ist ihnen genug, daß ihre Voreltern es so gemacht haben.

Wie jene die Todten von dem Wiederkommen abzuschrecken suchen, so scheint es, als wenn andere den Weg der Güte versuchen. Wenn ein Neger in Angola stirbt, so versammeln sich alle seine Verwandten um sein Haus. Sie schlachten hierauf eine gewisse Anzahl von Hühnern, sprengen das Blut überall herum und werfen die todten Hühner auf das Hausdach. Wenn sie dieses nicht thun, so glauben sie der Todte werde irgend einem seiner Bekannten erscheinen, dessen Tod, nach ihrer Meinung, unausbleiblich erfolgen muß, da sie diesen Besuch für einen Ruf zur andern Welt halten *). Ich erinnere mich nicht, diesen Gebrauch bei irgend einem andern Volke gefunden zu haben, auch weiß ich selbigen nicht anders zu erklären, als daß die Hühner, welche sie schlachten, und das Blut, womit sie das Haus besprengen, entweder ein Sühnopfer für die Seele des Verstorbenen oder ein Beweis ihrer Liebe zu ihm seyn soll. Sie werfen daher die Hühner aufs Dach,

*) Marolla's Reise nach Afrika; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9, S. 376.

wahrscheinlich in dem Wahne, daß der Todte, wenn er an das Haus kömmt und diese seinetwegen gemachten Aufopferungen gewahr wird, seinen Entschluß ändern und nicht hineingehen soll. Die eine Höflichkeit ist der andern werth.

Der dritte Kunstgriff, den die rohen Völker erdacht haben, um den Besuchen der Todten zu entgehen, besteht darin, daß sie sie nicht durch die Hausthür hinaustragen, sondern anderswo eine Oeffnung machen, um sie dadurch hinaus zu führen. Diese scheinen auf diese Art die Todten betrügen zu wollen, und dieses Mittel, sich vor ihren Besuchen zu sichern, ist das allgemein üblichste. Man findet es in Asien, Afrika und Amerika. Es ist sonderbar, daß Völker, die so weit von einander entfernt sind, solchergestalt auf einerlei Einfall gerathen konnten, und zwar um so viel mehr, da man in der Natur der Sache keinen Grund dazu finden kann.

So ist bei den Indianern der Gebrauch üblich, niemals einen Todten durch die ordentliche Hausthüre zu tragen, sondern ihn in der Stellung eines Sitzenden durch eine eigens dazu in der Mauer gemachte Oeffnung hinaus zu schieben, welche sogleich hinter ihm wieder vermauert wird *). Eben dieser Gebrauch ist auch bei den Samojeden üblich. Sie ziehen den Todten ihre besten Kleider an und wickeln sie in eine Rennthierhaut, tragen sie aber nie durch die Thüre der Jurte, sondern durch eine Seitenöffnung derselben. Im Winter verscharren sie sie nur im Schnee, und nehmen erst im Sommer die Beerdigung vor, oft aber sind ihnen Füchse und andere Raubthiere bereits zuvorgekommen. Im Grabe stürzen sie einen Kessel über den Kopf des Todten, auch legen sie andern Hausrath, besonders aber Bogen und Pfeile mit ins Grab. Nach der Beerdigung muß ein Zauberer den Geist des Verstorbenen besänftigen, damit er die Hinterlassenen nicht beunruhige. — Sie müssen also nicht so ganz sicher seyn, durch

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschnitt 1. §. 7.

das Hinaustragen des Todten durch eine andere Oeffnung, als die Thüre, seine Rückkehr verhindern zu können. Bei einer so gefährlichen Sache aber kann man nicht vorsichtig genug zu Werke gehen. — Zum Beschlusse wird ein Rennthier als ein Todtenopfer geschlachtet und auf der Stelle verzehrt. Dies wiederholen reiche Leute mehrmals. So wie sie aber nicht von dem Verstorbenen beunruhigt werden wollen, so wollen sie auch ihn nicht beunruhigen, welches, nach ihrer Meinung, geschieht, wenn sie seinen Namen aussprechen. Sie reden daher mit vielen Umschweifen von dem Todten und suchen sobald wie möglich dessen Andenken auszulöschen *).

In Afrika trifft man die nämliche Sitte bei den Hottentotten an, vielerlei anderer Begräbnißgebräuche nicht zu gedenken, welche diesem Volke eigen sind. — Sobald jemand den Geist aufgegeben hat, erheben seine Verwandten und Freunde ein entsetzliches Geschrei und Geheul. Den Leichnam biegen sie so zusammen, daß er fast in die nämliche Stellung kommt, als ein Kind im Mutterleibe. Die Kniee werden über den Bauch hinaufgezogen, die Ellenbogen auf die Kniee und die Hände unter den Kopf gesetzt. Alsdann wird der Todte in seinen Pelz eingewickelt, so daß man nichts mehr von ihm sieht. Während daß sie hiermit beschäftigt sind, wird ein bequemer Begräbnißplatz ausgesucht. Die Hottentotten graben niemals ein Grab, wenn sie in der Nähe eine Felsenkluft oder die Höhle eines wilden Thieres finden können. Sechs Stunden nach dem Tode wird gewöhnlich die Beerdigung vollzogen, es sey denn, daß der Todte des Nachts verschieden ist, und doch muß die Nacht finster seyn; denn wenn der Mond scheint, läßt man den Leichnam bis zum Morgen liegen. Wahrscheinlich ist es Furcht, welche, wie bei den oben erwähnten Völkern, die Ursache dieser Eilfertigkeit ist. Diese Furcht

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 284.

mag wohl auch die Ursache seyn, warum sie den Leichnam nie durch die Hausthüre tragen, sondern einige Matten in dem andern Ende der Hütte wegnehmen und ihn durch die dadurch entstandene Oeffnung hinausschieben. Der Leichnam wird auf den Armen zum Begräbnißorte hingetragen, von Männern und Weibern begleitet, welche, in zwei verschiedene Haufen getheilt, ihm mit Schreien und Heulen folgen. Sobald sie zum Grabe gekommen sind, legen sie die Leiche hinein und füllen das Grab mit der Erde von Ameisenhaufen an, damit, ihrer Meinung nach, der Körper desto eher verwese. Oben drauf legen sie Holz und Steine, damit die wilden Thiere ihn nicht verzehren sollen. Hieraus sieht man, daß diese Völker, ob sie gleich unter die wilden gerechnet werden, doch eine gewisse Achtung für die entseelten Ueberreste ihrer verstorbenen Freunde haben.

Wenn der Zug vom Begräbnisse zurückkommt, versammelt man sich außerhalb der Hütte des Verstorbenen. Männer und Weiber setzen sich in zwei Kreise und fangen wieder an zu schreien, zu heulen und den Namen des Verstorbenen zu rufen. Dieses Geheul währt eine Stunde, worauf es stille wird. Zwei alte Männer, des Verstorbenen Verwandte oder Freunde, stehen alsdann auf, gehen in jeden Kreis und besprengen die Anwesenden mit ihrem Harne, welches diese mit vieler Ehrfurcht annehmen. Hernach gehen sie in die Hütte des Verstorbenen, jeder nimmt eine Handvoll Asche vom Feuerheerde und geht aus der Oeffnung, wodurch der Leichnam getragen wurde, hinaus. Alsdann gehen sie, jeder in seinen Kreis, und bestreuen die Anwesenden mit dieser Asche, welche sie mit gleicher Ehrfurcht empfangen. Männer und Weiber reiben sie aus allen Kräften mit Fett ein, womit sie überall beschmiert sind. Wenn diese Ceremonie zu Ende ist, geht jeder nach Hause und wiederholt die vorigen Wehklagen. Oftmals reiben sie auch Arme und Beine mit Kuhmist.

Kolbe, der dieses berichtet, hat sich Mühe gegeben, die Ursache dieser Besprengung zu erfahren, und ihm ward

der Aufschluß, daß dies eine Art sey, seine Danksagung abzustatten. Die beiden Alten danken nämlich auf diese Art der Gesellschaft für die dem Verstorbenen erzeigte Ehre. — Wenn dies die Meinung ist, so kann man sich über die Verschiedenheit der menschlichen Begriffe von Höflichkeit nicht genug wundern. Was wir für eine Beschimpfung halten, ist bei ihnen ein Beweis der Dankbarkeit. Man kann aber auf die, von den Hottentotten gegebenen Aufschlüsse nicht sehr bauen. Gewöhnlich bekommt man auf die Frage, was die Ursache dieses oder jenes Gebrauchs sey, die Antwort: daß es immer so unter ihnen gebräuchlich gewesen. Sie wissen selbst die Ursache nicht. Aus dem Vorhergehenden wird der Leser sich's erinnern, daß diese Ceremonie auch bei andern Gelegenheiten gebraucht wird, wo sie kein Sinnbild der Dankbarkeit seyn kann. — Was die Asche betrifft, so sagten einige Hottentotten Kolben, daß sie die Anwesenden damit bestreuten, um sie an den Zustand, in den der Tod sie einmal versetzen würde, zu erinnern, und daß alle, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, zu Staub und Asche werden würden. — Wenn dies der Sinn dieses Gebrauchs ist, so ist er sehr fein von den Hottentotten ausgedacht. — Sie sagten auch, daß die Alten, indem sie die Versammlung mit Asche bestreuten und mit Harn besprengten, ihr ihren Segen gäben, welchen sie bei dieser Gelegenheit für sehr kräftig hielten. Soviel ergibt sich hieraus, daß man rücksichtlich der Absicht dieses Gebrauchs verschiedener Meinung gewesen ist. — Endlich, sagte man, geschähe die Einreibung des Kuhmistes deshalb, um sich des Verstorbenen zu erinnern. Dies ist auch nicht unwahrscheinlich, weil man bemerkt hat, daß nur die vertrautesten Freunde des Verstorbenen und die, welche am meisten betrübt sind, sich auf diese Art reiben *).

Ich habe die Begräbnißgebräuche dieser Hottentotten

---

*) Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, von Kolbe. Th. 1. Kap. 25.

so ausführlich beschrieben, weil sie etwas Besonderes an sich haben, wodurch sie sich von den bei andern rohen Völkern üblichen Gebräuchen unterscheiden und vielleicht in dieser Rücksicht dem Leser nicht ganz uninteressant sind. Allein was den Gebrauch betrifft, den Todten durch eine andere Oeffnung, als durch die Thür, zu tragen, so haben diese Afrikaner ihn mit vielen andern gemein. Er ist auch in Amerika bei den Grönländern üblich. Wenn ein Grönländer mit dem Tode ringt, so ziehen sie ihm seine besten Kleider und Stiefeln an und biegen seine Füße unter die Lenden, vermuthlich, damit sie das Grab desto kürzer machen können. Sobald er todt ist, werfen sie seine Sachen hinaus, damit sie dadurch nicht verunreinigt und unglücklich werden. Alsdann klagen sie um ihn eine kleine Stunde lang und machen dann Anstalt zum Begräbniß. Die Leiche tragen sie nicht durch die Thür, sondern durch's Fenster hinaus. Sie legen etwas Moos darunter, breiten ein Fell darüber aus und legen große breite Steine darauf, damit die Füchse und Vögel nicht dazu kommen können *).

Diesen, bei so vielen rohen Völkern üblichen Gebrauch, die Todten nicht durch die Thür herauszubringen, sondern durch eine andere Oeffnung, die in der Hütte gemacht und wieder zugemacht wird, sobald die Leiche herausgetragen ist, weiß ich nicht anders zu erklären, als daß sie glauben, der Todte, wenn er bei ihnen einen Besuch machen will, komme durch dieselbe Oeffnung zurück, durch welche er herausgebracht ist. Diese wird daher gleich wieder zugemacht. Wenn nun der Todte zurück kommt und die Oeffnung zugemacht findet, kann er nicht hinein und muß unverrichteter Sache abziehen. Die Absicht dieses Gebrauchs muß also die seyn, die ich oben berührt habe, daß sie auf diese Art den Todten zu hintergehen glauben, um sich dadurch vor einem Besuche zu sichern, wovon der Gedanke ihnen so schreck-

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt VI. §. 47.

lich ist. Zwar müssen, wenn dies die Absicht seyn soll, ihre Begriffe von den abgeschiedenen Seelen äußerst elend seyn; daß sie es aber wirklich sind, wird das Folgende hinlänglich zeigen, und von einem ganz rohen and unwissenden Volke kann man sie auch nicht besser erwarten. Traurig ist es, daß der Gedanke an die Unsterblichkeit, der für den Sterblichen so reich an Trost und Beruhigung ist, bei den rohen Völkern keine andere Wirkung hat, als daß sie die Seele mit Furcht vor den Todten erfüllt und eine fruchtbare Mutter allerlei Aberglaubens ist.

Kap. 6.

Die Todten werden mit mancherlei Bedürfnissen für das zukünftige Leben versehen.

Ich habe den Leser mit den Erfindungen bekannt gemacht, welche die rohen Völker anwenden, um die Todten vom Wiederkommen abzuschrecken. Es scheint, daß sie selbst nicht Vertrauen genug auf diese Erfindungen setzen; sie suchen daher auf andere Art, insonderheit dadurch, daß sie ihre Sorge für sie auf das künftige Leben erstrecken, ihre Gunst zu gewinnen.

Mit dem Aberglauben, daß die Todten den Hinterlassenen sowohl nützen als schaden können, verbinden sie auch den, daß die Seelen der Verstorbenen etwas Körperliches an sich haben, daß ihr Zustand einigermaßen dem Zustande in diesem Leben ähnlich sey, daß ihre Beschäftigungen und ihre Bedürfnisse die nämlichen seyen. Sie versehen daher ihre Todten mit allen den Dingen, deren sie in diesem Leben bedurften. Die Ursache dieser Sorgfalt kann wohl zum Theil Liebe gegen ihre verstorbenen Freunde seyn; sie wollen nicht, daß sie etwas von dem entbehren sollen, was zur Bequemlichkeit des künftigen Lebens erforderlich ist.

Die allgemeinste Ursache aber ist ohne Zweifel Furcht vor ihnen. Sie fürchten, sie möchten sie erzürnen, wenn sie sie auf irgend eine Art vernachlässigten, welches schädliche Folgen für sie haben könnte. Durch solche Sorgfalt für sie, welche ihnen, ihrer Meinung nach, nothwendig gefallen muß, wollen sie sich ihre Gunst erwerben und sich dadurch vor dem Schaden sichern, den sie widrigenfalls ihnen zufügen könnten.

Da Nahrung in diesem Leben zur Erhaltung desselben nothwendig ist, so muß sie auch, ihrer Meinung nach, dem Verstorbenen in jenem Leben nothwendig seyn. Daher kommt es, daß die Kusseer, wenn jemand gestorben ist, ein Schaaf oder ein Schwein schlachten, und wenn das Fleisch gar ist, dem Todten etwas Brühe in den Mund gießen*). Daher findet man, daß die Siamer, welche glauben, daß sie durch Erscheinungen der abgeschiedenen Seelen oft gequält werden, Fleisch zu ihren Gräbern tragen, um sie zu befriedigen. Vermuthlich müssen sie in dem Wahne stehen, daß die Verstorbenen, wenn sie sie auf solche Art quälen, Hunger leiden. Dieser Aberglaube gereicht den wilden Thieren zum Vortheil, welche davon Gebrauch machen.**). Die Hindostaner bringen auch zu gewissen Zeiten Kokosnüsse, Reis und andere Eßwaaren nach dem Orte hin, wo der Leichnam verbrannt ist; dieses wird aber, sobald sie nur weggegangen sind, von Thieren oder Vögeln aufgefressen, obgleich sie solches vermuthlich dem Verstorbenen zum Dienste gethan haben mögen***). Gleiche Güte erweisen auch die übrigen Indianer ihren verstorbenen Freunden. Sie stecken ihnen nicht allein Butter, Milch und geronnene Milch in die Hände, den Mund und

---

*) Allgemeine geographische Ephemeriden, von Gaspari und Bertuch. B. XI. Stück. 4. S. 485.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abtheil. 3. Kap. 20.

***) Gegenwärtiger Staat von Indostan, von Salmon. Kap. 10.

die Ohren, damit sie in der künftigen Welt nicht hungern, sondern setzen außerdem Speisen für sie hin, und glauben, daß sie sich wenigstens von ihren feinsten Theilen nähren. Dieses thun sie zehn Tage nach einander. Daß die größern Theile hernach von den Raben verzehrt werden, die dadurch in großer Menge herbei gelockt werden, kümmert sie nicht *).

Die übrigen Völker, welche Speisen für ihre Todten hinsetzen, stehen vermuthlich auch in dem Wahne, daß letztere nur die feinsten Theile davon genießen und das übrige den Raubthieren überlassen. Das ist an sich toll genug, daß sie glauben können, daß die Seelen die feinern Theile der Speisen zur Nahrung brauchen sollten; allein der Wahn, daß sie Reis, Fleisch, Kokosnüsse und dergleichen essen, wäre reiner Wahnsinn. — Jedoch ist es zu verzeihen, daß Heiden dergleichen Thorheiten begehen können; was soll man aber von Christen, den Einwohnern von Corfu, sagen, welche alle drei Monate auf die Grabstätte geröstetes Korn, Brod, Kuchen, Wein und Oel setzen und den Verstorbenen zu diesen Speisen einladen? Statt der Raubthiere und Vögel lassen die Priester sich solche recht wohl schmecken **). Diese können doch wohl diesen Aberglauben nicht hegen; allein ihr Vortheil erheischt, daß sie selbigen bei dem unwissenden gemeinen Manne nähren. Heil der Welt, wenn Corfu das einzige Land wäre, wo die Volkslehrer Volksverführer wären!

Es ist aber nicht genug, daß die abgeschiedenen Seelen mitunter ein wenig Speise bekommen; es gibt so vielerlei andere Sachen, deren der Todte bedarf; denn es muß in aller Rücksicht in der künftigen Welt eben so zugehen, wie in der gegenwärtigen. Die Grönländer geben daher

---

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschnitt 7.

**) Beschreibung der ehemaligen venetianischen Besitzungen, von Grasset Saint Sauveur, S. 39 ff.

dem Verstorbenen sein Boot, seine Pfeile und andere Geräthschaften, die er in dieser Welt brauchte, und den Weibern Messer und Nähzeug mit *). Hieraus sieht man, daß die Grönländer in dem Wahne stehen, daß die Verstorbenen gleiche Beschäftigungen in jenem, wie in diesem Leben haben und sich durch Jagd und Fischerei ihre Nahrung verschaffen müssen. Man gibt ihnen daher Böte, Bogen und Pfeile mit. Weil die Grönländer aber keinen Krieg führen, so gibt man auch den Verstorbenen keine Waffen mit. Die nordamerikanischen Wilden hingegen, die in beständigem Kriege mit einander leben, glauben, daß die Todten auch in jenem Leben Feinde zu bekämpfen haben; sie begraben daher mit ihnen nicht nur ihre Bogen und Pfeile, sondern auch alle ihre übrigen Waffen, damit sie alles haben, was sie zur Jagd und zum Kriege brauchen. Sie gehen in ihrer Sorge für ihre verstorbenen Freunde noch weiter, als die Grönländer. Sie geben ihnen allerlei Hausgeräth, Häute und anderes Zeug zu ihrer Bekleidung, sogar Farben zum Bemalen, Pfeifen und Tabak mit, damit es ihnen, wenn sie in die künftige Welt kommen, an nichts fehlen möge**). Wahrscheinlich fürchten sie, daß, wenn sie sollten vergessen haben, dem Todten etwas von dem, dessen er in jenem Leben bedürfe, mitzugeben, er alsdann wieder kommen werde, um es selbst abzuholen, und diesen Besuch wünschen sie nicht.

Gleiche Sorge für die Todten findet man auf der Insel Madagaskar. Wenn die Madegassen merken, daß sie bald sterben werden, so legen sie ein allgemeines Bekenntniß ihrer Sünden ab, ehe sie ihren Kindern den Segen geben. Sie bitten Gott um Vergebung der Sünden,

*) Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt VI. §. 47.

**) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 15. Rogers Beschreibung von Nordamerika; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XI. S. 266.

bringen Versöhnungsopfer, ermahnen ihre Kinder zum Guten, und die Sünden, die sie gebeichtet, zu fliehen. — Diese Handlungsweise ist schöner, als man sie bei Madegassen erwarten sollte, und erfreulich ist es, zuweilen solche schöne Züge im Charakter der rohen Menschen zu finden. Wahrlich, der Fund einer Rose in einer Wüste! Bei Leibesleben sind sie verschiedenen groben Lastern ergeben, welches ich im ersten Bande gezeigt habe. In ihrem Tode erkennen sie doch die Strafbarkeit derselben, und wünschen, daß ihre Kinder sich besser betragen mögen. Dies ist ein seltner Fall bei den rohen Völkern, welches doch wohl einige Wirkung auf die Hinterlassenen haben muß.

Wenn der Madegasse gestorben und der Leichnam kalt geworden ist, waschen ihn seine nächsten Anverwandten ganz rein, schmücken ihn mit verschiedenen Arm- und Halsbändern, Korallen und andern Zierrathen, und legen ihm zwei, drei, bis auf sieben Hüftgewänder an. Darauf wird er in eine Binsenmatte gewickelt, und seine Anverwandten, Freunde, Unterthanen und Sklaven fangen alsdann an, ihn zu beweinen, nachdem zuvor zwei brennende Lichter, eins zu seinem Kopfe und das andere zu seinen Füßen gesetzt worden. Alsdann tanzt man sehr ernsthaft nach der Trommel; erhebt darauf seine Verdienste und sucht auf alle mögliche Art die Betrübniß auszudrücken, die man über seinen Tod empfindet. Man fragt ihn, als wenn er noch lebte, was für Ursache er gehabt habe zu sterben? ob es ihm an etwas gemangelt? ob er nicht Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Sklaven und Pflanzungen genug gehabt habe? Wenn man nun auf die Antwort bis gegen Abend gewartet hat, wird ein Ochs geschlachtet, den die ganze Gesellschaft verzehrt. Morgens darauf legt man den Leichnam in einen Sarg, der aus zwei Baumstämme gemacht ist, die auf einander passen. Ist der Verstorbene ein vornehmer Mann gewesen, so trägt man den Sarg in ein hölzernes Haus, in welchem man ihn beisetzt. Einen gemeinen Mann aber begräbt man nur zwischen ein Paar

Pfähle. Stirbt ein Großer außerhalb seines Vaterlandes, so haut man ihm den Kopf ab, begräbt den Körper da, wo er gestorben, und bringt den Kopf in sein eigenes Land. Stirbt er aber in der Schlacht, so begräbt man ihn schlechtweg auf dem Wahlplatze. — Zwar kommt die Sitte, dem Todten den Kopf abzuhauen und in sein Vaterland zu schicken, uns etwas wunderlich vor, bis wir uns erinnern, daß wir im nämlichen Falle dem Todten das Herz aus dem Leibe nehmen, und es in seine Heimath zu seiner Familie zu schicken pflegen. Das eine ist wohl eben so klug, wie das andere. — Uebrigens sorgen die Madegassen, wie die zuvor gedachten Völker, für die Bedürfnisse ihrer Todten in der zukünftigen Welt, legen bei dem Todten eine Pfeife, Tabak, Feuer und eine Schürze, und bedienen ihn eine Zeitlang mit eben den Gerichten, die er in seinem Leben genossen hat *).

Aus dieser Aussteuer, die man den Todten mitgibt, sieht man, daß sie Bewohner eines warmen Himmelstrichs sind, wo sie nicht, wie in Nordamerika, Häute zur Bedeckung brauchen. Wenn sie eine Schürze zur Bedeckung des Unterleibes, Pfeifen und Tabak mit ins Grab bekommen, so sind sie reichlich versehen; denn für ihren Unterhalt sorgen die Hinterlassenen, jedoch nur auf einige Zeit. Es scheint, daß die Verstorbenen selbst zusehen müssen, wie sie sich in Zukunft durchhelfen.

Die Anwohner von Ternai, einem Meerbusen auf der nordöstlichen Küste der asiatischen Tartarei, sorgen besser für ihre Todten, welches auch in dem kältern Klima nöthiger ist. Hier entdeckten die Franzosen am Ufer eines Baches ein tartarisches Grabmal, welches beinahe mit Gras überwachsen war. Es sah einem kleinen Schober ähnlich und war aus Baumstämmen gebildet, die mit Birkenrinde überzogen waren. Zwischen diesen hatte man eine

*) Beschreibung der Insel Madagaskar; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 14. S. 87 ff.

Oeffnung gelassen, um die Leichname dadurch einzusetzen. Die Neugier der Franzosen verführte sie, dieses Grabmal zu öffnen, und sie erblickten darin zwei neben einander liegende Leichname. Ihre Häupter waren mit einer taffetenen Kappe bedeckt, ihre Körper in eine Bärenhaut gewickelt und mit einem Gürtel von dem nämlichen Felle umgürtet, an welchem einige chinesische Münzen und vielerlei kupfernes Geschmeide hingen. Im Grabe selbst waren blaue Glaskorallen herum gestreut. Auch fand man darin zehn bis zwölf silberne Ohrringe, jeden zwei Unzen schwer, ferner eine eiserne Axt, ein Messer aus demselben Metall, einen hölzernen Löffel, einen Kamm und einen kleinen Sack von blauem Nankin mit Reis gefüllt*).

Aus dieser Beschreibung erhellt, daß diese Tartaren, welche vermuthlich nach China handeln, nicht nur für den Unterhalt und die Verzierung der Todten sorgen, sondern ihnen auch warme Kleider, die dem kältern Klima jener Welt angemessen seyn können, zu verschaffen suchen; denn nach den Begriffen der rohen Völker muß das Klima in der zukünftigen Welt dem Klima dieser Welt ähnlich seyn. Die Madegassen brauchen in jenem Leben nur einer Schürze; die Anwohner von Ternai müssen da Bärenhäute haben, um nicht zu frieren.

Die rohen Völker lassen es aber nicht dabei bewenden, ihren Todten Speise, Böte, Bogen, Pfeile, Werkzeug, Hausgeräth mit in die andere Welt zu geben, sondern sie versehen sie auch mit solchen Thieren, welche, nach ihrer Meinung, ihnen dort nützlich seyn können. — So geben die Ostiaken ihren Todten nicht allein Waffen, Beil und Hausrath, sondern auch Rennthiere mit, welche beim Grabe geschlachtet werden und zum künftigen Gebrauch für den Todten liegen bleiben**). Die Buräten führen ge-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 41 ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 80.

wöhnlich das beste Reitpferd des Verstorbenen gesattelt zum Grabe, wo es mit einem Beile erschlagen und zum Gebrauch des Todten in jener Welt ins Grab geworfen wird*). Eben dieser Gebrauch, der in den nördlichen Gegenden Asiens üblich ist, findet auch bei den Patagoniern in den südlichen Gegenden von Amerika Statt. Wenn jemand gestorben ist, werden seine Pferde augenblicklich getödtet, damit er auf denselben ins Land der Todten reiten könne. Nur einige wenige werden am Leben erhalten, um den Verstorbenen nach seiner Grabstätte zu bringen und bei dem Leichenbegängnisse Parade zu machen**).

Man sollte billig glauben, daß wenn der Todte mit allen Sachen so gut versehen wäre, er sich wohl behelfen könne. Allein es können doch verschiedene Bedürfnisse vorfallen, woran man nicht gedacht hat, und in solchem Fälle wäre es gut, daß er Geld hätte, um dergleichen Dinge zu kaufen. Verschiedene rohe Völker versehen daher ihre Todten mit Geld zur Reise in die künftige Welt. Dies findet man unter andern bei den Tschereimissen. Ihre Todten legen sie in der besten Kleidung in den Sarg. Das Begräbniß erfolgt am Tage des Todes. Beide Geschlechter folgen der Leiche. Man gibt dem Verstorbenen einigen Hausrath, einen Stecken, die Hunde wegzujagen, und einen kleinen Bündel Rosensträuche, die bösen Geister abzuhalten, mit ins Grab. Es werden ihm aber außerdem einige Kopeken in den Gurt gebunden, damit er etwas habe, womit er sich in unerwarteten Fällen helfen könne***). Auf einer solchen Reise, wo man von seinen Freunden verlassen ist, ist es nicht gut in Verlegenheit zu kommen, und sie sehen nicht gern, daß er zurück kommt, um Hülfe bei ihnen zu suchen.

---

*) Georgi a. St. S. 432.

**) Beschreibung von Patagonien, von Falkner. Kap. 5.

***) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 32.

Fragt man, wie die Menschen glauben können, daß dergleichen Dinge, welche sie theils neben das Grab, theils hinein legen, und die daselbst erschlagen werden und in Fäulniß übergehen, z. B. ihre Rennthiere und Pferde, den Todten nützen werden? so antworte ich: daß dem Aberglauben nichts unmöglich und nichts unwahrscheinlich, als die Wahrheit, sey. Wenn die rohen Völker glauben können, daß die Todten, ob sie gleich davon überzeugt seyn müssen, daß sie im Grabe verwesen, gleichwohl essen, auf die Jagd gehen, auf den Fischfang hinaus segeln, in den Krieg ziehen, reiten, in einem Schlitten mit Rennthieren fahren u. s. w., so können sie wohl auch glauben, daß ihre Rennthiere und Pferde, wiewohl sie auch auf der Erde oder in dem Grabe verwesen, den Todten zum Ziehen der Schlitten und zum Reiten dienen können, wie auch, daß ihre Böte, Bogen, Pfeile, Kleidungsstücke, Schminke, Tabak, Geld, obgleich diese Sachen, jede nach ihrer Art, im Grabe verderben, den Verstorbenen nützlich seyn werden. So wie sie nicht glauben, es seyen die todten Körper, die in das Grab gelegt werden und da verwesen, welche herumgehen, segeln, jagen, reiten, fahren, essen, sondern etwas anderes von diesem Körper, etwas feineres, etwas, sie wissen selbst nicht was; wie sie, wie oben gesagt, glauben, daß die Todten nicht die für sie hingesetzte grobe Speise, sondern nur die Dünste oder die feinern Theile davon verzehren: so müssen sie wahrscheinlich auch nicht glauben, daß sie sich der für sie hingelegten Sachen bedienen, wie sie sind, sondern nur der feinern Substanz derselben, welche die nämliche Form bekomme und dem Verstorbenen denselben Nutzen schaffe, als die Sachen, zu welchen sie gehöre. Die Geräthschaften der Todten müssen von gleicher Natur mit ihnen seyn, um ihnen nützlich zu werden.

Auf keine andere Art weiß ich den Sinn dieses bei den rohen Völkern so häufigen Gebrauchs zu erklären, und in dieser Erklarung werde ich dadurch bestärkt, daß es Völ-

ker gibt, die nicht nur ihre Todten, sondern auch alle die Sachen verbrennen, welche sie ihnen zum Gebrauche in jener Welt mitgeben. So findet man es bei den Koräken. Sie errichten Scheiterhaufen, zu welchen sie ihre Todten auf Schlitten, mit Rennthieren bespannt, führen. Hier verbrennen sie nicht allein die Leichen, denen man ihre besten Kleider angezogen hat, sondern auch ihre Waffen und ihren Hausrath. Die Rennthiere schlachten sie, essen das Fleisch und werfen alles, was nicht verzehrt worden ist, ins Feuer *). Wahrscheinlich soll das Fleisch, welches sie ins Feuer werfen, dem Verstorbenen zur Nahrung dienen, so wie die übrigen Sachen ihm im Kriege und im Hause zum Nutzen dienen sollen.

Eben dieses findet man bei den Californiern. Es wird wohl für den Leser nicht uninteressant seyn, zu vernehmen, wie diese Leute mit ihren Todten von deren Krankheit an bis zur Beerdigung derselben verfahren; wenigstens hat man, wenn man dieses liest, Ursache, sich zu freuen, daß man kein Californier ist. — Wenn die Krankheit schlimmer wird und die Arzneimittel keine Wirkung mehr thun, so versammeln sich alle Verwandte des Kranken, gleichsam um ihm den Tod bitterer und schmerzhafter zu machen. Zuvörderst schneiden sie, wenn der Kranke eine Tochter oder Schwester hat, ihr den kleinen Finger an der rechten Hand ab, weil sie glauben, das Blut davon rette den Kranken, oder zerstreue wenigstens den Kummer, den die Familie über seinen Tod haben werde. Hierauf kommen Besuche von allen Orten her. Wenn diese mit dem Kranken geredet haben und sehen, daß er ohne alle Hoffnung liegt, erheben sie ein entsetzliches Geheul, bedecken das Gesicht mit ihren Händen oder Haaren, theilen sich in gewisse Haufen und wiederholen diese Ceremonie mehrmals, und dies alles in Gegenwart des Sterbenden. Die Weiber ver-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi, S. 349.

größern das Getümmel noch durch ihr Geschrei, wobei sie die Verdienste und die guten Eigenschaften des Kranken erzählen, um das Mitleiden der Umstehenden zu erregen. Wenn dieses Geheul vorbei ist, bittet der Kranke, ihn anzublasen. Jeder bemüht sich, ihm diesen letzten Dienst zu erweisen, indem er zuerst auf den kranken Theil und dann auf alle Werkzeuge der Sinne so stark bläset, als er nur kann, weil der Kranke von der Kraft, die er anwendet, oder von dem Geschrei, das er erhebt, auf seine Liebe schließt. Indeß stecken die Priester ihre Hände in den Mund des Kranken, um ihn, wie sie sagen, dem Tode mit Gewalt zu entreißen. Man sollte eher glauben, es geschähe, um ihn zu ersticken. Die Weiber schreien indessen immer fort, und geben ihm viele Stöße, um ihn wieder aufzuwecken, bis er endlich den Geist aufgibt.

Kaum ist er todt, so macht man Anstalten, ihn zu begraben oder zu verbrennen, denn beides ist bei ihnen gebräuchlich. Sie halten hierauf sogleich das Leichenbegängniß, wobei sie immer fortfahren zu schreien und zugleich mit ihm alles Geräth, dessen er sich bedient hat, zu begraben oder zu verbrennen pflegen. Sie untersuchen aber so wenig, ob er auch wirklich todt sey oder nicht, daß man Beispiele hat, daß sie, wie Adelung berichtet, einen Menschen, der noch Zeichen des Lebens von sich gab, ins Feuer geworfen hatten *).

Wenn wir sehen, daß diese Völker, die ihre Todten verbrennen, zugleich alle die Sachen, die sie ihnen mitgeben, verbrennen; daß sie mit eigenen Augen sehen, daß diese Sachen verbrannt, aufgelöst, zu Asche werden und sie selbige doch dem Todten in der Absicht mitgeben, daß er sich derselben in der andern Welt bediene, so kann man kaum glauben, daß sie in der Meinung stehen, der Todte gebrauche diese Sachen in dem Zustande, in welchem sie

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 7.

sind, wenn sie auf den Scheiterhaufen geworfen werden; denn in diesem Zustande bleiben sie nicht lange. Sie müssen denken, es komme aus der Asche eine andere, feinere Substanz hervor, die völlig derjenigen, welche verbraunt werde, gleiche, und daß es diese sey, deren sich der Todte in dem künftigen Leben bediene.

Daß diese rohen und einfältigen Menschen dergleichen glauben können, davon werde ich durch die, bei den Siamern üblichen Gebräuche noch fester überzeugt. Die Siamer sind der Meinung, daß es genug sey, mit dem Leichname, anstatt wirklicher Geräthschaften und wirklicher Münzen, ähnliche, von Papier geschnittene Figuren, die oft gemalt oder vergoldet sind, zu verbrennen. Sie stehen in dem Wahne, daß dieses Papier, welches man verbrenne, sich in dem andern Leben in die Sachen verwandle, welche es vorstelle *). Ich vermuthe, daß ein kluger Siamer dies erdacht habe, um alles das Hausgeräth und das Geld zu sparen, welches der große Haufe bei jeder Leiche den Flammen opferte. Diejenigen aber, welche glauben, daß diese papierne Figuren, wenn sie verbrannt werden, in wirkliches Geräth und wirkliche Münzen in der zukünftigen Welt verwandelt werden, glauben auch, daß wirkliches Hausgeräth, Waffen und Münzen, die in die Erde gelegt werden, sich in die nämlichen Dinge von feinerer Gestalt zum Gebrauche des Todten in dem künftigen Leben verwandeln. Das eine ist nicht schwerer zu glauben als das andere, und dem Einfältigen ist nichts schwer zu glauben, was er gern glauben will.

In Tangut ist der nämliche Gebrauch, wie in Siam, üblich. So lange der Leichnam im Hause ist, wird der Tisch zur Mittagszeit für den Verstorbenen ordentlich gedeckt. Solches geschieht auch unter hölzernen Hütten, die auf dem Wege errichtet werden, wodurch man die Leiche

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abtheil. 3. Kap. 19.

zur Grabstätte trägt. Hier werden zugleich allerlei auf Papier gemalte Vorstellungen von Kameelen, Häusern, Bäumen, Früchten, Kleidern und Geld verbrannt, weil sie, dem Berichte des Marco Polo zufolge, glauben, daß alle diese Dinge dem Verstorbenen in jener Welt, wo er sehr prächtig leben wird, wirklich zu Nutzen kommen. — Die Philosophie dieser Tartaren, den Zustand der Seele nach dem Tode betreffend, ist also mit der siamischen völlig einerlei. Sie gehen aber noch einen Schritt weiter als die Siamer, und dies ist, so viel ich weiß, eine Erfindung, die ihnen eigen ist. — Wenn nämlich eine junge Mannsperson und ein junges Frauenzimmer unverheirathet sterben, machen ihre Aeltern unter sich einen Ehekontrakt, vermöge dessen die jungen Abgestorbenen in der zukünftigen Welt Eheleute sind, und ihnen Geld, Knechte und Vieh als ein Heirathsgut vermacht wird, welches alles zu dem Ende auf einigen Stücken Papier abgemalt ist, die nach Unterzeichnung des Kontrakts verbrannt werden. Solchergestalt glauben sie den jungen Eheleuten alles verschaffen zu können, was sie zur Führung einer Haushaltung in der künftigen Welt nöthig haben *). Diese Aussteuer kostet nicht viel; allein die abgeschiedenen Seelen bedürfen wohl nur einer sehr feinen Aussteuer, um sich in der Geisterwelt häuslich niederzulassen.

Kap. 7.

Die Todten werden mit Weibern und Dienstboten in dem zukünftigen Leben versehen.

Ich habe gezeigt, wie die wilden und rohen Völker ihre verstorbenen Freunde mit den Bedürfnissen, welche sie in

*) Reisen des Marco Polo; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 3. S. 199. und 202.

dem zukünftigen Leben nöthig haben, zu versehen suchen. Die Art, wie sie ihnen alle dergleichen Sachen zu verschaffen glauben, verräth Unwissenheit; die Art aber, wie sie ihnen Weiber und Dienstboten in die andere Welt nachschikken, setzt einen hohen Grad von Grausamkeit, mit Unwissenheit vereinigt, voraus. — Wenn sie, wie die Siamer und die Einwohner von Tangut, ihren verstorbenen Freunden Weiber und Knechte nachschicken, indem sie solche auf einige Stücke Papier malen und diese nachher verbrennen, so hat man Ursache zu lachen oder ihren Verstand zu bedauern; wenn man aber sieht, daß sie, je nachdem sie ihre Todten verbrennen oder begraben, auch die Unglücklichen, welche, ihrer Meinung nach, ihren Männern oder Herren folgen sollen, um ihnen in der andern Welt zu dienen, lebendig verbrennen oder begraben, so überläuft uns ein kalter Schauer. Und dieser grausame Gebrauch ist in den drei Welttheilen, Asien, Afrika und Amerika, herrschend, und wäre die christliche Religion nicht in Europa eingeführt worden, so würde er vielleicht auch hier an verschiedenen Orten geherrscht haben. Die Gallier verbrannten, wie die oben erwähnten Völker, nebst dem todten Körper nicht nur alle die Sachen, welche der Verstorbene in seinem gegenwärtigen Leben lieb gehabt hatte, damit er diese in die künftige Welt mitbringen könne, sondern auch sowohl seine Thiere, als Knechte, selbst freie Menschen, wenn sie auf irgend eine Art in seinem Dienste gewesen waren.

Diese Grausamkeit, die durch das Christenthum in Europa abgeschafft ist, und noch heutiges Tages in den oben erwähnten Welttheilen verübt wird, wird etwas gemildert, wenn die Menschen selbst aus Aberglauben oder Liebe gegen den Verstorbenen sich freiwillig erbieten, in den Tod zu gehen, um ihm in das künftige Leben zu folgen. Man verdammt nicht deren Grausamkeit, die solch ein Anerbieten annehmen; denn sie meinen es gut. Man bedauert nur die Einfalt derer, welche es thun. — Bei

den Guaycurusen findet man Beispiele dieser Art von Liebesbeweisen. Wenn eine Person von Stande stirbt, besonders wenn es einer ihrer Befehlshaber ist, wird der Leichnam mit allem, was man schönes hat, ausgeschmückt. Er bekommt das Kostbarste, was sie in ihren Dörfern haben, mit ins Grab und zwar mit gutem Willen, auch bestrebt Jedermann sich, die aufrichtigsten Merkmale des Beileids über den Verstorbenen an den Tag zu legen. Allein der größte Beweis ihrer Liebe ist, daß es allemal einige gibt, sowohl Männer als Weiber, die sich freiwillig anbieten, ihm zur Gesellschaft in die zukünftige Welt zu folgen, welches sie sich als eine Ehre anrechnen. Von diesen wird eine gewisse Anzahl angenommen und erwürgt *).

Von solchen freiwilligen Aufopferungen hat man einige Beispiele, die weiter unten vorkommen werden; es gibt davon aber nur wenige. Die meisten werden mit Gewalt genommen und am Grabe getödtet, um dem Verstorbenen als Aufwärter in der zukünftigen Welt zu dienen. — So in Tangut. Wenn der Chan dieser Tartaren stirbt und zu seiner Grabstätte getragen wird, tödten diejenigen, welche die Leiche begleiten, alle, die ihnen auf dem Wege begegnen, damit die Seele ihres Herrn in der zukünftigen Welt Aufwärter habe. Marco Polo berichtet, jedoch nur der Sage nach, daß einem verstorbenen Chan zehntausend solcher Schlachtopfer wären gebracht worden, um ihm in die künftige Welt zu folgen **). Wenn dies sich wirklich so verhält, so kann man es als einen der blutigsten Siege des Aberglaubens betrachten. Selten kann die Politik sich eines so glänzenden Sieges rühmen. Durchgängig pflegen die wilden und rohen Völker doch nur die Sklaven und Sklavinnen des Verstorbenen zu tödten, z. B. die Caniba-

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 2. S. 108.

**) Reisen des Marco Polo in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 3. S. 201.

len *) und die Neger in Angola. Wenn bei den letztern ein Vornehmer stirbt, so wird er in einer geraden Linie zum Grabe getragen, woraus denn folgt, daß die Mauern oder Häuser, die im Wege stehen, niedergerissen werden. Der Weg wird mit Palmblättern und Zweigen bestreut. Ein oder zwei Sklaven werden mit ihm lebendig begraben, damit es ihm in der zukünftigen Welt an Aufwartung nicht fehle **).

Es sind aber nicht Sklaven und Sklavinnen allein, die ihrem Herrn folgen müssen; an verschiedenen Orten müssen die Weiber auch ihren Männern in die zukünftige Welt folgen. Wenn in Guinea, weit landeinwärts, ein König stirbt, wird ein großes und tiefes Loch in die Erde gegraben, worein der Leichnam gelegt wird. Zuerst werden seinen liebsten Weibern alle Glieder zerbrochen, und so verstümmelt wirft man sie ins Grab, und alsdann werden seine besten Sklaven auf gleiche Art gemißhandelt. Diese Unglücklichen können acht Tage im Grabe leben. Indeß versammeln sich seine Unterthanen, welche schreien, weinen, trinken, schießen und um das Grab herum tanzen, so daß man diesen Tumult von weitem hören kann ***).

Das ist unbegreiflich, daß solche Barbaren Weiber bekommen können, wahrscheinlich aber fragt man sie nicht, ob sie es seyn wollen oder nicht. Gemeiniglich pflegt man diese Unglücklichen plötzlich auf eine oder die andere Art zu tödten, um ihre Qual zu verkürzen. So werden in vielen Gegenden des französischen Afrika beim Absterben eines Königs die Weiber sowohl, die er am meisten geliebt hat, als die Sklaven, die zu seiner Aufwartung und Ergötzung in der andern Welt am unentbehrlichsten scheinen, nahe bei der

---

*) Berkel's Reise nach Surinam. Kap. XI.

**) Marolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9. S. 379 ff.

***) Tilforladelig Efterretning om Kysten Guinea, af Römer. Kap. 4.

Grabstätte des Königs umgebracht und beerdigt. Wenn man damit fertig ist, legt man den königlichen Leichnam auf eine aus Rohr künstlich geflochtene Bahre, und vier der stärksten Hofleute tragen ihn im Pomp zum Grabe. Doch hat man jetzt, dem Berichte Demanets zufolge, diese blutigen Begräbnißgebräuche bei diesen Negern abgeschafft *).

Ich will noch ein Beispiel von Afrika anführen, um den Leser mit den königlichen Leichenbegängnissen in diesem Welttheile bekannt zu machen. — Wenn der König von Widah zur Erde bestattet werden soll, sucht der große Opferpriester, welcher die Aufsicht über das Leichenbegängniß hat, acht von des Verstorbenen liebsten Weibern aus, die auf das schönste ausgeputzt sind, und ihm in die zukünftige Welt nachfolgen sollen. Diese sind mit Speisen und Getränken zu seinem Dienste beladen. Auf diese Art werden sie zu seiner Gruft geführt, wo sie lebendig begraben werden; jedoch ersticken sie bald von der Erde, womit die Gruft zugefüllt wird. Darauf werden die Männer, die zu gleicher Absicht bestimmt sind, hervor geführt. Die Anzahl derselben ist nicht festgesetzt und beruht auf dem Willen des Königs und des hohen Priesters. Da niemand weiß, wen das Loos treffen wird, so suchen sich die Dienstgenossen des verstorbenen Königs, sowohl Männer als Weiber, in Zeiten aus dem Wege zu machen, und kommen nicht eher wieder, als bis die Ceremonie vorbei ist. Nur ein einziger von den königlichen Bedienten ist schlechterdings verbunden, seinem Herrn in die zukünftige Welt zu folgen, derjenige nämlich, welcher den Namen seines Lieblings führt. Dieser wird daher, sobald der König stirbt, scharf bewacht, und ist der erste, der seinen Kopf verliert, nachdem die liebsten Weiber des Königs im Grabe erstickt sind. Allen denjenigen, welchen das Leben genommen wird, um den König in jener Welt zu bedienen, wird der Kopf abge-

*) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Demanet. B. 2. S. 41.

hauen, und nach der Anordnung des hohen Priesters, werden ihre Köpfe und Körper zusammengelegt und um das königliche Grab herum beerdigt. Sie werfen über ihnen einen Erdhügel auf, der wie eine Pyramide aussieht, auf dessen Spitze sie die Waffen des Königs stellen, deren er sich bei seinen Lebzeiten am meisten bedient hat. Rings herum stellen sie eine Menge Fetische, die Schutzgötter vorstellen und den Ort bewachen*). Aus diesem Berichte erhellet, daß es in diesem Lande für die Königinnen eben so wenig ein Glück ist, von ihren Männern geliebt zu seyn, als es für die Hofbedienten ein Glück ist, des Fürsten Lieblinge zu seyn. Die europäischen Fürsten würden ohne Zweifel mit allen den niedrigen Schmeicheleien, mit allen den Intriguen und Kabalen, die gespielt werden, um ihre Gunst zu erschleichen, verschont werden, wenn ihre Lieblinge ihnen ihre Treue und Liebe dadurch bezeigen sollten, daß sie ihnen in den Tod folgten.

Von Afrika wollen wir uns nach Amerika wenden. Hier zeichneten sich die alten Mexikaner besonders rücksichtlich ihrer Begräbnißgebräuche aus, indem sie an Sorge für ihre verstorbenen Freunde alle andere wilde und rohe Völker zu übertreffen schienen. Sobald jemand gestorben war, legten sie einige Stücke Papier auf ihn, besprengten sein Haupt mit Wasser und zogen ihm ein Kleid an, wie es sich für seinen Stand und seine Vermögensumstände schickte. Alsdann gaben sie ihm einen Krug mit Wasser, dessen er sich auf der Reise in jene Welt bedienen sollte, und außerdem einige Stücke Papier, wobei sie ihm den Gebrauch eines jeden erzählten. Bei dem ersten Stücke sagten sie: Vermittelst dieses Blattes wirst du ohne Gefahr zwischen den beiden Bergen, die mit einander fechten, durchgehen. Bei dem andern Stücke heißt es: mit diesem wirst du ohne Hinderniß über den Weg gehen, der von der großen Schlange

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 4. S. 370 ff.

beschützt wird. Bei Ueberlieferung des dritten Stückes sagten sie: mit diesem gehst du sicher durch den Ort, wo der Krokodill Xochitonal sich aufhält. Das vierte Stück war ein sicherer Paß durch die acht Wüsten; das fünfte über die acht Hügel; das sechste, um ohne Schaden den scharfen Wind zu passiren. Denn sie bildeten sich ein, daß der Todte einen Ort passiren müsse, wo es dermaßen stürme, daß Felsen davon losgerissen würden, und daß dieser Wind wie ein Messer schneide. Sie verbrannten daher alle Kleider, Waffen und auch etwas von dem Hausgeräthe des Verstorbenen, damit ihn die Hitze des Feuers vor dem schrecklichen scharfen Wind schützen möchte. — Der Leser verlange nicht, daß ich ihm sagen soll, wie diese Mexikaner diese Landkarte über den Weg zu der künftigen Welt erhalten haben. Es sind diese nicht die Einzigen, die von den Aufenthaltsorten der Todten und ihrer Lage dergestalt gefabelt haben. Jedes Volk, der Skandinaver sowohl als der Grieche, hat sich seine Ideen von dem künftigen Leben nach seiner Art ausgemalt, je nachdem seine Fantasie mehr oder weniger lebhaft und sein Charakter mehr oder weniger roh war. Wenn man eine vollständige Beschreibung der Gegenden im Mexikanischen hätte, so würde man vielleicht die Veranlassung zu diesen Fabeln von der zukünftigen Welt finden.

Eine der vornehmsten und zugleich lächerlichsten Ceremonien bei den Leichenbegängnissen war, daß sie ein kleines Hausthier, Techichi, welches einem Hunde ähnlich sah, tödteten, damit es den Verstorbenen auf der Reise nach der künftigen Welt begleiten möchte. Sie banden ihm eine Schnur um den Hals, welches sie für nöthig hielten, damit es den tiefen Fluß Chiuhuahuapen passiren möchte. Dieses Thierchen begruben sie oder verbrannten es mit seinem Herrn. Sie standen also in gleichem Wahne mit den oben erwähnten afrikanischen Negern, daß alles, was man mit dem Verstorbenen verbrenne oder begrabe, mit ihm in die zukünftige Welt übergehe, und dort zu seinem Dienste sey. —

Wenn der Verstorbene verbrannt wurde, sangen die Priester indeß in einem melancholischen Tone, und wenn dies vorbei war, sammelten sie die Asche in einem irdenen Topfe und legten nach den Vermögensumständen des Verstorbenen einen Edelstein von geringem oder größerem Werthe hinein, welcher ihm in jener Welt statt des Herzens dienen sollte. Diesen Topf vergruben sie in ein tiefes Loch und setzten achtzig Tage lang Brod und Wein dabei.

Bei Beerdigung der Könige war bei den Mexikanern der grausame Gebrauch üblich, daß die Sclaven des Verstorbenen sowohl als der Vornehmen, die sie zum Leichenbegängnisse mitgebracht hatten, nebst einigen von den Weibern des Verstorbenen getödtet wurden, um ihm in der zukünftigen Welt zu dienen. Die Anzahl dieser Opfer richtete sich nach der Pracht des Leichenbegängnisses, und stieg zuweilen auf zwei Hundert. — Die Todten wurden überhaupt verbrannt, doch waren die Ertrunkenen und an der Wassersucht und einigen andern Krankheiten Gestorbenen davon ausgenommen, deren Körper begraben wurden. Man hatte keinen bestimmten Ort zu den Begräbnissen. Einige verordneten, ihre Asche bei einem Altar oder Tempel, andere auf dem Felde, noch andere bei den Opferstätten auf den Bergen zu begraben. Ins Grab legte man nebst der Asche gewisse Dinge, die zu des Verstorbenen ehemaligen Gewerbe gehörten. In das Grab eines Soldaten legte man seinen Schild und sein Schwert, bei einer Frau eine Spindel und ein Weberschiffchen. Den Reichen gab man Gold und Juwelen mit; alle wurden aber mit Eßwaaren zu der langen bevorstehenden Reise versorgt *).

Man sollte billig glauben, daß für Menschen, welche wissen, daß sie mit allen Bedürfnissen für die zukünftige Welt so reichlich versehen werden, und überzeugt sind, daß sie daselbst eine Lebensart führen werden, derjenigen

*) Clavigero's Geschichte von Mexico. Buch 6. Abschnitt 39 und 40.

völlig ähnlich, welche sie in dieser Welt geführt haben, der Tod nichts Schreckliches haben könnte. Auch ist es nicht zu läugnen, daß die meisten, durch diese Ueberzeugung gestärkt, auf ihrem Krankenlager viele Standhaftigkeit und Gemüthsruhe zeigen, wenn sie dem Tode nicht entgehen können. Wenn man aber einige wenige ausnimmt, die sich aus einem gewissen Enthusiasmus freiwillig in den Scheiterhaufen oder in das Grab stürzen, um ihren Männern oder Herren in jene Welt zu folgen, so findet man doch, daß die meisten diese Ehre abzulehnen suchen, wenn es ihnen irgend möglich ist, und sich über diese Reise ängstigen. Wahrscheinlich hat es mit ihnen die nämliche Bewandtniß, wie mit so vielen Christen, welche, obgleich sie von Unsterblichkeit und einem bessern Leben jenseits des Grabes überzeugt sind, doch dessen ungeachtet sich über das Gefühl des herannahenden Todes ängstigen. Sie wissen was sie haben; es leuchtet ihnen aber nicht eben so deutlich ein, was für ein Loos ihrer jenseits des Grabes harret. Das gegenwärtige Sichtbare muß natürlicherweise die Seele stärker an sich ziehen, als das künftige Unsichtbare. Hiervon wird man noch mehrere Beispiele unter den Indianern in Asien finden.

Bei diesen herrscht die nämliche Sitte, wie in Afrika und Amerika, die Weiber mit ihren Männern zu verbrennen oder zu begraben, damit es letztern in der künftigen Welt an Gesellschaft nicht fehle. Die Braminen wenden alle Mühe an, die Weiber dazu zu überreden, und selten ist ihre Mühe vergebens. Aber es treten doch Fälle ein, wo die Liebe zum Leben alle ihre Predigten fruchtlos macht. Zuweilen schlägt es die erste Frau aus, und die zweite läßt sich verbrennen. Zuweilen aber schlagen es auch beide aus. Da nur eine kann verbrannt werden, so geschieht es wohl, daß wenn die eine von dem verstorbenen Manne Kinder, die andere aber keine hat, unter ihnen ein heftiger Streit entsteht, welche von beiden sich soll verbrennen lassen. Diesen Streit entscheiden die Braminen

zum Vortheil der erstern, und die, welche keine Kinder hat, muß sich mit ihrem Manne verbrennen lassen *). Wenn eine Frau von ihrem Manne Kinder hat, die bei seinem Tode noch leben, oder sich gesegnetes Leibes befindet, so darf sie sich nicht mit ihm verbrennen lassen, sondern muß für die Erziehung der Kinder sorgen **).

Wie die Weiber mit ihren Männern verbrannt werden, wo die Verbrennung üblich ist, so werden sie lebendig mit ihnen begraben, wo die Begrabung gebräuchlich ist. In Indien steigt das Weib in die Grube hinunter und nimmt den Leichnam ihres Mannes in die Arme. Sogleich füllt man die Grube bis an ihren Hals mit Erde und hält einen Teppich vor sie, damit Niemand sie mit dem Tode ringend erblicke, und andere Frauenzimmer dadurch nicht abgeschreckt werden. Zuletzt reicht man ihr in einer Schale etwas, das ohne Zweifel Gift ist und dreht ihr darauf mit besonderer Geschicklichkeit den Hals um. Diese unmenschlichen Gebräuche werden von einem Schalle musikalischer Instrumente begleitet, vor denen niemand das Jammergeschrei der Unglücklichen hören kann ***). Wenn sie gestorben sind, bedeckt man sie mit Erde und tanzt auf ihren Köpfen herum ****).

Diese grausamen Gebräuche sind durch kein Gesetz befohlen. Sie sind nur eine alte hergebrachte Sitte, welcher die Weiber eben nicht gezwungen sind, sich zu unterwerfen; aber ihre Ehre leidet darunter, wenn sie es nicht thun. Dieses gilt vorzüglich von den Weibern der Braminen. Wenn ein Bramin stirbt und dessen nachgelassene Frau den stärksten Beweis ihrer Liebe für ihren Ehemann

---

*) Kurze Nachricht von Indostan, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 7. S. 296.

**) Gegenwärtiger Staat von Indostan, vom Salmon. Kap. 10.

***) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschn. 1. §. 7.

****) Bernier's Reise in das mongolische Reich; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 15. S. [illegible]

ablegen will, so läßt sie sich lebendig mit ihm verbrennen. Gezwungen wird sie nicht dazu, allein für ehrlos gehalten, wenn sie es nicht thut. Man schneidet ihr das Haar ab, und sie wird aus allen Gesellschaften anständiger Frauen verbannt, darf auch nicht wieder heirathen. Doch bequemen, nach Pyrard's Berichte, die meisten sich lieber dazu, um dem Scheiterhaufen zu entgehen, und dies kann man ihnen nicht verdenken. Während Pyrard sich in Calicut aufhielt, verbrannten sich nur sechs*). Jetzt ist dieser Gebrauch allmählich größtentheils abgekommen. Der gemeine Mann hat ihn gänzlich abgeschafft, und so weit die Herrschaft der Christen und Mahomedaner in Indien sich erstreckt, ist er verboten.

Die ursprüngliche Ursache dieser grausamen Gewohnheit läßt sich nicht mit völliger historischer Gewißheit bestimmen, indem sie in Indien uralt ist. Allein das darf ich wohl mit Gewißheit behaupten, daß die Meinung derer die richtige nicht seyn könne, welche glauben, daß die Männer sie eingeführt haben, um sich vor der Giftmischerei ihrer Weiber zu sichern. Diese Meinung ist durchaus unwahrscheinlich. Wenn die Weiber gezwungen wären, sich mit ihren Männern verbrennen zu lassen, so würde dies allerdings das beste Mittel seyn, sich vor ihrem Verrathe zu sichern; dies ist aber in Indien der Fall nicht. Es steht den Weibern frei, sich mit ihren Männern verbrennen zu lassen. Sie haben vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Wenn sie nach Verlauf dieser Zeit sich für willig dazu erklären, so ist es ihnen nicht erlaubt zurückzutreten. Weigern sie sich, sich mit ihren Männern verbrennen zu lassen, so hat dies für sie weiter keine Folgen, als daß man sie für Personen hält, welche auf ihre Ehre, ihre Reinigung und das Glück ihrer Familie keinen Werth setzen. Die Beschuldigung, als sollten die indianischen Weiber die Gewohnheit gehabt haben, ihre Männer zu vergeben,

*) Pyrard's Reise nach Ostindien. a. Gl. B. 13. S. 437.

hat überdies durchaus keinen Grund. Dieser Gebrauch ist in gar zu vielen Ländern aufgenommen, als daß man glauben sollte, daß dergleichen Verbrechen Veranlassung dazu gegeben hätten. Die Weiber, welche Sclavinnen ihrer Männer sind, sind an den Orten, wo diese Gewohnheit eingeführt ist, nicht mißvergnügter mit ihrem Zustande, oder feindseliger gegen ihre Männer gesinnt, als in andern Ländern; und sie verändern keinesweges durch eine zweite Heirath etwas in ihrer Lage. Dieser Gebrauch muß also ohne Zweifel einen andern Ursprung haben, als den, dessen bereits Erwähnung geschehen. — Aber welchen? Ich will meine Muthmaßung darlegen. Sie ist in dem, was ich oben gesagt habe, gegründet.

Nachdem die Meinung allgemeinen Beifall gefunden hatte, daß die Sachen, welche man mit dem Verstorbenen verbrenne oder begrabe, z. B. seine Waffen, sein Hausgeräth u. dergl., ihm in der zukünftigen Welt nützlich seyn würden, so konnte man auch leicht auf den Gedanken kommen, daß, wenn seine Weiber und Knechte mit ihm verbrannt würden, er sie in dem andern Leben auch wieder erhalten müsse. Es kostete alsdann nicht mehr, als daß ein Mann, der von seinen Weibern und Knechten sehr geliebt war, sie vor seinem Tode das Gelübde thun ließ, sich mit ihm verbrennen oder begraben zu lassen. Diese haben aus Liebe zu ihm dies Gelübde erfüllt, sich mit der gewissen Hoffnung schmeichelnd, auf solche Art sogleich mit ihm wieder vereinigt zu werden. Sie unterwarfen sich demnach einem kurzen Schmerze, um einer dauerhaften Freude mit ihrem Manne und Herrn zu genießen. Es gibt daher Indianerinnen, welche die Freiheit, die sie haben, mit ihren Männern zu sterben, nicht als eine Strafe, sondern als ein Glück ansehen, und eine Ehre darin suchen, lebendig mit ihnen verbrannt zu werden. Auch die weiblichen Sklavinnen folgen manchmal ihrer Gebieterin bis auf den Scheiterhaufen nach, aber freiwillig und ohne dazu gezwungen zu werden. Ja es ist in Indien keinesweges ohne Beispiel,

daß ein verliebter Mann sich mit seiner Frau verbrennt, in Hoffnung mit ihr in dem künftigen Leben wieder vereinigt zu werden *). Oft ist diese Wuth zu sterben so weit getrieben worden, daß bei dem Tode gewisser Könige oder Fürsten ganze Familien, Väter, Mütter, Kinder und Bediente sich, zum Beweis ihrer Liebe, in die Flammen gestürzt haben **). Dieselbe Ursache hat bei den alten Peruanern dieselbe Wirkung gehabt. Sobald ein Ynka oder ein anderer vornehmer Herr des Landes mit Tode abging, widmeten sich seine Hausgenossen und Weiber, welche er am liebsten gehabt, ebenfalls dem Tode, ließen sich lebendig mit ihm begraben und glaubten, daß sie dem Verstorbenen einen großen Dienst thäten, wenn sie mit ihm in jene Welt gingen und daselbst ferner ihre Pflichten gegen ihn erfüllen könnten. Dieser Fanatismus ging so weit, daß Einer vor dem Andern bei dieser Gelegenheit einen Vorzug zu haben wünschte ***).

Die bisher angeführten Beispiele setzen doch wohl außer Zweifel, daß Liebe zu dem Verstorbenen, in Verbindung mit der Meinung, daß man, wenn man sich mit ihm verbrennen oder begraben ließe, in der künftigen Welt mit ihm vereinigt werden würde, diese grausame Gewohnheit veranlaßt haben müsse. — Man kann aber leicht denken, daß, weil Einer und der Andere seiner Liebe zu seinem Gatten oder Herrn ein so großes Opfer brachte, diese Gewohnheit nicht dadurch allein so allgemein worden sey. Es müssen die Großen und Angesehenen gewesen seyn, die hier das Beispiel gegeben haben. So erzählen die Indianer, daß, als ihr großer Gesetzgeber und Prophet Brama starb, seine Weiber, die über seinen Verlust ganz untröstlich waren, ihn nicht zu überleben beschlossen und sich frei-

F 2

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abtheil. 3. Kap. 19.

**) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschnitt 1. §. 7.

***) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 2. Hauptst. 3. Abschnitt 4. §. 34.

willig bei seinem Scheiterhaufen opferten. Die Weiber der vornehmsten Staatsbedienten sollen hernach jenem heroischen Beispiele gefolgt seyn, um zu beweisen, daß sie nicht weniger Zärtlichkeit und Treue hätten.

Dies soll in Indien zu dieser grausamen Gewohnheit Veranlassung gegeben haben. Allmählich kamen die Braminen hinzu, um sie ganz allgemein zu machen. Die Weiber werden von ihnen von frühester Jugend auf zu dieser Katastrophe vorbereitet und belehrt, daß ein solches Opfer ihnen äußerst rühmlich und ihren Kindern sehr vortheilhaft sey. Die Kinder, deren Mütter das Feuer nicht gescheut haben, erlangen dadurch ein großes Ansehen. Die Reichsten und Vornehmsten ihres Stammes suchen sie zu heirathen; ja manchmal werden sie in eine höhere Kaste, als die ihrige ist, aufgenommen.

Als alles dieses, woraus doch den Müttern selbst für ein so großes Opfer kein Vortheil erwuchs, nicht überhaupt die erwünschte Wirkung that, so nahmen die Braminen noch die Religion zu Hülfe und erklärten, daß die Geister dieser verstorbenen Heldinnen sofort von der Seelenwanderung frei und in den ersten Grad der Reinigung versetzt würden. Wahrscheinlich standen sie in dem Wahne, daß das Feuer, welches ihren Körper verzehrte, zugleich ihre Seele reinige. So hat das Beispiel einiger weniger Frauen, durch die Lehre der Braminen unterstützt, zuletzt diese Gewohnheit allgemein gemacht. Aber diese Beispiele und diese Lehre können doch nicht bewirken, daß alle mit Freuden den Scheiterhaufen ihrer Männer besteigen, so glänzend auch die Vortheile davon scheinen möchten.

Hollwell berichtet, daß er mehrmals bei diesem barbarischen Auftritte gegenwärtig gewesen sey. Bei einigen ward er Angst und Traurigkeit gewahr, welche zeigten, daß sie ihr gefaßter Entschluß gereuete; wenn sie sich aber einmal für bereitwillig erklärt hatten, den Scheiterhaufen zu besteigen, so war es nach dem, was oben gesagt, zu spät, zurück zu treten. Sie wurden daher mit Gewalt genöthigt,

den Scheiterhaufen zu besteigen, wo sie so lange fest gehalten wurden, bis die Flamme sie ergriffen hatte. Ihr Schreien und Winseln ward durch den Schall einer lauten Musik und den Zuruf des versammelten Volks unterdrückt. — So können Vorurtheile und falsche Religionsprincipen alle zarte Gefühle unterdrücken, und das sogar bei einem von Natur nicht grausamen Volke. — Dagegen sah Hollwell andere, die frohen Muthes und mit der größten Entschlossenheit diesem grausenvollen Tode entgegen gingen, wahrscheinlich weil sie entweder ihre Männer mehr liebten und mit ihnen in jener Welt wieder vereinigt zu werden wünschten, oder weil sie einen höhern Grad von Vertrauen auf die Lehre der Braminen setzten *).

Wir, die andere Sitten und andere Religionsideen haben, müssen uns billig beim ersten Anblicke über diese Standhaftigkeit wundern; diese Verwunderung hört aber auf, wenn man bedenkt, daß die indianischen Weiber in diesem Vorurtheile erzogen sind, daß sie durch eine solche Heldenthat einen hohen himmlischen Rang erlangen und von der Seelenwanderung befreit werden, daß sie sich dadurch den Ruhm der Nachwelt erwerben, daß ihren hinterlassenen Kindern ein beträchtlicher Vortheil daraus erwächst und dergleichen. Das ist begreiflich, daß diese einfältigen Menschen mit dergleichen Vorurtheilen und Erwartungen einen solchen Entschluß fassen können, zu welchem gewiß keine Europäerin ohne einen hohen Grad von Enthusiasmus sich verstehen würde. Die Geschichte lehrt auch, daß manche Christen aus Religionsschwärmerei mit gleichem Heldenmuthe den Scheiterhaufen bestiegen haben. Gleiche Ursache muß denn wohl auch bei den Indianern gleiche Wirkung hervorbringen.

*) Kurze Nachricht von Hindostan; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 7. S. 296 ff.

hen, so thut, ihrer Meinung nach, der bloße Wille das nämliche *). Daß sie glauben können, die Gottheit könne dem Verstorbenen seine Sünden vergeben, wenn sie für ihn Gebete thun, läßt sich einigermaßen begreifen, und man kann von Menschen, welche die Gottheit als Mensch betrachten und sich selbige mit allen menschlichen Eigenschaften, Gefühlen und Schwachheiten denken, nichts anders erwarten. Wie sie aber glauben können, daß eine physische Reinigung eine moralische Unreinigkeit abwasche, und noch mehr, daß sie bei dem Verstorbenen abgewaschen und vergeben werden könne, weil die Hinterlassenen sich in einem heiligen Flusse waschen, wer kann dies begreifen? Doch ist dieser Gedanke nicht viel thörichter als der andere, daß die Gottheit vergebe, weil ein Thier geschlachtet werde. Sollten diese Indianer vielleicht mit mehrern Völkern der Meinung seyn, daß die Götter die feinen Ausdünstungen des Blutes der Opferthiere genießen, daß diese ihnen angenehm schmecken und sie dadurch in gute Laune gesetzt werden, daß sie also, wie zuweilen die irdischen Fürsten, bei guter Laune vergeben, was sie bei übler Laune bestraft haben würden? Ihre Opfer für den Verstorbenen sind also auch in einer Vermenschlichung der Gottheit begründet.

Was die Gebete für die Verstorbenen betrifft, so glauben die Siamer, wie die oben erwähnten Indianer, daß Vergebung der Sünden des Verstorbenen dadurch bewirkt werden könne. Daher geben sie, wenn der Leichnam verbrannt ist, drei Tage lang Almosen, nämlich am ersten Tage denjenigen Talapoinen, die bei dem Leichnam gesungen haben, am folgenden Tage ihrem ganzen Kloster und am dritten ihrem Tempel. Die Absicht dieser Almosen ist theils, daß diese Talapoinen für den Verstorbenen Gebete thun sollen, theils glaubt man, daß Almosen die Sünden

*) Sonnerat a. St. Kap. 1. Abschnitt 1. §. 7. —

der Todten sowohl als der Lebenden vertilgen*). Wieder ein sonderbarer Gedanke. — Daß sie glauben, daß die Lebenden durch ihre eigenen wohlthätigen Handlungen Vergebung ihrer bösen Werke erlangen können, ist eine Meinung, die an sich thöricht genug ist; da man sie aber selbst bei den Christen findet, so muß man sie bei den Heiden dulden. Daß sie aber glauben können, daß andere durch ihre guten Handlungen dem Todten Vergebung der Sünden verschaffen können, scheint reiner Wahnsinn zu seyn. Wahrscheinlich liegt bei dieser Meinung der Gedanke von einer Art Bestechung zum Grunde. Durch diese Almosen an Klöster und Tempel glauben sie eine gute, den Göttern sehr wohlgefällige, Handlung zu verüben. Weil sie den Göttern ein Vergnügen gemacht haben, so müssen diese ihnen wieder zu Gefallen seyn, und ihren verstorbenen Freunden alle ihre begangenen Sünden vergeben. Die eine Hand wäscht die andere. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die siamischen Mönche, die Talapoinen, alles mögliche thun, um diesen Aberglauben, der ihnen und ihren Klöstern so vortheilhaft ist, beim Volke zu erhalten.

Die Mahomedaner lassen sich die künftige Ruhe ihrer Todten nicht weniger angelegen seyn, als die oben erwähnten Heiden; sie sind aber von ihnen darin verschieden, daß sie weder Opfer noch Reinigungen gebrauchen, um ihnen die Vergebung ihrer Sünden in jenem Leben zu verschaffen. Doch sind die Mittel, welche sie zur Erreichung gleicher Absicht gebrauchen, nicht klüger gewählt als jener; nicht alle mahomedanische Volksstämme brauchen aber einerlei Mittel. Ich will nur einige Beispiele anführen, um den Leser mit den Künsten dieser Völker bekannt zu machen.

Die Mauren gleichen den Siamern darin, daß sie durch Liebeswerke die Gottheit für die Seelen ihrer verstorbenen Freunde zu gewinnen suchen. Daher nehmen sie

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abtheil. 3. Kap. 20.

Speise mit und lassen sie auf dem Grabe zurück, welches aber nicht in der Absicht geschieht, daß sich der Todte derselben bedienen solle, sondern die vorbeigehenden Armen oder die Vögel*). Denn das ist bekannt, daß die Mahomedaner, die sehr andächtig sind, Liebeswerke sowohl gegen die Thiere, als gegen die Menschen ausüben. Wenn sie nicht diese Speise auf dem Grabe auch für die Vögel zurückließen, so sollte man glauben, sie wollten dadurch die Armen ermuntern, für die Seele des Verstorbenen Gebete zu thun; nun muß man aber glauben, daß sie hierbei keine andere Absicht haben, als dem Verstorbenen die Vergebung seiner Sünden zu verschaffen.

Die Türken glauben, daß die Seele des Verstorbenen Pein leide, bis der Körper begraben worden. Es ist daher seltsam zu sehen, wie dieses Volk, welches von Natur so träge, langsam, unbekümmert und zu keiner besondern Wirksamkeit aufgelegt scheint, mit der Beerdigung ihrer Todten so sehr eilet. Sie warten kaum fünf bis sechs Stunden, ehe sie dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen. Die Furcht, einen Menschen, der nur in Ohnmacht liegt, begraben zu können, hält sie nicht davon ab. Die Leichenträger laufen aus allen Kräften, um das Grab zu erreichen. Alles dieses geschieht in der guten Absicht, um die Pein des Todten zu verkürzen**). So kann Aberglaube bei diesem Volke verursachen, daß viele Menschen lebendig begraben werden. Um sie von einer eingebildeten Qual zu befreien, fügen sie ihnen eine wirkliche zu.

Ob die Araber aus derselben Ursache so sehr fürchten, nicht begraben zu werden, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten; gewiß aber ist es, daß sie es als das größte Unglück ansehen, nicht begraben zu werden. Daher ist die schmählichste Strafe, die bei ihnen einem Missethäter be-

*) Höst's Efterretninger om Marokos og Fes. Kap. 2. §. 16.

**) Totts Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. D. I. S. 109.

gegnen kann, enthauptet und den Hunden vorgeworfen zu werden, wahrscheinlich, weil sie nicht begraben werden. Uebrigens gebrauchen die Araber zweierlei andere Mittel, um dem Verstorbenen Ruhe und Vergebung der Sünden in der künftigen Welt zu verschaffen. Sobald ein Araber gestorben ist, wird sein Leichnam gewaschen und in weiße Leinwand gewickelt. Die Leinwand aber, welche die Pilger von Mekka mitbringen, und die dort von dem vornehmsten Iman gesegnet worden, wird zu diesem Gebrauche am höchsten geschätzt. Obgleich diese geweihte Leinwand ihnen sehr theuer zu stehen kommt, so macht doch der vermeintliche Vortheil, der mit deren Gebrauch verknüpft ist, daß sie die Kosten nicht scheuen. Wenn der Todte solchergestalt eingewickelt ist, wird er von einem Pferde zum Grabe getragen, begleitet von seinen Freunden und nächsten Anverwandten. Der Leichnam wird darein auf die Seite mit gegen Morgen gewandtem Gesichte gelegt, und einer der Priester gibt ihm einen Zettel in die Hände, worin er ihn dem Mahomed empfiehlt *). So verstehen die mahomedanischen Geistlichen Briefe nach der künftigen Welt zu schreiben. Wahrscheinlich benachrichtigen sie darin den Propheten von allen guten Handlungen des Verstorbenen, um ihm Vergebung der bösen zu verschaffen.

Die Einwohner der Maldiven sind auch Mahomedaner. Den Ort ihrer Beerdigung wählen sie sich, sobald sie sich verheirathen. Sie lassen ihren Sarg machen und bestellen alles das übrige, was zu ihrem Begräbnisse nöthig ist. — Wahrscheinlich denken sie, wenn diese Anstalten gemacht sind, nicht weiter an den Tod. Eine moralische Vorbereitung dazu kommt ihnen gewiß nicht in den Sinn; denn nach der Beschreibung, die ich im ersten Bande von ihrem Charakter gemacht habe, sind sie die ausschweifendsten aller Menschen. Für die Folgen hiervon in dem künftigen Leben lassen sie ihre hinterlassenen Freunde sorgen. —

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 17.

Vor der Leiche geht ein Mann her, der eine Flasche mit riechendem Wasser trägt, und alle, die ihm auf dem Wege begegnen, damit besprengt. Ob dieses geschieht, um den stinkenden Leichengeruch abzuwehren, oder dieser Gebrauch irgend einen abergläubischen Zweck hat, weiß ich nicht. Daß die Priester aber während der ganzen Ceremonie, die gewöhnlich drei Stunden währt, singen, muß ohne Zweifel die Beruhigung der Seele des Verstorbenen zur Absicht haben. Daher findet man, daß Leute ein ganzes Jahr lang alle Tage beim Grabe singen lassen*).

Diese Art Seelenmessen ist auch in Persien im Gebrauche. Wenn die Perser einen Todten begraben, gehen die Priester mit vollem Gesange vom Sterbehause bis zum Grabe, wo sie, sowohl vor der Einsenkung der Leiche, als nach derselben einige Gebete verrichten. Reiche Leute lassen sie gemeiniglich sieben Tage lang unaufhörlich beim Grabe lesen, und während dieser Zeit kann, außer dem Priester, sonst Niemand zum Grabe kommen. Ihre Grabstätten legen sie meistens an öffentlichen Wegen an, damit die Vorbeigehenden Gott um die Erhaltung und das Heil der Seelen der Verstorbenen anrufen mögen**). Die Kalmucken halten ebenfalls die Gebete der Hinterlassenen für äußerst wichtig für die Ruhe des Verstorbenen. Ihr Aberglaube geht so weit, daß sie aus der Todesstunde urtheilen, ob der Mensch fromm oder ruchlos gewesen sey; auch halten sie es für ein sehr übles Zeichen, wenn die todten Körper, die hingeworfen werden, um über der Erde zu verwesen, von den wilden Thieren nicht berührt werden. Wenn aber der Verstorbene auch bei Leibesleben ruchlos gewesen, so ist dies doch nur etwas, dessen Folgen in dem künftigen Leben die Hinterbliebenen leicht hemmen können. Die Verwandten lassen durch die Priester eine Art von Seelenmessen für den

---

*) Pyrard's Reise nach Ostindien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 13. S. 396.

**) Gmelins Reise durch Rußland. 4. St. B. 18. S. 389.

Verstorbenen lesen, welche gemeiniglich neun und vierzig Tage zu dauern pflegen. Doch können sie selbige, wenn sie wollen, noch länger fortsetzen*).

Wie dunkel müssen die Begriffe solcher Menschen von dem höchsten Wesen seyn, welche sich einbilden können, daß sie durch Herplappern einiger Gebete mit und ohne Gesang, wären diese auch noch so andächtig, die Gottheit aussöhnen, dem Verstorbenen Vergebung der begangenen Sünden verschaffen und in jener Welt die natürlichen üblen Folgen der in dem gegenwärtigen Leben verübten bösen Handlungen hemmen können. Daß die Kalmucken, die in dem Grade abergläubisch sind, daß sie aus der Todesstunde eines Menschen auf seinen moralischen Zustand schließen, alles dergleichen glauben können, ist begreiflich. Traurig aber ist es, daß bei denen, die sich Christen nennen, derselbe Aberglaube herrschend ist. Wir kennen alle die Kirche in der Christenheit, welche auch ihre Talapoinen hat, in welcher Almosen an Klöster und Tempel, Gebete und Seelenmessen wichtige Hülfsmittel sind, die Ruhe der Seele zu befördern; deren Anhänger also, wenigstens in diesem Stücke, nicht um einen Schritt weiter gekommen sind als die Siamer und Indianer, die Mahomedaner und Kalmucken. Sogar diesen Aberglauben, der jeden Keim der Moralität durchaus erstickt, können diese rohen Menschen nicht für sich behalten.

Kap. 9.

Lustbarkeiten bei Leichenbegängnissen.

Sonderbar ist es, daß Menschen bei einer so traurigen Gelegenheit, als der Tod eines Freundes ist, ein Ereigniß,

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 363.

welches sie nothwendig an ihren eigenen Tod erinnern muß, lustig seyn können. Das kann doch unmöglich Freude über den Verlust eines Vaters, einer Frau, eines Bruders, eines Freundes seyn. Die Ursache der Lustbarkeiten, welche die wilden und rohen Menschen bei der Beerdigung ihrer Freunde anstellen, kann wahrscheinlich keine andere seyn, als die traurigen Gedanken an ihre verstorbenen Freunde und ihren eigenen Tod dadurch zu zerstreuen und zu vertreiben. Um diese Absicht zu erreichen, richten sie Gastgebote an, essen, trinken und tanzen. Bei fröhlichen wie bei traurigen Gelegenheiten sind die Lustbarkeiten einerlei. Aber alle Völker sind eben nicht einig in Ansehung der Zeit, da solche Lustbarkeiten angestellt werden sollen. Einige ergötzen sich im Sterbehause vor dem Begräbnisse, andere am Grabe, und wieder andere nach der Beerdigung. Ich kann leicht denken, daß dieses Kapitel den Leser nicht interessiren werde, und doch kann ich, der Vollständigkeit wegen, den Inhalt desselben nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich will daher nur kürzlich einige Beispiele hiervon anführen, da die Hauptidee bei diesen Ergötzlichkeiten doch allenthalben fast die nämliche ist, und auf Essen, Trinken und Tanzen hinausgeht, obgleich das Letztere nicht so allgemein ist, als das erstere. Auch bei unserm rohen gemeinen Manne wird das Leichenbegängniß gewöhnlich mit einem Schmause beschlossen; mir sind aber keine Beispiele bekannt, daß man bei einer solchen Gelegenheit auch tanze.

Es gehört in der That etwas mehr als gemeine Brutalität dazu, essen, trinken und tanzen zu können, während die Leiche des verstorbenen Freundes diesen rohen Menschen gerade vor Augen steht, und doch ist dies sowohl bei den Battas, als bei den Negern in Angola im Gebrauche. Bei den erstern wird, sobald das Volk versammelt ist, die Leiche herausgebracht und an einen freien Platz gestellt. Jede von den ankommenden Frauen bringt einen Korb mit Reis, und setzt ihn neben die Leiche; sie tanzen darauf um dieselbe und schmausen so lange, bis ihr Vorrath von

Speisen verzehrt ist, denn es werden auch zu gleicher Zeit ein oder mehrere Büffel oder Pferde geschlachtet*). Bei den Negern in Angola geht es ebenfalls an ein Schmausen und Tanzen auf Kosten der nächsten Anverwandten, ehe die Leiche noch herausgebracht ist, und bei dieser Gelegenheit gehen tausend Abscheulichkeiten vor; ja, die Wittwe des Verstorbenen bleibt in ihrer Kammer, um sich den Umarmungen der ankommenden Mannspersonen zu überlassen. Das ist ihre Art, sich den Kummer zu vertreiben**).

Es sind indeß nur wenige, die diese Lustbarkeiten bei der Leiche anstellen; die meisten stellen solche entweder an dem Begräbnißplatze an, wenn die Leiche begraben worden, oder zu Hause, wenn sie vom Leichenbegängnisse zurück gekehrt sind. — Bei den Tscheremissen setzen die Begleiter, wenn das Grab mit Erde gefüllt ist, für jeden vorher verstorbenen Freund eine Kerze darauf, und wiederholen dabei öfters die Worte: lebt verträglich! — Diese Ermahnung scheint ziemlich überflüssig zu seyn. — Darauf ißt jeder der Begleiter bei diesen brennenden Kerzen einen Pfannkuchen, legt drei Bissen davon aufs Grab und sagt: das ist für dich! — Diese stehen also auch in der Meinung, daß die Verstorbenen in jenem Leben Nahrung bedürfen. — Wenn sie vom Grabe zurück kehren, baden sie sich und wechseln die Kleider, wahrscheinlich in dem Wahne, daß die todten Körper sie verunreinigen. Daher werfen sie wohl auch die schlechte Kleidung des Verstorbenen weg und lüften die gute aus***). Was diese aber aus Aberglauben thun, das sollten alle bei gewissen ansteckenden Krankheiten aus Vorsichtigkeit thun, um die

---

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 399 ff.

**) Marolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9. S. 376.

***) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 34 ff.

Ansteckung zu verhüten, die durch die Kleidung des Verstorbenen leicht verbreitet werden kann.

Die Caraiben belustigen sich am Grabe mit Trinken und Tanzen, während die nächsten weiblichen Anverwandten des Verstorbenen dabei sitzen und über den Verlust ihrer Freunde und Verwandten ein jämmerliches Geheul erheben*). Für einen europäischen Zuschauer muß das Tanzen der Männer gegen das Geheul der Weiber auf eine komische Art abstechen.

Unter den vielen, die solchergestalt am Grabe des Verstorbenen ihre Mahlzeiten halten, will ich noch der Ostiaken, Koräken und Sumatraner erwähnen. Die beiden erstern, welche die nördlichen Gegenden Asiens bewohnen, schlachten ein Rennthier am Grabe und verzehren es da. Die letztern, die eine der südlichsten Inseln Asiens bewohnen, schlachten und verzehren einen Büffel am Grabe; dies geschieht aber erst zwölf Monate nach der Beerdigung des Todten**). Marsdens Berichte zufolge wird diese Mahlzeit, als eine Ehrenbezeugung zum Andenken des Verstorbenen gehalten. Die südlichen Bewohner Asiens verrathen also in diesem Stücke ein feineres Gefühl, als die nördlichen. Daß sie diese Mahlzeit so lange aufschieben, bis die Traurigkeit über den Verstorbenen sich verloren oder wenigstens abgenommen hat; daß sie diese Mahlzeit anrichten, um gemeinschaftlich mit den Anverwandten und Freunden des Verstorbenen das Andenken ihres verschiedenen Freundes zu erhalten, verräth sowohl einiges Zartgefühl in Ansehung der Denkungsart, als etwas Edles in der Absicht, welches man bei den Trauermahlen der übrigen Völker nicht findet, einige wenige ausgenommen, z. B. die Koräken, welche außer der Mahlzeit, die sie beim Grabe

*) Merkel's Reise nach Surinam. Kap. XI.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 80. und 349. Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 318.

halten, auch ein Gedächtnißfest dem Verstorbenen zu Ehren feiern, bei welchem sie ebenfalls, wie den ersten Tag, ein Rennthier schlachten und verzehren, ebenfalls die oben erwähnten Tscheremissen, die für jeden Todten drei Gedächtnißfeste halten. Das erste ist am dritten Tage. Die Freunde essen beim Grabe, wie bei der Beerdigung Kuchen, geben drei Bissen ab, und sagen, daß es für den Todten sey. Am siebenten Tage werden bei brennenden Kerzen im Sterbehause Kuchen gegessen und einige Bissen nach dem Grabe geschickt. Das dritte Fest gleicht dem zweiten und wird am vierzigsten Tage begangen. Außerdem wird einmal jährlich in jedem Dorfe ein allgemeines Gedächtnißfest gefeiert*). Diese Völker kommen also mit den Sumatranern zwar darin überein, daß sie Gedächtnißfeste dem Verstorbenen zu Ehren feiern; daß sie aber auch eine solche Mahlzeit am Grabe ihres Freundes halten in dem nämlichen Augenblick, wo er begraben worden, scheint nicht ein so feines Zartgefühl zu verrathen, wie bei den Sumatranern, die ein ganzes Jahr vergehen lassen, ehe diese Feierlichkeit angestellt wird. Allein von den Gefühlen der rohen Völker und der Aeußerung derselben läßt sich nicht füglich urtheilen; am allerwenigsten können die Gefühle der kultivirten Nationen und ihrer Aeußerung bei unserm Urtheile uns zur Norm dienen.

Ich komme jetzt zu den Völkern, die ihre Lustbarkeiten aussetzen, bis sie vom Begräbnisse zurückkehren. Ich wende mich zuerst nach Afrika. Hier findet man das feine Zartgefühl der oben erwähnten südlichen Asiaten nicht, sondern ausschweifende Freuden mit Trinken und Tanzen. — Adanson berichtet, daß in Senegal ein Mädchen von einer Schlange gebissen wurde, und in weniger als zwei Stunden darnach starb. Dieser Zufall verursachte ein allgemeines Heulen und Schreien von allen Weibern des Dorfs, welches bis zum Anbruch des Tages anhielt. Des Morgens

*) Georgi a. St. S. 32. ff.

gingen die Verwandten der Verstorbenen zu ihr hin, faßten sie bei der Hand, thaten verschiedene Fragen an sie und boten ihr ihre Dienste an. Als sie hörten, daß sie nicht antwortete, gingen sie von ihr weg und erklärten sie für todt. Darauf begruben sie sie und setzten zwei irdene Töpfe neben sie, in dem einen war Speise und in dem andern Wasser. Als das Leichenbegängniß vorbei war, hörte alles Heulen und Weinen auf, und damit war die ganze Trauer zu Ende. Man dachte nun an nichts, als an das zu feiernde Fest. Dieses Fest bestand in einem Tanze, der drei Nächte nach einander währte, und bei diesem Tanze ward ein starkes, aus Buchweizen gebrautes Bier getrunken *). Ein Europäer würde bei einem so traurigen und überraschenden Zufalle Monate lang getrauert haben. Der Afrikaner hingegen ergreift dergleichen Gelegenheiten, sich zu ergötzen, oder wenigstens sucht er durch Vergnügungen den Kummer zu zerstreuen. So verschieden sind die Gefühle und Gebräuche der Menschen. Was dem Einen Ursache zur Betrübniß ist, ist dem Andern Anlaß zur Freude.

Auf gleiche Art vertreiben die Neger in Guinea sich den Kummer. Wenn jemand stirbt, weinen sie den ersten Tag; darauf folgt aber acht Tage hindurch Musik und Tanz. Jeder, der ein Freund des Verstorbenen gewesen, bringt ein ganzes oder halbes Anker Branntwein mit, welches er der ganzen Gesellschaft Preis gibt. Ist der Verstorbene ein vornehmer Mann gewesen, so gehören zu einem Anker Branntwein vierzig bis funfzig Pfund Pulver, das verschossen wird **). Am letzten dieser Fest- oder Zechtage malen alle sich weiß und haben große Stöcke in den Hän-

*) Adanson's Nachricht von seiner Reise nach Senegal. S. 71.

**) Da die Neger in Guinea sehr viel auf ein anständiges Begräbniß halten, so ist die erste Sorge eines Jünglings, für einen Mann erklärt zu werden. Dieses geschieht dadurch, daß er ein kleines Häuschen, wie ein Schweinskoben gestaltet, bauet, seine Kameraden, die älter sind als er, zu sich bittet und bewirthet und am Ende von ihnen, unter vielem Gau-

ben, als sollten sie eine weite Reise thun. Jeder hat auch gewöhnlich ein Buch in der Hand, welches er den Europäern gestohlen hat, und Jung und Alt stellen sich, als ob sie in den Büchern läsen, welches so viel bedeuten soll, daß der Todte nun eben so klug, als ein Europäer, sey *). Man sieht, daß die beiden letzten Handlungen sinnbildlich sind; ihr Trinken und Tanzen aber hat einzig und allein zum Zwecke, den Kummer zu vertreiben.

Gleichen Gebrauch findet man auch bei den Grönländern und Lappen. Bei den Grönländern fängt man sehr andächtig an; das Ende entspricht aber nicht dem Anfange. — Nach dem Begräbnisse begeben sich die Begleiter ins Sterbehaus, setzen sich still nieder, stützen die Arme auf die Kniee, legen den Kopf zwischen die Hände und schluchzen und weinen in der Stille. Alsdann hält der Vater oder Sohn, oder der nächste Verwandte mit einer lauten, heulenden Stimme eine Trauerrede, in welcher alle gute Eigenschaften des Verstorbenen berührt werden, und die von allen bei jedem Absatze mit einem lauten Weinen und Heulen begleitet wird. Wenn die Rede zu Ende ist, fahren die Weiber noch eine Weile fort zu heulen und zu weinen. Dann werden alle Eßwaaren, die der Verstorbene hinterlassen hat, auf den Boden gelegt und von den Gästen verzehrt. So lange noch etwas übrig ist, setzen sie ihre Besuche fort, und dies kann acht bis vierzehn Tage währen. Ja, so lange die Wittwe noch nicht ausgeht, suchen die Gäste, welche kommen, um mit ihr betrübt zu seyn, bei jedem Besuche etwas wegzunehmen, wenn ihre nächsten Verwandten nicht stark genug sind, es abzuwehren.

keln, in das kleine Loch gesteckt wird, in welchem er die Nacht zubringen muß. Stirbt er nach der Zeit, so sind die übrigen jungen Männer verbunden, über sein Grab zu schießen, welches sonst nicht geschehen würde. Isert's Reise nach Guinea. Achter Brief.

*) Tilforladelig Efterretning om Kysten Guinea, of Römer. Kap. 4.

Die Folge hiervon ist, daß sie zuweilen so verarmt, daß sie nach einiger Zeit mit ihren Kindern verhungern und erfrieren muß *). Auch bei den norwegischen Lappen wird das Leichenbegängniß mit einer Mahlzeit beschlossen, wobei Meth getrunken wird **).

Aus diesen und den vorhergehenden Nachrichten wird der Leser ersehen können, daß Lustbarkeiten bei Leichenbegängnissen dem Klima nicht angehören, auch keine Folge des eigenthümlichen Charakters einzelner Völkerschaften sind. Sie sind in den heißen Zonen Afrika's, wie im kalten Norden, im Gebrauche. Diese Gebräuche müssen folglich in einem allgemeinen Menschencharakter, in einem, dem Menschen angebornen Widerwillen gegen alles, was traurig ist, gegründet seyn. Um die Traurigkeit über den Verlust ihrer Freunde zu beseitigen, ergreifen sie daher die Mittel, welche sie für die sichersten halten. Da weder Religion, noch Philosophie ihnen gesunde und vernünftige Gründe darbieten, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, ihre Betrübniß zu besiegen, so essen, trinken und tanzen sie, um sie zu unterdrücken.

Kap. 10.

Aeußerungen der Trauer um den Verstorbenen.

Aus den verschiedenen Berichten, die ich von den Begräbnißgebräuchen der wilden und rohen Völker im Vorhergehenden angeführt habe, wird der Leser ersehen haben, daß diese Völker ihre Trauer um die Verstorbenen gewöhnlich durch Weinen, Heulen und Schreien an den Tag legen. Thränen und Wehklagen sind Ausdrücke der Trauer, die

*) Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt VI. §. 48.

**) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kap. 18.

Stimme des leidenden Menschen, bei den kultivirten sowohl, als bei den unkultivirten Völkern; denn sie sind die Stimme der Natur. Aber dieser Ausdruck der Traurigkeit ist stärker oder schwächer, je nachdem der Mensch mehr oder weniger kultivirt ist, die Fantasie mehr oder weniger lebhaft, der Verstand mehr oder weniger entwickelt und die Gefühle schwächer oder heftiger sind. Der schwache Seufzer bei dem kultivirten Menschen wird bei dem rohen zum heftigen Geschrei. Stille Thränen bei jenem werden Verzuckungen bei diesem. Daher findet man auch bei den rohen Völkern, daß die Weiber gemeiniglich in der Bezeigung ihrer Trauer die Männer weit übertreffen; denn jene haben eine lebhaftere Fantasie, wärmere Gefühle, heftigere Leidenschaften, vielleicht auch einen etwas schwächern Verstand. Wenn daher Männer die Traurigkeit anständig äußern, wüthen oft die Weiber. Jene erregen Mitleiden, diese Gelächter besonders bei dem, der den Menschen nicht in seinem rohen Zustande kennt und ihn deshalb beklagt.

Dies ist hauptsächlich bei den Mahomedanern der Fall. Unter diesen tragen die Marokkaner ihre Todten ohne Sarg auf einer Bahre zum Grabe, wo sie Gebete verrichten. Die Leiche wird unter einem großen Gefolge, das beständig singt, zum Grabe getragen. In das Grab wird sie auf die rechte Seite, mit der Hand unterm Kopfe, der ein wenig höher als der Leib liegt, gelegt und das Gesicht allemal gegen Mekka wendet. Unterdessen haben sich eine Menge Frauenzimmer bei dem Trauerhause versammelt, welche heulen, schreien und sich das Gesicht bis aufs Blut zerkratzen. Von Mannspersonen sieht man hingegen keine einzige bei einem Todesfalle weinen, welches theils von ihrer vollkommenen Ergebung in den Willen und die Regierung Gottes herkommt, theils von der Ueberzeugung, daß der Todte als ein Rechtgläubiger es nothwendig in dem zukünftigen Leben besser haben müsse. Es bezeugt ihnen daher auch Niemand außer der Familie sein Beileid. Die

Anverwandten sprechen bloß: Segen über dein Haupt! welches die Leidtragenden in einem ruhigen Tone mit: Gott segne dich! beantworten *).

Dieselbe Ruhe der Männer und dieselbe Wuth der Weiber findet man bei den Arabern. Wenn jemand gestorben ist, waschen sie ihn und nähen ihn in ein Stück Zeug ein, ehe er zum Grabe gebracht wird, wozu es gemeiniglich keinen bestimmten Platz gibt, sondern irgend ein hoher Ort gewählt wird. Die Leiche wird auf eine Bahre gelegt und unter Gesang und Gebeten zum Grabe getragen. Sie wird von Männern sowohl als von Weibern begleitet. Jene beweinen den Todten nicht, um kein Mißvergnügen mit Gottes Willen zu zeigen, und weil sie ihren Freund im Paradiese wieder zu finden hoffen. Die Weiber hingegen weinen und heulen, zerkratzen sich das Gesicht und die Hände und fallen zuweilen wie in Ohnmacht. Außerdem bestreuen sie ihr Haupt und Gesicht mit Erde oder Sand. Wenn der Zug zum Hause des Verstorbenen zurück kommt, bleibt man daselbst den übrigen Theil des Tages, und wenn die Männer weggehen, sagen sie bloß einige Mal: so hat es Gott gefallen **). Gleiche Ruhe und Standhaftigkeit findet man auch bei den Mauren in der Barbarei ***).

Es ist zwar möglich, daß die schönen, eines Christen würdigen Religionsprincipen, welche die Mahomedaner in diesem Stücke haben, zu der Ruhe, welche die Männer bei dergleichen traurigen Auftritten fühlen, viel beitragen können; allein die Weiber haben ja auch ganz dieselben Principen, und doch heulen, weinen, schreien sie und zerkratzen sich das Gesicht; man muß daher billig glauben, daß die größere Heftigkeit, mit welcher sie ihre Betrübniß an den Tag legen, nicht immer bloß Verstellung sey, sondern

*) Höst's Efterretninger om Marokos og Fez. Kap. 3. §. 16.
**) Gegenwärtiger Staat von Arabien, von Salmon. S. 56.
***) Schaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 3. Abschnitt 5. [illegible]

von ihrer lebhaften Fantasie, ihren wärmeren Gefühlen, ihren heftigen Gemüthsbewegungen und von einer geringern Stärke des Verstandes, sie zu beherrschen, herrühre. —

Hierin finde ich großentheils die Ursache aller der ungereimten und gewaltsamen Arten, auf welche die rohen Völker, und besonders ihre Frauenzimmer, ihre Betrübniß über ihre verstorbenen Freunde äußern. —

Sobald sich bei den Indianern ein Todesfall ereignet, ertönt die ganze Nachbarschaft von Klagen, Heulen und Todtengesängen. Es erscheinen Weiber mit herabhängenden Haaren, die sich an die Brust schlagen, sich die Haare ausraufen und sich auf der Erde herumwälzen. In einigen Kasten fassen sie einander bei der Hand, tanzen in die Runde, stellen sich wüthend und singen dabei in einem kläglichen Tone Trauerlieder *). Die Circassier bezeigen ebenfalls ihre Betrübniß über ihre verstorbenen Freunde durch das Ausraufen der Haare und Zerkratzen des Gesichts **).

Daß diese ihre Betrübniß durch das Ausraufen der Haare an den Tag legen, scheint noch Wirkung der Natur zu seyn. Die Erfahrung lehrt, daß ungezogene Kinder sich die Haare ausraufen und im Kopfe kratzen, wenn sie durch Zorn oder Betrübniß in die Hitze kommen, und überhaupt, wenn etwas wider ihren Willen geschieht. Aber wenn die otaheitischen Weiber bei dem Tode ihrer Freunde sich mit Haifischzähnen den Kopf blutig ritzen, das Blut von diesen Wunden und die Thränen, die sie dabei vergießen, sorgfältig auf kleine Lappen fallen lassen, und diese nebst den Haaren, welche sie von dem Kopfe schneiden, unter die Bahre, worauf die Leiche liegt, werfen, so scheinen Natur und Kunst hier mit einander gepaart zu seyn. Sie wollen wahrscheinlich hierdurch dem Verstorbenen sowohl ihre Betrübniß über seinen Tod, als ihre Liebe zu ihm

---

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschnitt 1. §. 7.

**) Gegenwärtiger Staat von Arabien, von Salmon. S. 150.

bezeugen *). Die Otaheitier pflegen auch, wenn das Fleisch von den Knochen abgefault ist und diese begraben werden, die Hirnschale als einen theuern Ueberrest aufzuheben, sie in Zeug einzuhüllen und mit großer Sorgfalt in einem Kasten ihres Hauses zu verwahren, um auf solche Art ihre Liebe zu bezeugen **). Dieses Denkmal ist ekelhaft genug; doch findet man es noch ekelhafter bei den Indianern in Guinea, was die Zubereitungen betrifft. Diese Wilden haben den sonderbaren Gebrauch, daß sie, wenn einer von ihren Oberhäuptern stirbt, der seiner Tapferkeit wegen sehr geschätzt war, einige Knochen von ihm aufbehalten. Es sind dies Knochen aus einigen abgeschnittenen Gliedmaßen, den Fingern, Zehen u. s. f., welche, nachdem das Fleisch rein abgeschabt ist, unter das Dach des Hauses gehängt und getrocknet werden. Dies ist das einzige, was sie aufheben. Alles andere, was der Verstorbene nachläßt, als Beil, Messer, Hacke u. s. w., wird zugleich mit ihm ins Grab geworfen, weil sie sich einbilden, daß er solches in der andern Welt gebrauchen werde. Die aufbewahrten Knochen aber werden verbrannt, und Männer und Weiber werden eingeladen, dieser Ceremonie beizuwohnen. Während die Knochen im Feuer liegen, um zur Asche verbrannt zu werden, worüber die Weiber die Aufsicht haben, hat jeder von den Männern eine lange Peitsche in der Hand, womit sie sich, einer nach dem andern, einen heftigen Hieb um die Beine geben. Wer diese Peitschenhiebe nicht bis an den andern Morgen aushalten kann, wird als ein Feigherziger betrachtet und darf hernach nicht in eine einzige Gesellschaft kommen ***). Da die Wilden

---

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschnitt 9. S. 484.

**) Wilsons Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 397 ff.

***) Berkel's Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice. Kap. 5.

sich in Abhärtung und Standhaftigkeit üben, um die Grausamkeit ihrer Feinde im Kriege aushalten zu können, wovon ich im ersten Bande mehrere Beispiele angeführt habe, so vermuthe ich, daß diese Ceremonie zur Absicht hat, den verstorbenen Helden zu ehren und zu beweisen, daß sie durch Abhärtung und Standhaftigkeit in seine Fußstapfen treten wollen.

Ich habe gezeigt, wie die Otaheitier ihre Betrübniß über ihre verstorbenen Freunde an den Tag legen. Da ich nun einmal im Südmeere bin, will ich noch die Aeußerungen der Betrübniß einiger von den übrigen Insulanern angeben, bevor ich anderer Völker erwähne. — Die Neuseeländer haben, ihrer Grausamkeit ungeachtet, viel theilnehmendes Gefühl für Freunde. Den Verlust ihrer Anverwandten und Freunde beweinen sie mit den heftigsten Schmerzen. Männer und Weiber beklagen den Tod ihrer Angehörigen mit lautem Geschrei, und machen sich zugleich mit scharfen Steinen oder Muschelschalen tiefe Wunden in die Wangen und die Stirn, bis das Blut in Strömen herunterfließt und sich mit ihren Thränen vermischt. Die Narben geben ihnen ein häßliches Ansehen. Zum Andenken ihrer liebsten Freunde pflegen sie nicht nur aus grünem Steine geschnitzte und mit glänzenden Augen von Perlmutter verzierte, unförmliche Menschengestalten am Halse zu tragen, sondern sie tragen auch die Zähne ihrer verstorbenen Freunde in Schnüren um den Hals. Es gibt Einige beiderlei Geschlechts, die einen ganzen Halsschmuck von solchen Zähnen tragen*). Diese Trauer-Denkmale können schwerlich Verstellung seyn, sondern nur eine Wirkung der wilden und heftigen Leidenschaften dieses Volkes. Sie sind eben so heftig und ihre Gefühle eben so lebhaft bei Freude wie bei Leid.

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 1. S. 178. — Cook's Reisen um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 318.

Nach der kurzen Abwesenheit eines Freundes verwunden und zerfleischen sie sich gleichfalls vor Freude über seine Zurückkunft. So äußern Freude und Betrübniß sich bei diesem Volke auf einerlei Art, und hierüber darf man sich nicht wundern, wenn man aus Erfahrung weiß, daß Menschen mit feinen Gefühlen und schwachen Nerven bei frohen sowohl, als bei traurigen Ereignissen Thränen vergießen.

So haben auch die Einwohner von Neusüdwallis große Narben, die von Wunden herrühren, welche sie sich mit irgend einem stumpfen Instrumente selber beigebracht haben müssen, und diese Narben waren, ihrer eigenen Aussage zufolge, Denkmale ihrer Betrübniß über das Absterben ihrer Freunde *). Die Einwohner der Freundschaftsinseln scheinen es noch weiter als die obbemeldeten zu treiben. Sie geben ihr Leidwesen um die Verstorbenen nicht mit Worten, sondern durch die That zu erkennen. Sie brennen sich Male auf dem Leibe ein, schlagen sich mit Steinen an die Zähne, ritzen sich den Kopf mit Haifischzähnen, bis das Blut stromweise herabfließt, stechen sich mit Spießen in die Waden, in die Seiten unter den Achseln und durch die Wangen in den Mund. — Ein jeder unterwirft sich wohl nicht diesen schmerzhaften Operationen. Ich vermuthe, daß jeder nur die ergreife, die in dem überwältigenden Gefühle der Betrübniß ihm zuerst einfällt. Aber niemand nimmt wohl auch nur eine derselben vor, ohne durch heftige Liebe zu dem Verstorbenen oder durch eine Art von Aberglauben bewogen zu werden. Letzterer hat wahrscheinlich wohl auch einigen Antheil daran; denn obgleich die Betrübniß sich auf diese Weise nur bei den nächsten Verwandten des Verstorbenen äußert, so findet man doch, daß jene schmerzhaften Verletzungen auch von denjenigen vorgenommen werden, die ihnen nicht einmal ganz bekannt seyn können. — Uebrigens wickelt man die Todten in Matten und Zeug und begräbt sie beinahe nach europäischer Art. Die Befehlshaber haben einen eigens für sie

*) Cook's Reisen um die Welt. a. St. B. 4. S. 561.

bestimmten Begräbnißort; für das gemeine Volk aber ist kein besonderer Platz bestimmt *).

Auf den Sandwichsinseln ist noch ein anderer Gebrauch üblich, der auch nicht ohne Schmerzen abgeht. Wenn ein naher Anverwandter oder ein Freund, den sie lieben und achten, stirbt, lassen sie sich eine Zahn herausnehmen. So sah Dixon auf einer dieser Inseln einen Prinzen, der drei von seinen Vorderzähnen verloren hatte, welche er sich hatte ausziehen lassen, zum Andenken dreier Freunde, die der Tod ihm geraubt hatte **). Dies kann keine Wirkung des ersten Ausbruchs der Betrübniß, wie bei jenen oben genannten Völkern, seyn, sondern ein Mittel, das Andenken seiner verstorbenen Freunde zu erhalten, und diese Absicht muß dadurch auch erreicht werden können.

Es sind aber nicht die Südseeinsulaner allein, bei denen man solche Beispiele gewaltsamer Aeußerungen der Betrübniß findet. Man findet selbige an verschiedenen andern Orten, von welchen ich weiter unten einige berühren werde. Ich will hier bloß der Nadowessier, einer Völkerschaft in Nordamerika, erwähnen. — Zum Beweise ihrer Betrübniß durchstechen sie sich das Fleisch auf den Armen unter dem Ellenbogen mit ihren Pfeilen, wovon man bei den Vornehmern und Geringern viele Narben findet. Die Frauenzimmer hingegen zerschneiden sich die Beine mit einem scharfen Flintensteine, bis das Blut herausfließt. Carver sagt, daß sie rücksichtlich dieses Gebrauchs von andern Völkern verschieden sind. Dies beweist, daß er von den Bewohnern der Südseeinseln keine Kunde gehabt hat. — Andere Völker in Nordamerika scheeren sich allein das Haar ab, malen das Gesicht schwarz, sitzen in einer aufrechten Stellung mit zugebundenem Kopfe und entsagen allen Ver-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 120.

**) Portlock's und Dixon's Reise um die Welt. Kap. 5. S. 48.

gnügungen, und diese Ceremonie wiederholen sie einige Monate*).

Dieser Gebrauch ist vernünftiger als alle die andern. Es ist der ruhige Beweis der Betrübniß, wodurch Blut und Glieder geschont werden und hiervon gibt es auch mehrere Beispiele. — Zwar ist er nicht so ganz ruhig bei den Einwohnern von Hudsonsbay; aber diese mißhandeln doch nicht ihre Körper, sondern nur ihre Kleider. — Bei dem Tode eines nahen Verwandten zerreißen sie alle ihre Kleider und gehen nackend, bis ihnen jemand, der weniger betrübt ist, wieder andere gibt. Ihre Trauerzeit währt ein volles Jahr. Unterdessen schneiden sie die Haare ab und heulen beinahe unaufhörlich**). Daß diese Wilden bei dem ersten Ausbruch der Betrübniß ihre Kleider zerreißen, scheint Wirkung der Natur zu seyn. Bei rohen Menschen, wie bei ungezogenen Kindern äußern heftige Leidenschaften sich gewöhnlich zuerst dadurch, daß sie alles, was in der Nähe ist, zerschlagen, zersplittern, zerreißen, wenn ihnen etwas nicht nach Wunsch geht. Die Erfahrung lehrt, daß die Leidenschaften sich zuweilen auf gleiche Art äußern, selbst bei denen, die zu den rohen Menschen nicht gerechnet werden können; wie viel mehr muß dieses bei den Wilden Statt finden. Allein daß obbemeldete Wilde nackend gehen, bis andere ihnen Kleider geben, daß sie ein ganzes Jahr durch trauern und heulen, das ist keine Wirkung der Natur. Je heftiger die Leidenschaften sind, von desto kürzerer Dauer sind sie. Dieses beständige Heulen ist wahrscheinlich nur eine Wirkung ihrer Wohlanständigkeitsgesetze, und folglich weiter nichts als Grimasse.

Es ist vielleicht etwas mehr als Herkommen und Mode, wenn einige Völker ihr Leidwesen um den Verstor-

---

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 15.

**) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Reinhold Forster. S. 280.

henen durch Fasten zu erkennen geben. Das heißt nicht, daß sie sich ganz und gar des Essens enthalten. Das ist ein Fasten nach Art der Katholiken, die sich nur gewisser Arten von Speisen enthalten, während sie andere genießen. So ist es auf den philippinischen Inseln Gebrauch, daß wenn ein Mann stirbt, die Wittwe und die Kinder eine Zeitlang fasten, das heißt, weder Fleisch noch Fische essen, sondern bloß von Reis und Kräutern leben*). Bei den Patagoniern ist die Wittwe des Verstorbenen verbunden, ein ganzes Jahr lang nach dem Tode ihres Mannes zu trauern und zu fasten. Dieses besteht darin, daß sie die ganze Zeit über in ihrer Hütte eingeschlossen bleibt, ohne Umgang mit jemand zu haben, oder anders als zur höchsten Nothdurft auszugehen. Ihr Gesicht ist mit Ruß geschwärzt. Sie darf weder Gesicht noch Hände waschen, muß Trauerkleider anlegen, sich des Pferde- und Kuhfleisches, und wo es Strauße gibt, auch dieses Fleisches enthalten, sonst darf sie aber alles essen, was sie will. Auch ist es den Wittwen während des Trauerjahres nicht erlaubt, sich wieder zu verheirathen; und wenn man erfährt, daß eine Wittwe während der Zeit mit einem Manne Umgang gehabt hat, so haben die Anverwandten ihres verstorbenen Mannes das Recht, sie zu tödten, gesetzt auch, man könnte sie keines geheimen Liebesverständnisses überführen. Die Männer aber sind nicht zu einer solchen Art von Trauer um ihre verstorbenen Weiber verbunden**). Der Leser wird ohne mein Erinnern einsehen, daß diese Enthaltung von dem Umgange mit dem andern Geschlecht bei ihnen kein natürlicher Beweis der Betrübniß sey, sondern nur ein Zwang, den das Herkommen ihnen auflegt.

Dieselbe Enthaltsamkeit, welche die Patagonierinnen sich müssen gefallen lassen, ist bei den Guaycurusen den

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und molukkischen Inseln, von Salmon. Kap. 11.

**) Beschreibung von Patagonien, von Falkner. Kap. 5.

Männern aufgelegt in Rücksicht auf das andere Geschlecht, jedoch nur bei dem Tode eines Caziken, seiner Kinder und seiner nächsten Anverwandten. Ein solcher Todesfall setzt das ganze Dorf in die tiefste Trauer. Diese besteht darin, daß die Männer mit keinem Weibe Umgang haben dürfen, welches lange oder kurz währt, nachdem der Verstorbene vornehm oder beliebt gewesen, daß sie keine Fische essen, welche sonst ihre Lieblingsspeise sind, und weder ihr Gesicht noch ihren Körper malen. Wenn der Cazike in der Trauer ist, so verändert er die Namen aller seiner Unterthanen. — So auch die Abiponen in Paraguay. Wenn ein Cazike stirbt, so verändern alle seine Unterthanen ihre Namen und fasten einen ganzen Monat hindurch, das ist, sie essen keine Fische*).

Was den Gebrauch betrifft, daß alle bei dem Tode eines Caziken ihre Namen verändern, so wird jeder einsehen, daß solcher nicht eine natürliche Aeußerung der Betrübniß seyn könne, sondern ohne Zweifel die Absicht habe, daß die Unterthanen dadurch das Andenken des Verstorbenen um so viel leichter erhalten sollen. Man vermuthete, daß sie weder ihren eigenen noch anderer Personen neuen Namen nennen könnten, ohne an den zu denken, um dessen willen die Namen verändert wurden. Was aber den andern Gebrauch betrifft, sich seiner Lieblingsspeise und des Umganges mit dem andern Geschlechte zu enthalten, so bin ich sehr geneigt zu glauben, daß er anfangs von wirklicher, natürlicher Trauer seinen Ursprung gehabt habe. Wer über den Verlust eines theuren Freundes trauert, kann leicht auf den Gedanken gerathen, sich alles, was ihm lieb ist, zu versagen, und für rohe Menschen giebt es kein größeres Vergnügen, als die Befriedigung des Geschlechtstriebes und des Gaumens, daher sie, wenn Fische ihr Leibessen sind, nichts als Fleisch essen, und andere, deren liebste

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoir. Buch 2. S. 108. Buch 9. S. 107.

Speise Fleisch ist, Erdfrüchte genießen, welches sich aus den angeführten Beispielen ergibt. Was aber anfangs eine Wirkung wirklicher Trauer war, ist in der Folge Herkommen, Mode, Wohlanständigkeitsgesetz geworden. Manche mußten sich diesem Gesetze unterwerfen, ohne die Traurigkeit zu empfinden, die ursprünglich Veranlassung dazu gab.

Aus obigem erhellt, daß die Art, wie die rohen Völker ihr Leidwesen um die Verstorbenen zu erkennen geben, nach dem verschiedenen Charakter der Völker verschieden ist. Bei einigen sind die Merkmale der Betrübniß still und ruhig, bei andern heftig und gewaltsam, sogar fast wüthend. Sollten diese etwa bloß Verstellung, Gaukelei, Herkommen seyn? Viele sind zwar der Meinung; ich kann aber schwerlich glauben, daß dieses überhaupt Statt finde, denn einige Ausnahmen kann es zwar geben. Daß die Weiber, welche die Chinesen miethen, um hinter der Leiche zu weinen, nichts dabei fühlen, daß ihr Weinen und Heulen nichts als Gaukelei ist, kann ein jeder begreifen*). Wenn man sieht, daß die Neger in Angola sich dadurch Thränen aus den Augen pressen, daß sie sich indianischen Pfeffer vor die Nase halten**), so ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß ihr Weinen nichts als Verstellung sey.

Das nämliche kann man wohl auch von den Negern im französischen Afrika sagen. Wenn ein Neger stirbt, treten alle seine Weiber vor die Thür und erheben ein entsetzliches Geschrei. Im nämlichen Augenblick stimmen die Nachbarn, und selbst in weiter Entfernung solche, die noch gar nicht wissen, wer gestorben ist, mit gleichem Geheul ein, zerkratzen sich Gesicht, Brust und Hände, und jammern, als wenn sie Vater, Mutter, Mann und Kinder

---

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 1.

**) Marolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9. S. 379 ff.

verloren hätten. Sobald man endlich weiß, wer gestorben sey, laufen Weiber, Kinder und selbst Männer zur Hütte des Verstorbenen und fangen ein entsetzliches Geschrei an, das ungefähr vier und zwanzig Stunden dauert, bis der Todte begraben ist. Die Weiber und Kinder überlassen ihren Nachbarn die Besorgung der Beerdigung, und bemühen sich indeß, Branntwein und Palmwein anzuschaffen, und die Gäste zu bewirthen; denn es ist ein wesentliches Stück der Beerdigung, zu tanzen, zu trinken und sich zu erfreuen, wenn der Leichnam begraben ist. Dieses Fest fängt auch sogleich an, sobald man sein Beileid bezeugt hat. Die Musikanten fangen unter Rührung der Trommeln den Zug an und die Männer folgen ihnen bewaffnet in tiefer Stille. Hinter diesen wird die Leiche, von Priestern umgeben, von zwei Männern getragen. Endlich kommen die Weiber, die mit einander in Heulen und Zerfetzungen wetteifern. Wenn der Todte in die Grube geworfen und mit Erde bedeckt ist, befehlen die Priester den Musikanten unter beständigem Trommelschlag ins Dorf zurückzukehren, wo man nicht sobald ankommt, als Thränen und Geschrei aufhören, als wenn gar nichts vorgefallen wäre*). Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß alles dieses Heulen und alle diese Verletzungen nichts als Gaukelei sind, eine bloße Ceremonie, die sie zur Ehre des Verstorbenen anstellen, und um sich bei den Hinterbliebenen einzuschmeicheln. Für dieses Heulen werden sie mit Wein und Branntwein bewirthet. Da dies ihr Lieblingsgetränk ist, so können sie sich wohl auch ein wenig zerkratzen, um dasselbe zu erhalten. Man kann leicht denken, daß, weil alles dieses nicht vom Herzen kommt, sie sich so wenig als möglich verletzen. — Dasselbe gilt ohne Zweifel auch von den Patagoniern. Sie besuchen zwar die Wittwe und trösten sie; dies geschieht

---

*) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Demanet. B. 2. S. 61. ff.

aber nicht, außer wenn sie sich Rechnung machen können, etwas zu bekommen. Alsdann schreien und heulen sie auf die entsetzlichste Art, brechen in Thränen aus, zerbrechen ihre Waffen und ritzen ihre Arme und Schenkel mit spitzigen Dornen blutig. Für diese Bezeigung ihrer Theilnahme werden sie beschenkt *).

Was die Morlacken bei ihrem Weinen und Heulen fühlen, ist zwar etwas zweideutig; ich bin aber doch sehr geneigt, dieses Heulen für ein wahres Zeichen der Betrübniß zu halten. Sobald jemand bei ihnen stirbt, wird er sogleich beweint, und, wenn ich so sagen darf, beheult. Wenn der Leichnam von dem Priester abgeholt wird, fängt das Geschrei von neuem an. Darauf ruft man dem Todten in die Ohren und gibt ihm ausdrückliche Commissionen in die andere Welt mit. Nach diesen Ceremonien wird er in die Kirche getragen, wo die Klagelieder aufs neue angehen und das Leben des Verstorbenen von den Klageweibern und seinen Verwandtinnen weinend abgesungen wird. Sobald er beerdigt ist, kehrt der ganze Leichenzug mit dem Priester ins Trauerhaus zurück, und nun essen sie tüchtig und wissen Wein und Gebete auf eine seltsame Art unter einander zu mischen. Im ersten Jahre nach dem Tode eines ihrer Verwandten, pflegen die Weiber, wenigstens alle Feiertage, sein Grab zu besuchen und mit neuen Thränen zu benetzen und Blumen darauf zu streuen **). Wenn sie während dieser Zeit einmal durch unumgängliche Nothwendigkeit von diesem Besuche abgehalten werden, so entschuldigen sie sich förmlich bei dem Todten, und sprechen mit ihm,

*) Beschreibung von Patagonien, von Falkner. Kap. 5.

**) Die Morlackinnen haben es folglich besser als die Wittwen bei den Russiern. Bei ihnen muß die Wittwe ein ganzes Jahr bei dem Grabe ihres Mannes zubringen, wo sie von ihren Verwandten das Essen erhält. Stirbt sie im Verlaufe des Jahres, so trauern ihre Verwandten statt ihrer. Allgemeine geographische Ephemeriden, von Gaspari und Bertuch XI. B. 4. St. S. 485.

als ob er lebend wäre, und geben ihm aufs genaueste von den Hindernissen, wodurch sie an ihrer Schuldigkeit verhindert worden seyen, Rechenschaft. Zuweilen erkundigen sie sich auch bei ihm nach Neuigkeiten aus der andern Welt, und thun die seltsamsten Fragen an ihn *).

Was für Begriffe diese Menschen sich von dem Zustande der Verstorbenen machen, ist nicht leicht zu sagen. Sie müssen glauben, sie seyen in die andere Welt übergegangen, weil sie ihnen Commissionen dorthin geben und von daher haben wollen. Sie müssen auch glauben, daß sie im Grabe seyen, denn sonst thäten sie keine Fragen an sie und entschuldigten sich nicht bei ihnen, wenn sie sie lange nicht besucht haben. Um diese Widersprüche zu vereinigen, muß man glauben, sie stehen in dem Wahne, daß die Todten des Nachts in der andern Welt sind, und gegen Morgen zum Grabe wieder zurück kehren, wo sie sich aufhalten, bis die Nacht wieder einbricht. — Allein was die Art betrifft, wie die Morlacken ihr Leidwesen um die Verstorbenen zu erkennen geben, so finde ich keinen hinlänglichen Grund sie für Verstellung zu halten. Sie können sehr wohl zu gleicher Zeit essen, trinken und weinen, und doch können ihre Thränen eine Wirkung wahrer Betrübniß seyn. Den Nachrichten zufolge, die ich im ersten Bande von dem Charakter dieses Volkes ertheilt habe, sind die Morlacken sanguinischen Temperaments, und wer dieses Temperament kennt, muß wissen, daß bei demselben Freude und Leid sehr leicht mit einander abwechseln, nachdem die darauf wirkenden Gegenstände sich verändern.

Das nämliche findet man bei den arabischen Weibern. Während die Männer das Grab machen, hocken die Weiber um den Todten herum und bringen die Zeit mit Gesprächen zu. Zuweilen unterbrechen sie dieselben durch ein lautes Geheul und verschiedene Fragen, welche sie an den Verstorbenen thun. Alles dieses könnte zuweilen den Zuschauer

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XVI.

rühren, wenn dieselben Weiber, die einen Augenblick zuvor den größten Schmerz ausdrückten, nicht gleich darauf lachten und scherzten, und bald hernach aufs neue ihr Geheul fortsetzten. Während dieses Heulens und Weinens raufen sie sich die Haare aus und zerkratzen sich dergestalt mit den Nägeln das Gesicht, daß das Blut sich mit den Thränen vermischt. — Sollte dieses denn nichts als Gaukelei seyn? Die beständige Abwechselung von Gelächter und Thränen könnte wohl in dieser Hinsicht einigen Verdacht erregen. Ich wiederhole aber, was ich neulich gesagt habe. Bei Menschen, die ein sanguinisches Temperament, eine lebhafte Fantasie und sehr reizbare Nerven haben, ist der Uebergang vom Weinen zum Lachen und umgekehrt sehr leicht und geschwind. Jeder Gegenstand macht, indem er sich der Fantasie darstellt, eine starke Wirkung, diese währt aber nicht länger, als bis sich ein neuer Gegenstand darbietet, der dem andern entgegen gesetzt ist und ihn verdrängt. Dies habe ich oft bei dem andern Geschlechte und bei lebhaften Kindern gefunden. Wenn man behaupten wollte, daß ihre Betrübniß nicht von rechter Art sey, weil sie in kurzer Zeit mit Freudenbezeugungen abwechseln könne, so thäte man ihnen oft Unrecht. Ihr Weinen ist eben sowohl eine wahre Wirkung ihres gegenwärtigen Gefühls, als ihr Lachen eine Wirkung des darauf folgenden ist, und eben dieses kann auch von den Araberinnen gelten. Wenn ihr Weinen und Heulen bloß Gaukelei und Verstellung wäre, so kann ich schwerlich glauben, daß sie sich das Gesicht so sehr zerkratzen würden, daß das Blut herabflösse. Diese Gaukelei scheint zu viel zu kosten.

Die Beweise von Betrübniß, welche die Araberinnen bei Beerdigung der Leiche geben, wiederholen die nächsten Verwandten oder Freunde des Verstorbenen, wenn sie nach Art der Morlacken, Mauren und mehrerer Völker das Grab des Verstorbenen von Zeit zu Zeit besuchen *). Sie heben

*) Die maurischen Weiber gehen am Tage nach der Beerdigung

dann gemeiniglich einige Steine vom Grabe auf, oder graben den Leichnam zum Theil aus, um sich zu versichern, daß er nicht wieder lebendig geworden sey. Wenn die Verwesung sie von seinem wirklichen Tode überzeugt, alsdann fangen sie ihr Geheul und ihre Klagen aufs neue an, die mit den zuvor beschriebenen genau übereinkommen. Der Gebrauch, nach dem Tode eines Verwandten den Hinterbliebenen einen Condolenzbesuch abzustatten, ist bei den Arabern, wie bei uns, angenommen. Bei einem solchen Besuche fängt die ganze Gesellschaft an zu heulen und zu schreien. Die Stärke des Geheules hängt von der Würde des Verstorbenen ab. Der Niedere heulet um den Höhern aus allen Leibeskräften. Weniger heulet man um seines Gleichen. Die Scheiks brauchen nur zu seufzen, es sey denn, daß der Verstorbene auch Scheik gewesen. Sobald diese Ceremonie zu Ende ist, überläßt man sich der Freude, es müßte denn ein neuer Besuch hinzu kommen, in welchem Falle die Gesellschaft aufs neue heulen muß, und diese Besuche werden zuweilen acht oder vierzehn Tage hinter einander wiederholt *). Daß diese Trauerbezeigungen lauter

zum Grabe hinaus und thun verschiedene Fragen an den Verstorbenen, von dem sie glauben, daß er alles höre, was sie sagen. Diese Ceremonie wird acht Tage lang jeden Morgen wiederholt und hernach jährlich einmal. — Höst Efterretninger om Marokos og Fes. Kap. 3. §. 16. — Eben dieses ist auch in Japan gebräuchlich, wo die Freunde des Verstorbenen das Grab mehrere Jahre, oft ihr ganzes Leben hindurch, anfangs täglich, in der Folge wöchentlich und zuletzt jährlich besuchen, nicht zu gedenken, daß alle Jahre ein Fest den Verstorbenen zu Ehren gefeiert wird. — Thunbergs Reise. B. 2. Th. 2. S. 31 ff. — Auch bei den Otaheitiern gehen die nächsten Anverwandten fünf Monate lang zu gewissen Zeiten in einer Art von Trauerhabit zum Grabe. Bisweilen geht der Priester mit und betet und opfert den Göttern. Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschnitt 9. S. 484 ff.

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 17.

Verstellung sind, ist keinem Zweifel unterworfen; denn der Grad der Betrübniß über den Tod eines Freundes läßt sich nicht nach der Rangordnung bestimmen, wenn anders die Traurigkeit vom Herzen kommt. Wie diese Condolenzbesuche größtentheils eine Folge des Herkommens und herrschender Wohlanständigkeitsgesetze sind, so ist die Bezeigung der Betrübniß es ebenfalls. Bei solcher Gelegenheit sieht man, daß die Männer, welche nach den Religionsprincipen der Mahomedaner keine, wenigstens keine heftige Betrübniß über ihre verstorbenen Freunde an den Tag legen, bei diesen Visiten mitheulen, jedoch, wie gesagt, mit genauer Beobachtung des Ranges des Verstorbenen.

Ich glaube mit ziemlich guten Gründen dargethan zu haben, daß man den rohen Völkern Unrecht thun könne, wenn man alle ihre Trauerbezeigungen, ihr Weinen und Heulen für Gaukelei hält, weil sie nach unsern Gefühlen und unserer Kultur übertrieben scheinen. Wenigstens gilt es gewiß nicht von allen, ich darf wohl sagen nur von wenigen, und am seltensten von denen, welche, den oben angeführten Beispielen zufolge, ihr Leidwesen durch die schmerzlichsten Mißhandlungen ihres Körpers zu erkennen geben. Von den Neuseeländern, deren oben Erwähnung geschehen, glaube ich mit gutem Grunde behaupten zu können, daß die Art, wie sie ihren Körper verletzen, nicht Verstellung sey, und das nämliche darf ich wohl auch von den Ossen behaupten.

Wenn ein Osse gestorben ist, wird er von den Weibern mit den Zeichen der tiefsten Betrübniß zum Grabe begleitet, welche darin bestehen, daß sie auf die entsetzlichste Art heulen und schreien. Die hinterlassene Wittwe des Verstorbenen geht noch weiter, rauft sich die Haare aus, zerkratzt sich das Gesicht, die Arme und die Brust, ohne alle Zeichen des Bewußtseyns, und besonders, wenn sie schon bei Jahren ist und keinen Mann wieder zu bekommen hoffen kann. Ihr tobender Schmerz ist mehr einer wüthenden Verzweiflung, als einer wahren Traurigkeit ähnlich. Von

Zeit zu Zeit sucht sie sich mit einem Steine oder Messer zu verwunden, droht sich von einem Felsen herab oder in einen Fluß zu stürzen; aber zu ihrem Glücke wird sie von ihren Begleitern, die sie keinen Augenblick verlassen, daran gehindert. Nach dreimal wiederholten täglichem Weinen und Wehklagen gehen Männer, Weiber und Kinder, soviel ihrer im Dorfe sind, oder zu der Familie gehören, in das Sterbehaus, trösten die Hinterlassenen und bringen drei Tage auf Kosten des Verstorbenen mit Essen und Trinken zu, wobei immer das Lob des Entseelten der Inhalt ihrer Unterredungen ist *).

Reinegg, der dies berichtet, gibt keine Veranlassung, in die gute Absicht dieser Aeußerungen der Trauer den geringsten Zweifel zu setzen, auch scheint er ihn selbst nicht zu haben. Ob die Weiber, welche die Wittwe begleiten, es eben so redlich meinen, wie sie, läßt sich wohl nicht mit Gewißheit entscheiden. Wenigstens kann ihre Traurigkeit nicht der ihrigen gleichen, weil ihr Verlust nicht dem ihrigen gleich kommt; sie geben aber auch nicht ihr Leidwesen auf eine so heftige und gewaltsame Art zu erkennen. Man findet keine heftigern Aeußerungen der Trauer bei ihnen, als man bei rohen Menschen wohl vermuthen darf, deren Leidenschaften bei dem Anblicke der Traurigkeit eines Freundes und dem lebhaften Gefühle derselben in Bewegung gesetzt sind. — Wenn aber auch die Art, wie sie ihr Leidwesen um ihre verstorbenen Freunde zu erkennen geben, nichts als Etikette, Herkommen, angenommenes Gesetz des Wohlstandes wäre, welches sie beobachten, um den Verstorbenen zu ehren, welches sich doch nicht beweisen läßt; so gilt doch dieses, meiner Ueberzeugung nach, durchaus nicht von der Wittwe. Ich kann es um so weniger glauben, da Reinegg sagt, daß die Wittwe ihr Leidwesen auf eine heftigere und gewaltsamere Art zu erkennen gebe, wenn sie bei

*) Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Th. 1. S. 21.

Jahren ist, und keinen Mann wieder zu bekommen hoffen kann. Selbstliebe mischt sich hier mit Liebe zu dem verstorbenen Manne und vermehrt die Trauer, und wie diese dadurch heftiger wird, so werden natürlicherweise auch die Aeußerungen derselben gewaltsamer. So überspannt und wüthend diese Aeußerungen der Trauer auch sind, so finde ich doch darin nichts, das mit der rohen Menschennatur nicht bestehen könnte, in welcher lebhafte, schwärmende Fantasie mit heftigen Leidenschaften gepaart ist, die niemals gewohnt gewesen, sich durch die Vernunft beherrschen zu lassen, und dieses gilt nicht nur von den Ossen, sondern auch von den meisten andern Völkern, deren Aeußerungen der Trauer uns verdächtig sind, weil sie uns überspannt scheinen. Bei Beurtheilung der wilden und rohen Menschen nehmen wir oft unsre Sitten, unsre Kultur und unsre kältern Gefühle zum Maßstabe, und daher irren wir uns oft in unserm Urtheile und sind ungerecht gegen sie.

Kap. 11.

Trauerkleidung.

Es gibt Völker, die bei einem Todesfalle so viel wie möglich das Andenken des Verstorbenen ganz auszulöschen suchen. Zu diesen gehören die Tamanachier, ein Volk am Oronoko. Diese haben mit den Ottomachiern, die an demselben Flusse wohnen, nicht nur den Gebrauch gemein, alles Geräth, was dem Verstorbenen zugehörte, zu zerbrechen oder zu verbrennen, sondern sie reißen auch alle Feldfrüchte, die dem Todten nur einigermaßen zugehört haben, mit den Wurzeln aus. Sie wollen, wie sie sagen, nichts behalten, was eine traurige Erinnerung an den Verstorbenen erneuern könnte. Bei dem Tode ihrer Freunde brechen sie in Thränen und Klagen aus *).

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 280.

Dies ist auch bei den Seranos in Paraguay der Fall. Wenn jemand gestorben ist, versammeln sich alle alte Weiber in der Hütte, setzen sich um den Leichnam herum, weinen und schreien. Die Anverwandten des Verstorbenen beantworten dieses Geschrei in gleichem Tone, und wenn dies eine Zeitlang gewährt hat, begräbt man den Todten mit allem, was er in diesem Leben zu gebrauchen pflegte. Man läßt sich es sehr angelegen seyn, auch nicht das geringste zurück zu lassen, welches das Andenken an ihn erneuern könnte. Man läßt sogar seine Hütte im Feuer aufgehen, sobald er aus derselben heraus ist *).

Ob Liebe oder Abneigung gegen den Gedanken des Todes die Ursache sey, warum man so sorgfältig alles, was das Andenken an den Verstorbenen erneuern könnte, wegzuschaffen sucht, oder ob es vielleicht heimliche Furcht sey, der Todte möchte wiederkommen, so lange an dem Orte etwas vorhanden sey, was er bei Leibesleben sehr geliebt habe, das muß ich dahin gestellt seyn lassen. Sollte die Ursache, die sie angeben, die richtige seyn, so haben diese und jene Indianer feinere Gefühle, als man bei diesen Wilden, der Kenntniß zufolge, die wir von ihrem Charakter haben, und wovon ich im ersten Bande mehrere Beispiele angeführt habe, wohl erwarten dürfte. Die Ursache sey aber welche sie wolle, so sind doch ihrer, welche das Andenken an ihre verstorbenen Freunde auszulöschen suchen, nur sehr wenige gegen die, welche sich wenigstens vor diesem Andenken nicht fürchten.

Zu diesen rechne ich alle diejenigen, welche nach dem Tode ihrer Verwandten oder Freunde Trauerkleider oder andere Trauerzeichen tragen. Es ist sonderbar, daß die ganz und halb rohen Menschen und die ganz und halb kultivirten Völker darin übereinstimmen, daß sie ein Zeichen des Verlustes ihrer verstorbenen Freunde tragen, ob sie gleich hin-

---

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 1. S. 302.

sichtlich der Wahl eines solchen Zeichens ungleicher Meinung sind. Daß sie in diesem Stücke verschieden sind, darf uns nicht wundern, da die ganze Sache doch großentheils nur ein Herkommen ist, welches sich auf die Fantasie eines jeden Volkes und dessen eigenthümliche Begriffe von dem, was traurig und nicht traurig sey, gründet. Daher tragen die Europäer schwarze, die Chinesen weiße Trauerkleider. Die eine Nation hat eben so viel Grund für ihre Meinung wie die andere. Das beruht, wie gesagt, bloß auf der Vorstellung hiervon und diese wieder auf lauter Einbildung.

Es wundert mich daher nicht, daß die rohen Völker in der Wahl ihrer Trauerkleidung oder Trauerzeichen so sehr von einander abweichen, daß sie sogar oft hierin ganz das Widerspiel halten. Es wundert mich mehr, daß so viele Völker einig sind, ein solches Zeichen zu tragen, da man, meiner Ueberzeugung nach, wohl schwerlich eine gültige Ursache dieses Gebrauchs wird finden können, wenn man sich über Gewohnheiten, alte hergebrachte Gebräuche und Erziehungsvorurtheile hinweg setzt. — Legt man etwa die Trauer an, um den Verstorbenen zu ehren? Alsdann begreife ich nicht, wie der Todte in einem höhern Grade geehrt werde, wenn man schwarze oder rothe Kleider trägt, oder daß es für ihn eine größere Ehre seyn sollte, wenn man, wie einige Völker, lieber ein schmuziges, als ein reines Kleid trägt. Ueberdies kann ja die Kleidertracht der Nachgebliebenen dem Verstorbenen weder zur Schande, noch zur Ehre gereichen. — Oder geht man etwa in einem Trauerhabite, um das Andenken an den Verstorbenen zu erhalten? Sollte man denn nicht dasselbe auf mancherlei andere Art erhalten können, als durch eine Veränderung der Tracht? Die gesitteten Völker bewahren zu dem Ende das Haar des Verstorbenen, die wilden seinen Schädel, Zähne, Asche auf, welches ich im Vorhergehenden gezeigt habe. — Es wäre also meines Erachtens nur noch eine Frage zu erörtern. Soll dieser Gebrauch vielleicht ein Zeichen der Trauer der Hinterbliebenen über den Verlust ihrer verstor-

denen Freunde und Verwandte und ein Beweis seyn, daß diese ihnen im hohen Grade werth und lieb gewesen? Soll dieser Gebrauch einigen Sinn haben, welchen er doch wohl haben muß, so kann es ohne Zweifel kein anderer seyn, als dieser. Aber alsdann kann kein Zeichen der Trauer unsicherer seyn, als dieses, und die Erfahrung lehrt, daß diese Traurigkeit öfters nur in den Kleidern, aber nicht im Herzen ist. Eine Trauerkleidung, die entweder durch Anordnungen oder hergebrachte Sitten befohlen wird, kann kein sicheres Trauerzeichen seyn. Der Erbe, der sich über den Tod des reichen Erblassers freut, trägt, wenn es so Herkommens ist, eben sowohl die Trauer, als der Mann, der den Tod einer geliebten Gattin betrauert. Soll die Trauerkleidung etwas bedeuten, so müssen Mode und Herkommen nicht verordnen, wie lange man sie tragen solle. Soll sie etwas bedeuten, so muß sie eben so aufrichtig, wie bei den Siamern, angelegt werden. — In China ist die Trauer durch ein Gesetz vorgeschrieben, und ist mithin weiter nichts, als ein nichts bedeutendes Herkommen. Die Siamer hingegen sind weder durch Gesetz, noch Herkommen zur Trauer verpflichtet. Sie tragen keine Trauer, als wenn sie wirklich betrübt sind, daher es in Siam sehr gewöhnlich ist, daß Aeltern um ihre Kinder, diese aber nicht um jene trauern *). Hier kann man doch wohl sagen, daß die Trauer eine sichere Bedeutung habe. Wenn ich aber die Siamer ausnehme, so ist mir weder bei den rohen, noch bei den gebildeten Völkern ein Ort bekannt, wo dies der Fall ist, daher die Trauer nur ein Herkommen ist, das oft betrügt.

Woher dieses unsichre, oft nichts bedeutende Herkommen seinen Ursprung habe, und wie selbiges unter den rohen Völkern so allgemein worden sey, da es doch wohl verschiedene andere Mittel gäbe, sein Leidwesen um seine ver-

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abtheil. 3. Kap. 20.

storbenen Freunde zu erkennen zu geben, Mittel, die vielleicht zuverlässigere Zeichen der Traurigkeit wären als die hergebrachten, kann ich nicht mit völliger Gewißheit bestimmen. Gegenwärtig da dergleichen äußere Zeichen einmal angenommen sind, hat jedes Volk sich das gewählt, welches es nach seiner Fantasie für das bedeutungsvollste hielt. Aber einige dieser Völker gehen nackend, andere sind bekleidet. Jene mußten natürlicherweise andere Zeichen der Trauer wählen als diese. Jene haben nur ihr Haar, ihre Gürtel und höchstens einige Zierrathen am Leibe, die sie zu dieser Absicht gebrauchen können.

Da diese Trauerzeichen ganz willkührlich sind, und keine andere Bedeutung haben, als man ihnen gibt, so folgt daraus, daß sie zuweilen einander völlig entgegengesetzt sind. Einige geben ihre Trauer durch Abschneiden der Haare zu erkennen, andere dadurch, daß sie sie wachsen lassen. Zu den erstern gehören die Apalachiten in Florida. Diese schneiden beim Absterben eines Verwandten nur einen Theil ihrer Haare ab, beim Ableben ihres Landesherrn aber scheren sie sich den ganzen Kopf kahl, lassen auch ihre Haare nicht eher wieder wachsen, bis sein Leichnam zur Erde bestattet ist, welches öfters nicht eher, als nach Verlauf eines Jahres geschieht*). Bei den Hottentotten schlachtet der Erbe, nach beendigtem Heulen und Wehklagen, ein Schaf, wenn der Verstorbene Vieh hinterlassen hat. Einige der nächsten Verwandten thun dasselbe, wenn sie es vermögen, und begehen alsdann ein Fest, welchem alle Männer des Kraals beiwohnen. Das Netz des Schafes, das der Erbe schlachtet, wird ihm an den Hals gehängt, und er muß es so lange tragen, bis es von selbst abfault. Die übrigen Verwandten tragen gleichfalls die Netze ihrer Schafe. Diese sind die Trauerzeichen, welche die Vermögenden tragen. Wenn der Verstorbene aber kein

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 4. Hauptst. 4. S. 597. ff.

Vieh hinterlassen hat und seine Anverwandten so arm sind, daß es ihnen unmöglich ist, Schafe zur Bewirthung der Einwohner des Kraals abzuschlachten, so scheren sie streifenweise ihre Häupter dergestalt, daß eben so viele Haare stehen bleiben, als sie abschneiden. Sie sorgen ebenfalls sehr dafür, daß die geschornen Stellen am Kopfe eben so breit werden als die ungeschornen. Die Breite derselben muß ungefähr zwei Zoll betragen*).

So schneiden die Tamanachier am Oronoko ihre langen Haare ab und nehmen keine heitere Miene an, so lange die Trauerzeit währt. Auch bedienen sie sich nicht ihrer gewöhnlichen Zierrathen und Farben wieder, als bis ihre Haare zu ihrer vorigen Länge gewachsen sind. Die Weiber legen bei solchen Gelegenheiten auch ihre Korallen und ihren ganzen Putz ab. Die Maipuren hingegen, eine Völkerschaft, die gleichfalls am Oronoko wohnt, pflegen, da sie mit geschornen Köpfen gehen, in der Trauerzeit die Haare wachsen zu lassen. Sobald diese bei den Tamanachiern wieder gewachsen sind, ist die Trauer ohne weitere Umstände zu Ende. Bei den Maipuren hingegen müssen die Haare wieder abgeschnitten werden, und dies gibt immer zu einem Feste Gelegenheit, zu welchem alle ihre Freunde eingeladen werden, dem Haarabschneiden beizuwohnen. Die Eingeladenen beweinen gemeinschaftlich mit den Anverwandten den Tod des Verstorbenen, und darauf fängt man an zu essen, zu trinken und zu tanzen**). Die Trauer der Congoneger besteht darin, daß sie nur Hüftgewänder von einheimischen Zeugen tragen, Nägel, Bart und Haare wachsen lassen und sich nicht waschen, so lange die Trauerzeit dauert; und da sie gewöhnlich etwas lange dauert, so wird ein solcher Mensch ein wirklich ekelhafter Gegenstand.

---

*) Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, von Kolbe. Th. 1. Kap. 25.

**) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 283. ff.

Während dieser Zeit ist ihnen auch der Gebrauch des Branntweins untersagt, welches für sie das allerschwerste ist, denn dieses Getränk ist ihnen über alles lieb. Sobald sie aber die Leiche der Erde anvertraut haben, hört die Trauer auf; man überläßt sich der Freude und trinkt Branntwein, so viel man kann *). Die Neger in Guinea tragen einen dunkelblauen Leibgürtel und legen, wie die Tamanachier, allen Gold- und Korallenstaat ab **).

Hieraus sehen wir, daß diese rohen Völker, bei aller ihrer Nacktheit ihre ganze Kunst aufbieten, um etwas zu tragen, das Trauer heißt. Daß sie die Zeit über allem Putz entsagen, darin kann man doch einigen Verstand finden. Der Trauernde pflegt sich nichts aus dem Putze zu machen, wenn es anders mit seiner Trauer ein Ernst ist. Daß diejenigen aber, welche lange Haare haben, sie kurz scheren, und die, deren Haar kurz ist, dasselbe wachsen lassen, was soll dies bedeuten? Bei dieser Frage steht unser Verstand stille. Die Menschen, die rohen sowohl als die civilisirten, haben, insonderheit was die Mode betrifft, solche Einfälle und Eigenheiten, daß man die Ursache derselben vergebens zu erspähen suchen wird. — Soll jedoch dieser Gebrauch bei den rohen Menschen eine vernünftige Ursache haben, so muß es, meiner Meinung nach, die seyn, daß bei einigen kurze, bei andern lange Haare als eine Zierde betrachtet werden. Da sie, um ihre Trauer zu erkennen zu geben, alle Zierrathen ablegen, so ist es zu vermuthen, daß jene ihr Haar wachsen lassen, und diese es abschneiden, um zu zeigen, daß sie in der Trauer sind. Dies ist aber nur eine Muthmaßung, deren Annahme oder Verwerfung ich den Lesern überlasse.

Es ist großentheils auch nur Muthmaßung, was ich

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpree; in Sprengels Bibliothek der neusten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 76.

**) Isert's Reise nach Guinea. Achter Brief.

von der Ursache der Trauer derjenigen Völker, die bekleidet gehen, sagen kann. Auf den philippinischen Inseln trauern einige Völkerschaften mit Schwarz und andere mit Weiß; aber alle schneiden sich das Haupthaar und die Augenwimper ab. In frühern Zeiten waren die Bauern verpflichtet, einige Tage nicht zu reden, wenn ein Mann von Ansehen starb*). Dieser Gebrauch könnte allerdings einigen Sinn haben; denn die stille, betäubende Trauer ist verschwiegen; nur Schade, daß dieses Stillschweigen befohlen und folglich nichts als Verstellung war; wenigstens könnte man in dieser Hinsicht einigen Verdacht hegen. — Die Indianer lassen sich zum Zeichen ihrer Traurigkeit den Bart abscheren; die Frauenzimmer aber erscheinen eine Zeitlang nicht auf den Straßen, oder hüllen sich in ein ganz weißes Gewand**). Es geht mit dem Bart, wie mit dem Haare. Die Indianer lassen ihn abscheren. Die Morlacken hingegen pflegen zum Zeichen der Trauer einige Zeit den Bart wachsen zu lassen. Auch tragen sie eine dunkelviolette oder blaue Mütze. Die Weiber binden sich schwarze oder blaue Schnupftücher um den Kopf und überziehen alles, was roth an ihren Kleidern ist, mit schwarzem Zeug***). Sie sind folglich ganz das Gegentheil von den Indianerinnen, die weiße Gewänder tragen. Beide haben ohne Zweifel Recht; denn die eine Farbe ist eben so wenig ein Zeichen der Trauer als die andere. Das hängt einzig und allein von der Idee ab, welche die Fantasie damit verknüpft. Wenn aber gewisse Farben einmal als Zierrathen oder Freudenzeichen angenommen sind, so vermuthe ich, daß sie zum Zeichen der Trauer die Farbe verändern, wie andere

---

*) Die heutige Historie der labronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. Kap. 11.

**) Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika, von Langstadt. Abschn. 2. S. 269.

***) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XVI.

bei gleicher Gelegenheit das Haar verändern. Doch ist dies auch nur eine Muthmaßung.

Es gibt aber doch Völker, deren Trauerkleidung oder Trauerzeichen in der Natur der Trauer und der Natur des Menschen überhaupt gegründet zu seyn scheinen, deren Bedeutung folglich nicht so ganz unsicher ist. — Die Gewohnheit zu trauern ist in Otaheiti üblich. Wenn ein König stirbt, trauert das ganze Volk. Die Trauer der Kinder um ihren Vater währt lange. Die Weiber betrauern ihre Männer, diese thun es aber nicht, wenn sie ihre Weiber verlieren, — ein Beweis, wie wenig Achtung sie für das andere Geschlecht haben. — Das Zeichen der Trauer besteht in gewissen Federn von einer dem Tode gleichsam geweihten Farbe. — Was dies sagen soll, sehe ich nicht ganz deutlich ein. Vielleicht haben diese Federn eine bloße Todtenfarbe. — Auch tragen sie einen Schleier vor dem Gesichte. Diese Verschleierung soll ohne Zweifel ein Zeichen seyn, daß sie, in Trauer vertieft, weder Menschen sehen noch sprechen, noch etwas um sich her sehen wollen, um ihrer Traurigkeit ungestört nachhängen zu können. Das ist die höchste Gewalt der Trauer, wenn sie alles scheut, das sie zerstreuen und lindern könnte. In dieser Meinung bestärkt mich der auf Otaheiti übliche Gebrauch, daß wenn die Vornehmen, die eine Trauer haben, ausgehen, sie von einigen Sklaven begleitet werden, welche mit einer Art von Kastagnetten schlagen und dadurch andeuten, daß ihnen jedermann Platz machen und niemand folglich sich ihnen nähern oder sie anreden solle. — Bougainville vermuthet, daß dies eine Art von Achtung sey, die man für ihre Betrübniß hegt, oder daß man vielleicht glaube, daß Annäherung von schädlichen Folgen, oder unglücklicher Vorbedeutung sey. Wenn der Leser diese Erklärung annehmlicher findet, so nehme er sie an*).

---

*) Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 581.

Ich kann dieses Kapitel nicht schließen, ohne die Sonderbarkeit zu bemerken, daß die Grönländer in Amerika, die Hindostaner in Asien und die Mauren in Afrika in Ansehung der Trauerkleidung ganz und gar mit einander übereinstimmen. — Die grönländischen Männer tragen keine Trauerkleider; allein zum Zeichen ihres Leidwesens verwunden sie sich bisweilen. Eine Wittwe hingegen muß, wenn sie ausgeht, ihre Nahrung zu suchen, alte, zerlumpte, beschmierte Kleider anhaben, sich niemals waschen, die Haare abschneiden oder doch unaufgebunden tragen und unter freiem Himmel allezeit eine besondere Trauerkappe auf dem Kopfe haben. In solcher Trauerkleidung gehen die Wittwen einige Wochen, zuweilen ein ganzes Jahr einher, je nachdem der Verstorbene jung oder alt, oder unentbehrlich gewesen ist *). Bei den Hindostanern pflegen ebenfalls die Wittwen, die den Tod ihrer Männer betrauern, sich den Kopf zu scheren und in zerlumpten Kleidern zu gehen. Die Männer aber schneiden bei dieser Gelegenheit ihre Haare nicht ab, außer wenn sie um einen ihrer Fürsten oder um einen Vater trauern. In solchem Falle besteht ihre Trauer darin, daß sie alte zerrissene Kleider tragen **). Einige Mauren ziehen die Kleider, worin sie der Tod eines Freundes oder Anverwandten betroffen hat, nicht aus, bis sie entweder der Schweiß oder das Alter unbrauchbar gemacht hat ***).

Aus der Vergleichung dieser dreien Völker ersieht man, daß sie alle darin überein kommen, durch schlechte, zerrissene, beschmuzte Kleider ihre Trauer zu erkennen zu geben. Die Absicht eines solchen Anzuges kann doch wohl nicht seyn, den Verstorbenen dadurch zu ehren. Wie jemand sich es sollte einfallen lassen, einem dadurch eine Ehre zu erweisen, daß er alte, zerrissene und zerlumpte Kleider

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt VI. §. 48.

**) Gegenwärtiger Staat von Hindostan, vom Salmon. Kap. 10.

***) Höst's Efterretninger om Marokos og Fes. Kap. 3. §. 16.

trägt, ist mir unbegreiflich. Ohne Zweifel soll hierdurch angedeutet werden, daß die Traurigkeit über den Verlust eines vielgeliebten Freundes dem Menschen gegen seine eigene Person und alles, was ihn betrifft, gleichgültig mache. Der Traurige denkt nur an seinen Freund, nicht an sich selbst. Es kümmert ihn nicht, wie er aussehe; ob er rein oder schmutzig, in guten oder zerlumpten Kleidern einher gehe, ist ihm völlig einerlei. — Man kann wohl annehmen, daß dieses bei ganz unkultivirten, rohen Menschen die Wirkung wahrer Trauer sey. Man hat Beispiele von Thieren, die aus Traurigkeit über den verlornen Gatten nicht einmal essen wollen und zu Tode hungern; es gibt sogar kultivirte Menschen, die durch den Verlust eines herzlich geliebten Freundes ganz sorglos werden und gleichgültig gegen die ganze Welt. Wären sie, wie die zuvor gedachten Völker, ganz roh, so würden sie sich eben so wenig, wie sie, um die Kleider bekümmern. Das ist nur ihre eigene Kultur und die der Menschen, unter welchen sie leben, welche ihnen den Zwang auflegt, sich darum zu bekümmern. Was man daher in diesem Stücke bei den rohen Menschen für eine bloße Grimasse hält, daß sie sich weder waschen, noch putzen, noch ihre Kleidung verändern, bevor diese ganz abgenutzt ist, das ist in meinen Augen Wirkung der völlig ungebildeten Menschennatur. Allmählich ist diese Naturwirkung bei mehrern ein Herkommen geworden, welches sogar diejenigen, die keine wirkliche Trauer gefühlt, befolgt haben. Dergleichen Menschen äffen die Natur nach.

Kap. 12.

Pracht bei Leichenbegängnissen.

Wie ich diesen Abschnitt mit Erwähnung der Völker an-

fing, die ihre Todten den Raubthieren vorwerfen, so will ich denselben mit den Völkern beschließen, welche bei ihren Leichenbegängnissen alle die Pracht anwenden, die ihre Eitelkeit nur zu entsinnen vermag, und ihr Vermögen nur irgend auszuführen gestattet. Es ist ein großer Abstand zwischen diesen beiden Extremen. Die vernünftige Mittelstraße liegt in der Mitte, und der Leser wird im Vorhergehenden mehrere Völker bemerkt haben, die diese Mittelstraße gefunden und derselben gefolgt sind. Die entseelten Leichname seiner Freunde, seiner Mitmenschen den Raubthieren vorzuwerfen, ist Brutalität, wenn dies auch aus Vorurtheilen und Aberglauben geschieht. Menschen, die nicht auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen, thun es nicht, es wäre denn, daß sie durch falsche Religionsprincipen verleitet und gefesselt würden. Allein unnöthige Pracht verschwenden, um die simple Frage zu entscheiden, wo es einen Platz gebe; die Ueberreste seiner verstorbenen Freunde zu bewahren, ist eine thörichte Eitelkeit. Es heißt, man wolle dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen; aber ohne Zweifel sind es die Nachgebliebenen, die sich dieselbe zueignen wollen.

Der Uebergang eines Menschen aus dem gegenwärtigen in das zukünftige Leben ist für den Menschen selbst eine höchst wichtige Veränderung, und selten ohne alle Folgen für die menschliche Gesellschaft; und ist dieser Mensch überdies Mann, Weib, Vater, Mutter, Kind, Freund, so ist sein Ableben für die hinterlassenen Verwandten und Freunde wichtig. Sein entseelter Leichnam ist das Organ, durch welches er auf vielfache Art unsern Vortheil und unsre Freuden gefördert hat. Dieses Organ darf nicht verächtlich behandelt werden, weil sein Bewohner es verlassen hat. Es muß uns heilig seyn. Die Hinbringung desselben zu seiner Ruhe muß mit Anstand und einer gewissen Feierlichkeit geschehen. Wenn sich aber eine unnöthige und übertriebene Pracht zu diesem feierlichen Auftritte gesellt, dann verfehlt man großentheils seinen Zweck. Was feierlich

seyn sollte, kann oft lächerlich werden. Das gemeine Volk, das alles angaffet, sieht blos auf das Prachtvolle, ohne an den Verstorbenen zu denken; und der denkende Zuschauer betrachtet mit Verachtung die dumme Eitelkeit der Hinterlassenen, deren Befriedigung einer nachgelassenen Wittwe und vaterlosen Waisen oft das Nothwendige entzieht.

Daß diese Eitelkeit bei dem Gedanken an Tod und Verwesung Statt finden könne, sollte man nicht leicht für möglich halten, wenn die Erfahrung nicht lehrte, daß sie eben sowohl bei den kultivirten als rohen Völkern gefunden wird. Bei jenen ist man sie zu sehen gewohnt; man wundert sich daher nicht länger darüber, wenn sie nur nicht gar zu übertrieben ist; aber gleiche Eitelkeit und Pracht auch bei den rohen Völkern zu finden, muß auffallend seyn, weil man sie nicht bei ihnen vermuthet. Einige meiner Leser haben kaum erwartet, selbst bei ganz rohen Menschen Paradebetten, tapezirte Wände und alle die verschwenderische Pracht, die man bei den kultivirtesten Nationen sieht, anzutreffen, wiewohl, wie jeder begreifen kann, nicht mit dem verfeinerten Geschmack, den die kultivirtern Völker anzeigen. Am allerwenigsten sollte der Leser diese Pracht unter Negern erwarten und doch findet man sie bei den Congonegern.

Ich habe im Vorhergehenden bei einer andern Gelegenheit der Begräbnißgebräuche dieser Neger mit wenig Worten gedacht; hier will ich selbige etwas weitläufiger erwähnen, um das Prachtvolle dabei zu zeigen. — Sobald ein Neger gestorben ist, wird er mit allen Kostbarkeiten, die er besitzt, bekleidet. Man legt ihn zur Schau auf ein Paradebett, in der Mitte eines großen Hofes, unter einem Dach, das auf hölzernen Säulen ruht. Inwendig tapezirt man dieses mit den besten Waaren des Verstorbenen. Hieher kommen die Familie und die Freunde zweimal des Tages, um ihn zu beweinen, und da man auch Branntwein herum reicht, so kommen selbst die bloßen Bekannten, und vereinigen sich mit den Leidtragenden, um durch ihre Thrä-

nen etwas von diesem köstlichen Getränke zu erwerben. — Die Weiber des Verstorbenen stehen um die Leiche herum und grüssen die Ankommenden. Reiche Leute bringen allemal eine kleine Gabe von Früchten und andern Dingen mit. Gedungene Weiber gehen um das Dach herum, unter welchem die Leiche liegt, indem sie dabei allerlei seltsame Geberden machen, die Hände gen Himmel heben, mit Heulen das Lob des Verstorbenen verkünden und ihn in ihren Gesängen befragen, warum er seine Familie verlassen habe, worüber sie ihm auch alle erdenkliche Vorwürfe machen. Sie führen zugleich eine Art von Tanz auf, wobei sie sich sanft umdrehen. Die Hinzukommenden stellen sich hinten, nehmen an dem Tanze Theil und bilden einen Kreis, der sich beständig um den Todten dreht. Dies dauert höchstens zwei Stunden Vormittags und eben so viele des Nachmittags. — Hieraus sieht man, daß Tanz bei den rohen Menschen ein Sinnbild sowohl der Trauer als der Freude, oder eine Wirkung von beiden sey. Wie sie Trauergesänge haben, so haben sie auch Trauertänze. — Nach diesen und mehrern Ceremonien wäscht man die Leiche mit einem starken Dekokt einer gewissen Wurzel ab, welches die Haut weiß wie Kalk macht. Anstatt die Leiche zu balsamiren, zündet man ein schwaches, aber beständig unterhaltenes Feuer darunter an, welches sie dermaßen austrocknet, daß die Haut wie Pergament wird. Darauf wird der Körper mit einer dicken Rinde von rother Erde überzogen, und wenn diese trocken ist, fängt man an ihn in Zeuge einzuhüllen, welches sie einpacken nennen. Man bekleidet den Todten zuerst mit Korallen, wenn er dergleichen besitzt, und mit allem, was er sonst kostbares in seinem Leben hatte, welches alles mit ihm begraben werden muß. Sobald dies geschehen ist, fährt man so lange fort, ihn in zusammengenähte Zeuge einzuhüllen, bis man keine Gestalt mehr unterscheiden kann und alles nur ein unförmlicher Klumpen ist. Wenn alles dieses fertig ist, wird in einer gewissen Entfernung vom Trauerhause ein ungeheures Loch gegraben,

in welchem man ein Haus ohne Dach erbaut. An dem bestimmten Tage schleppt man die Leiche nach der Grube, und legt sie in das Haus, stellt das Dach darüber, versieht sie auf eine bestimmte Zeit mit Essen und Trinken, deckt alles mit Erde zu und errichtet einige Steine oder Elephantenzähne, um die Stelle des Begräbnisses zu bezeichnen, damit niemand den Todten beunruhigen möge*). Wenn man ausnimmt, daß diese Neger bei ihrem Leichengepränge Gesang und Tanz, anstatt daß die Europäer Gesang und Musik haben, und daß jene ihre Todten mit mehrern Kleidern versehen, so haben sie ganz die nämliche Pracht, wie wir, Paradebett, Tapezereien, Damen, die bei der Leiche paradiren, eine Art Balsamirung und ein offenes Begräbniß unterhalb der Erde. Wenn man nicht besser unterrichtet wäre, sollte man glauben, daß die Afrikaner diese Pracht von den Europäern, oder diese sie von jenen entlehnt hätten.

Die Einwohner der Philippinen haben auch ihr Paradebett. Wenn ein Mann von Ansehen stirbt, stellen sich nicht allein seine Verwandten ein, sondern es werden auch Fremde gedungen, die für Bezahlung ein Klagelied über den Verstorbenen absingen müssen. Wenn dies zu Ende ist, wird die Leiche gewaschen, mit allerlei wohlriechenden Sachen beräuchert und in Seide gewickelt. Darauf legt man den Todten in einen Sarg von kostbarem Holze, der so dicht gemacht ist, daß keine Luft eindringen kann. Der Sarg wird auf einen Tisch im Hause gesetzt und mit einem hölzernen Gitter umgeben. Die Kleider und Waffen des Verstorbenen werden in einen Kasten neben dem Sarge gelegt. Ist der Todte eine Frauensperson, so wird das Hausgeräth, das sie gebraucht, und allerlei Eßwaaren neben die Leiche hingestellt. Einige Zeit nach dieser Cere-

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpre; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 76. ff.

monie wird sie nach dem Familienbegräbnisse gebracht, und die zum Leichenbegängnisse Eingeladenen werden bewirthet *).

Gleiche Pracht bei Begräbnissen ist auch in verschiedenen andern Ländern des südlichen Asiens, in Tunkin, Siam, Birma, Japan und China üblich. — Die Tunkinesen machen vielen Aufwand bei den Begräbnissen ihrer Todten, und die Reichen schieben das Begräbniß, um es recht prächtig zu machen, wenigstens drei Monate auf. Sie lassen den Sarg so kostbar machen, als es ihre Umstände erlauben, und gebrauchen das theuerste Holz und den schönsten Lack dazu. Man zieht den Mannspersonen sieben und den Frauenzimmern neun ihrer besten Kleider an. Um sie vor Mangel in jener Welt zu bewahren, gibt man ihnen Gold- und Silbermünzen und kleine Perlen in den Mund. Der Sarg wird mit seidenen Stoffen ausgeschlagen, der Körper mit gen Himmel gerichtetem Gesichte hineingelegt und der Kopf auf einer Art Teig befestigt, damit er unbeweglich bleibe. Uebrigens wird der Sarg mit Reis angefüllt. Die Leichen armer Leute werden beinahe auf dieselbe Art behandelt, nur daß man ihnen, statt des Goldes und Silbers, den Mund mit weniger kostbaren Dingen anfüllt. So lange die Leiche im Hause ist, muß der älteste Sohn bei dem Fuße des Sarges schlafen und dem Verstorbenen ganze Thiere oder mit Speisen und Weihrauch reichlich besetzte Tafeln opfern. — Ob diese Anrichtung, wie bei andern Völkern, dem Verstorbenen zur Nahrung dienen, oder einen Theil der Pracht ausmachen soll, kann ich nicht sagen; gewiß aber ist es, daß dies eine Schuldigkeit ist, von der sich niemand ohne Sünde ausschließen kann. Die Leiche wird unter Weinen und Heulen, Wehklagen und Lobreden über den Verstorbenen zum Grabe begleitet. — Hierin gleichen die Tunkinesen so vielen andern Nationen; sie haben aber einen, so viel ich weiß, ihnen ganz eigenthümlichen, Gebrauch,

---

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. Cap. II.

der das wichtigste Stück bei dem ganzen Leichenbegängnisse ist. Sie beobachten nämlich sehr genau den Augenblick, wo jemand stirbt, und in dem Augenblicke, wo er, ihrer Meinung nach, den Geist aufgibt, bedecken sie sein Gesicht mit einem Schnupftuche und wickeln es sorgfältig zusammen, weil sie glauben, daß seine Seele sich darin auffing. Dieses Schnupftuch, worin man die Seele aufgefangen hat, trägt man mit großer Vorsicht bis an den Ort des Begräbnisses und wieder zurück ins Haus, wo es auf eine kleine Tafel gelegt wird, die bloß zu diesem Gebrauche bestimmt ist. — Aus diesem Gebrauche läßt sich auf die Beschaffenheit der tunkinesischen Seelenlehre schließen. Andere rohe Völker begnügen sich mit dem Schädel des Verstorbenen; diese nehmen die ganze Seele in Verwahrung. — Auf dem Begräbnißplatze opfern die Reichen allerhand Thiere und setzen eine Menge Tafeln auf, die reichlich mit Lebensmitteln versehen sind. Diese gibt man dem Pöbel Preis, der dem Leichenzuge gefolgt ist. Wenn der Leichnam zu seiner Ruhestätte gebracht ist, kehrt die ganze Versammlung ins Trauerhaus zurück, wo ein großer Schmaus gegeben wird. Oft wird dem Verstorbenen zu Ehren so weidlich getrunken, daß alle berauscht werden. Auch muß bei einer solchen Feierlichkeit nichts gespart werden. Der wird für keinen guten Sohn gehalten, welches doch in Tunkin, wie in China, die erste aller Tugenden ist, der nicht zu der Bestreitung des Leichenbegängnisses seines Vaters oder seiner Mutter etwas von seinem Vermögen verkauft; ja viele verkaufen alles, was sie haben, um diese Pflicht desto besser zu erfüllen *).

Bis jetzt habe ich nur die Pracht der Völker, die ihre Todten begraben, erwähnt. Ich will noch ein Paar Beispiele derer, die ihre Todten verbrennen, anführen. Bei den Birmanen verbrennt man arme Leute der Kosten wegen

*) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard. S. 92 ff.

nicht, sondern begräbt ihre Leichen, oder wirft sie in den Fluß. Personen von Stande hingegen werden einbalsamirt und sechs Wochen oder zwei Monate in einem Tempel, oder in einem andern dazu bestimmten Gebäude aufbewahrt. Zum Einbalsamiren wird vorzüglich Honig genommen. Das Leichenbegängniß der Vornehmen ist sehr feierlich. Die Leiche wird auf einer Bahre mit langsamen Schritten getragen. Die Verwandten folgen in Trauerkleidern, und besonders dazu gedungene Weiber gehen, Trauerlieder singend, vor der Bahre her. Die Bahre wird auf einen Scheiterhaufen gesetzt, um den die Priester herumgehen und Gebete hersagen. Der Holzstoß wird hierauf angezündet und das Ganze zu Asche verbrannt. Die Gebeine werden zuletzt sorgfältig gesammelt und begraben *).

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Beerdigung sowohl anständig als feierlich ist; in Siam aber sind die Leichenbegängnisse noch prachtvoller. Hier werden nicht alle Leichen ohne Ausnahme verbrannt. Die Aermsten graben ihre Aeltern in die Erde, ohne sie zu verbrennen. Andere glauben, ihren verstorbenen Anverwandten Ehre genug zu erweisen, wenn sie dieselben auf dem Felde an einem hohen Orte aussetzen und sie den Raubvögeln Preis geben. Die an epidemischen Krankheiten Gestorbenen begräbt man ebenfalls, ohne sie zu verbrennen; allein einige Jahre hernach, wenn man glaubt, daß die Gefahr der Epidemie vorüber sey, gräbt man sie wieder aus und verbrennt sie. Man verbrennt aber niemals weder die hingerichteten Missethäter, noch die todtgebornen Kinder, noch die Weiber, die bei der Niederkunft sterben, noch die Ertrunkenen, noch diejenigen, welche durch ein außerordentliches Unglück umkommen, z. B. die vom Blitze Erschlagenen. Solche Menschen rechnet man unter die Schuldigen, weil man glaubt, daß dergleichen Unfälle niemals unschuldige Personen tref-

*) Reise des Herrn Symes nach dem Königreiche Ava. In Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 4.

fen. Es ist also bei den Siamern eben so entehrend, nicht verbrannt, als bei uns, nicht in christlicher Erde begraben zu werden. Ehrliches und unehrliches Begräbniß hängt folglich bei ihnen, wie bei uns, einzig und allein von der Vorstellung ab, die man sich davon macht.

Wenn man die oben berührten Zufälle ausnimmt, so werden alle Siamer verbrannt, und wenn sie Vermögen besitzen, so ist ihr Leichenbegängniß allezeit prachtvoll. Wenn jemand gestorben ist, legt man seinen Leichnam in einen Sarg, der auswendig lackirt und zuweilen vergoldet ist. So lange der Leichnam im Hause aufbehalten wird, steht der Sarg auf einer Erhöhung. Neben dem Sarge verbrennt man Rauchwerk und Wachskerzen. — Hier haben wir also wieder ein Paradebett. — Alle Nächte kommen die Talapoinen, um in dem Zimmer, wo der Todte steht, zu singen. Das, was sie singen, sind moralische Betrachtungen über den Tod und den Weg zum Himmel, den sie, ihrem Vorgeben nach, der Seele des Verstorbenen zeigen. Unterdessen wählt die Familie einen Ort zum Verbrennen der Leiche. Gewöhnlich wählt man einen Platz nahe bei einem Tempel, welchen der Verstorbene oder einer seiner Vorfahren hat bauen lassen. In Ermangelung dessen wählt man einen Ort bei einem andern Tempel. Diesen Raum schließt man mit einer viereckigen Umfassung von Bambusrohr ein. Mitten in dieser Einzäunung wird der Scheiterhaufen von wohlriechendem Holze, nach dem Reichthum und der Würde des Verstorbenen, errichtet. Aber die größte Ehre besteht darin, den Scheiterhaufen hoch zu machen. Der Leichnam wird von Verwandten und Freunden unter dem Schalle vieler musikalischen Instrumente dahin getragen. Man verbrennt den Sarg nicht, sondern nimmt den Körper heraus und legt ihn auf den Scheiterhaufen. Die Talapoinen des Klosters, in dessen Nähe der Körper verbrannt wird, singen eine Viertelstunde lang, und hernach ziehen sie sich zurück, um sich nicht mehr sehen zu lassen. Alsdann fangen die Schauspiele an, um die Pracht

des Leichenbegängnisses zu erhöhen. Gegen Mittag wird der Scheiterhaufen angezündet, welcher gewöhnlich zwei Stunden lang brennt. Das Feuer verzehrt den Todten niemals ganz, sondern bratet ihn nur; es wird aber immer für eine größere Ehre für den Todten gehalten, wenn der Leichnam ganz zu Asche verbrannt wird. Wenn der Körper verbrannt worden ist, sammelt man die Ueberreste davon und legt sie in den Sarg, und setzt alsdann diesen unter eine der Pyramiden, womit die Tempel umgeben sind. Diejenigen, welche weder Tempel, noch Pyramiden haben, behalten manchmal die verbrannten Ueberreste ihrer Aeltern bei sich *).

Eben so prächtig und kostbar ist das Leichenbegängniß der Vornehmen in Japan. Die Leiche wird hier in ein prächtiges, stark vergoldetes Fahrzeug gesetzt, und mit Trommeln und anderer Musik begleitet, zum Verbrennungsorte hingebracht. Sie liegt entweder in einer Kiste, oder sitzt in einem kleinen Hause, jedoch so, daß man sie sehen kann. Der Sarg ist ein länglich viereckiger Kasten, unsern Särgen nicht sehr unähnlich. Entweder ist er vergoldet oder mit Goldpapier überzogen. Sogar die Bahre, worauf der Sarg steht, ist vergoldet. Das Fahrzeug, das die Leiche führt, wird gewöhnlich von einem andern begleitet, auf welchem eine Pyramide, wie ein Thurm, steht. Vorne und hinten folgen viele andere kleine Fahrzeuge, welche in der Mitte eine mit Goldpapier und Kronen gezierte Spitze von Bambusrohr haben. Auf diese Weise wird der Leichnam, von Geistlichen begleitet und unter beständiger Musik, zum Begräbnißorte gebracht, wo er auf den Scheiterhaufen gelegt und nebst dem Sarge verbrannt wird. Die überbliebenen Gebeine und die Asche sammelt man zusammen und vergräbt sie in die Erde. Oberhalb dieses Orts

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere, Abtheil. 3. Kap. 20.

wird nach dem Stande und Vermögen des Verstorbenen eine mehr oder weniger kostbare Pyramide errichtet*).

Die Chinesen haben bei ihren Leichenbegängnissen nicht so viel Flitterstaat, wie die Japaner; aber gleichwohl sind sie außerordentlich prachtvoll, und die Reichen und Vornehmen verschwenden große Summen, um sie mit allem ersinnlichen Gepränge zu feiern. Nach Du Halde's Berichte ist das Leichenbegängniß der Chinesen den Bestattungen der europäischen Fürsten nicht sehr unähnlich, wenn man ausnimmt, daß letztere weder von weinenden Weibern, noch Trommelschall begleitet werden. — Wenn ein Chinese von Ansehen stirbt, wird allen Anverwandten des Verstorbenen Nachricht davon ertheilt. Der Leichnam wird gewaschen, mit Weihrauch geräuchert, mit seinen besten Kleidern angethan und auf einen Stuhl gesetzt. Alsdann fallen die Frauenzimmer, Kinder und Anverwandten des Verstorbenen vor ihm auf die Knie, weinen und heulen. Ein gedeckter, mit Speisen und Früchten besetzter Tisch wird vor ihn gesetzt, und auf jeder Seite stehen ein Paar Wachsfiguren, gleichsam zur Aufwartung. Am dritten Tage wird der Todte in einen Sarg gelegt. Diesen schaffen sich die Chinesen gemeiniglich schon bei ihren Lebzeiten an. Sie betrachten denselben als das schätzbarste Geräth ihres Hauses. Ehe der Sarg auf die Bahre gesetzt wird, legt man unten Kalk und breitet darüber eine kattunene Decke aus. Diese beiden Dinge sollen die aus dem Körper entstehenden Feuchtigkeiten an sich ziehen, und da ihre vornehmste Sorge dahin geht, den Körper vor der Verwesung zu bewahren und hiernächst auch zu verhindern, daß die Ueberreste desselben sich, wo möglich, nicht mit der Erde vermischen mögen, worin er liegt; so verwahren die Chinesen in Java die Leiche in einem großen, dicken, hölzernen Sarg, der

---

*) Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan. Th. 1. B. 1. Kap. 1. S. 20.

nicht aus Brettern zusammengesetzt ist, sondern wie ein Kahn aus einem starken, ausgehölten Baumstamme bereitet. Dieser Sarg wird fest zugemacht, in die Gruft gesenkt und alsdann über und über mit einer Art von Mörtel, acht bis zehn Zoll dick, umgeben. Diese Bekleidung wird in kurzer Zeit so hart wie ein Stein. — In China sind die Särge anders eingerichtet, jedoch so, daß die nämliche Absicht erreicht werden könne. Hier sind sie aus Bohlen gemacht, die wohl einen halben Fuß dick sind. Inwendig sind sie mit Pech und Harz und auswendig mit einem so starken Firniß überzogen, daß man nicht den geringsten üblen Geruch verspüren kann. Sie können daher ihre Todten einige Monate, ja wohl ganze Jahre im Hause behalten, ohne daß sie von der Obrigkeit zur Beerdigung derselben gezwungen werden können. Dagegen ist es ihnen strenge verboten, ihre Todten in den Städten oder Dörfern zu begraben.

Wenn die Leiche in den Sarg gelegt ist, wird sie zuweilen auf ein Paradebett in dem vornehmsten Zimmer des Hauses gesetzt, welches mit weißem baumwollenen Zeuge bezogen ist; denn die weiße Farbe ist in China die Trauerfarbe. In der Mitte des Zimmers steht das Bildniß des Verstorbenen auf einem Altar, und vor diesem wird Rauchwerk gebrannt. Die Söhne, in grobe, weiße Leinwand gekleidet, stehen mit sorgenvollen Mienen an der einen Seite des Sargs, während daß die Mutter, die Tochter und andere weibliche Anverwandten hinter einem Vorhang stehen und ein lautes Trauerlied anstimmen. Hier nimmt man auch die Beileidsbezeigungen an, und diejenigen, welche nicht selbst kommen können, thun es schriftlich.

Man legt nicht mehrere Personen, sollten es auch die nächsten Anverwandten seyn, in ein Grab. Hiervon wissen die Holländer in Batavia Gebrauch zu machen. Da dieser Gebrauch den chinesischen Begräbnißplätzen eine weite Ausdehnung gibt, und die Holländer nicht gern sehen, daß so viel Land für den Ackerbau unnütz werde, so müssen die

Chinesen, die sich dort angesiedelt haben, jedes Stück Land, das sie hierzu gebrauchen, mit ungeheuren Summen bezahlen. In China legt man die Gräber, so viel möglich, auf einer Anhöhe an, und oft sind solche Oerter mit Fichten und Cypressen bepflanzt. Viele setzen auch die Särge in ausgemauerte Gewölbe, auf welchen Säulen mit Inschriften errichtet sind. Rund herum sind Bäume gepflanzt.

Am Begräbnißtage versammelt sich die ganze Familie und begleitet die Leiche in feierlichem Aufzuge zu ihrer Ruhestätte. Bildnisse von Männern und Weibern, welche die nahen Anverwandten der Familie vorstellen, ingleichen Bildnisse von Thieren, Wachsfackeln und Rauchpfannen werden vor der Procession getragen. Darauf folgen ihre Bonzen oder Priester mit Musik, und nach ihnen der Sarg, der auf einer Bahre getragen wird. Nächst dem Sarge gehen die Söhne, in Weiß gekleidet und sich auf Krücken stützend, als wenn sie unter der Last des Schmerzens erliegen sollten. Hinter diesen werden die weiblichen Anverwandten in Sänften getragen, die mit weißen Tüchern behangen sind. Diese nebst den dazu gemietheten Weinerinnen, die ebenfalls in Weiß gekleidet sind und ihre Klagelieder anstimmen, schließen den Zug.

Ist das Grab weit vom Trauerhause entfernt, so bringt man den Verstorbenen mit großem Gepränge dahin, und schlägt in gewissen Entfernungen Zelte auf, um darin die Leiche niederzusetzen. Die Freunde und Anverwandten des Verstorbenen bringen ihm hier Geschenke und Lebensmittel und wenn er zu seiner letzten Ruhe gekommen ist, fahren sie noch immer fort, ihm Essen zu bringen, vielleicht in derselben Absicht, wie so viele andere Völker, daß er die feinsten Theile davon genieße.

Die Chinesen haben auch ein Leichenbegängniß zu Wasser, welches auch nicht ganz prachtlos zu seyn scheint. Verschiedene Tage nach einander führt man den Verstorbenen unter Instrumentalmusik auf dem Fluß herum. Das Fahrzeug, worauf die Leiche liegt, wie auch die übrigen

mitfolgenden, sind mit Laternen bis an die Spitze der Masten behangen. — Es ist nicht zu läugnen, daß die zuvorgedachten Leichenbestattungen etwas Schönes und Feierliches an sich haben; man findet aber auch, daß der Geschmack der Chinesen, wie auch der der Japaner und Siamer nicht ausgebildet und verfeinert genug ist. Dies ist auch nicht von einem Volke zu erwarten, das in dem Schönen keine auf wahre Principien gegründete Theorie hat.

Nach Beendigung des Leichenbegängnisses trauern die Kinder drei Jahre um ihre Aeltern, und während dieser Zeit dürfen sie kein öffentliches Amt verwalten. Das Betrauern anderer Personen währt länger oder kürzer, nachdem die Anverwandtschaft nahe ist oder nicht. Die weiße Farbe ist die Trauerfarbe sowohl in den höchsten als in den niedrigsten Klassen. Alles, was die Leidtragenden anhaben, ist weiß, sogar die Striefel. In den ersten Monaten ihrer Trauer um einen Vater oder eine Mutter tragen sie kein anderes Kleid, als einen Sack von Hanfleinwand, die durchsichtig und unserer groben Leinwand nicht ungleich ist, darein die Waaren eingeschlagen werden. Ihre Mütze ist gleichfalls von gedachtem Zeuge verfertigt. Durch diesen schlechten und nachlässigen Anzug wollen sie den Schmerz anzeigen, den sie über ihren Verlust empfinden.

Die Chinesen, die dem Ceremoniel in aller Rücksicht eifrig ergeben sind, haben außer der gewöhnlichen Trauerzeit zweierlei Arten der Ceremonien, die jährlich zweimal beobachtet werden müssen. Die erste derselben geht in einem gewissen Monat des Jahres im großen Saal der Vorfahren vor. Denn es gibt keine Familie von Ansehen, die nicht einen zu diesem Zweck erbauten Saal haben sollte, und dieser heißt der Saal der Vorfahren. Dahin begeben sich alle zur Familie gehörigen Glieder. Das rühmlichste hierbei ist, daß bei dieser Feierlichkeit kein Unterschied des Standes beobachtet wird. Handwerker und Mandarinen, Bauern und Gelehrte, alle gehen hier unter einander und schämen sich ihrer nicht unter einander. Das

Alter bestimmt hier allein den Rang. Der Aelteste, wenn er auch der Aermste wäre, hat den Vorrang. In diesem Saal ist eine lange Tafel längs der Mauer befindlich. An derselben erblickt man gewöhnlich das Bild des Berühmtesten unter den Vorfahren der Familie, oder doch wenigstens seinen Namen, nebst den Namen der Weiber und Kinder der Familie, die auf beiden Seiten an kleinen Täfelchen geschrieben stehen, nebst ihrem Alter, Eigenschaften, Bedienungen und der Zeit, da sie gestorben. — In diesem Saal versammeln sich im Frühjahr, zuweilen auch im Herbst alle zur Familie gehörigen Glieder. Die Reichsten darunter lassen ein Gastmahl anstellen. Es werden viele Tische mit Fleisch, Reis, Früchten, Räuchwerk, Wein, Wachskerzen u. s. f. besetzt, und fast eben die Ceremonien beobachtet, als ob ihre Vorfahren noch lebten, oder die gemeiniglich vorzufallen pflegen, wenn ein Mandarin entweder seinen Geburtstag feiert oder eine neue Bedienung antritt. Der geringere Pöbel, der nicht vermögend ist, ein solches Gebäude aufzuführen oder zu unterhalten, begnügt sich damit, die Namen der Vorfahren an dem ansehnlichsten Orte des Wohnhauses anzuschreiben. — Die andere Ceremonie fällt wenigstens einmal des Jahres an dem Orte vor, wo die Vorfahren begraben liegen. Ihre Nachkommen begeben sich jährlich dahin, welches gemeiniglich zu Ende des Aprils oder im Monat Mai zu geschehen pflegt. Sie rupfen zuvörderst das Gras aus, das um das Grab herum gewachsen ist. Darauf bezeigen sie den Verstorbenen ihre Ehrerbietung, Dankbarkeit und Betrübniß auf eben die Art und mit eben den Ceremonien, wie bei einem Todesfalle. Nach geendigten Ceremonien legen sie Fleisch und Wein auf das Grab, womit sie sich unter einander beschenken. — Gemeiniglich ist es durch die chinesischen Gesetze und Gebräuche festgesetzt, daß man den Verstorbenen eben die Ehre erweisen solle, als wenn sie noch am Leben wären *).

*) Cook's Reisen um die Welt; in Hawkesworths Ge=

Durch diese Gebräuche, wodurch sich die Chinesen vor allen andern Nationen auszeichnen, haben sie ohne Zweifel die rühmliche Absicht, nicht nur das Andenken ihrer Vorfahren zu erhalten, welches, wenn diese geschickte, rechtschaffne und verdienstvolle Männer gewesen, auf ihre Sitten, ihre Denkungs- und Handlungsart viel wirken kann, oder wenigstens wirken soll, sondern auch Liebe und Eintracht in den Familien zu unterhalten. — Und so haben die sanften Himmelsstriche Asiens auch hierin einen Vorzug vor so vielen andern Völkern der andern Welttheile, daß sie durch anständige und feierliche, wiewohl oft übertriebene, Ceremonien die Asche der Verstorbenen zu ehren suchen. Verrathen auch diese Ceremonien nicht immer einen feinen und ausgebildeten Geschmack, so zeugen sie doch von Achtung für die Ueberreste ihrer abgeschiedenen Freunde, wie auch von Kultur der Denkungsart.

---

schichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 757 ff. — Sonnerat Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 1. — Du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Th. 2. Abtheilung 1. Abschnitt 12. Macartney Gesandtschaftsreise nach China.

XIII.

Religionswesen
der
wilden und rohen Völker.

Kap. 1.

Gibt es ganze Völker ohne Vorstellung von einer Gottheit?

Diese Frage hat die Gelehrten in zwei Parteien getheilt. Einige sind der Meinung, daß alle Bewohner der Erde eine, wenn auch nur schwache und unrichtige Vorstellung von einer Gottheit haben; andere behaupten, daß es ganze Völker gebe, denen die Vorstellung von einer Gottheit gänzlich fremd sey. Jene gründen ihre Behauptung auf Theorien, diese berufen sich auf eigene Erfahrung, oder das Zeugniß der Reisenden. Ehe man, nach meiner Ueberzeugung, sich über diese Frage entschieden erklären kann, muß man zuvor sich über die Forderungen vereinigt haben, welche an rohe Völker zu machen seyn werden, um ihnen die Vorstellung von einer Gottheit beizulegen oder abzusprechen.

Fordert man bei ihnen die Vorstellung von einem höchsten Wesen, als Grundursache und Lenker aller Dinge, um ihnen die Vorstellung von einer Gottheit beizulegen, so gibt es unläugbar viele Völker, denen die Vorstellung von einer Gottheit gänzlich fehlt. Fordert man hingegen nicht mehr als die Vorstellung von unsichtbaren Wesen, die auf das Schicksal der Menschen Einfluß haben und ihnen Gutes sowohl als Böses zufügen können, so hat man keinen hinlänglichen Grund zu behaupten, daß es Völker gebe, denen die Vorstellung von einer Gottheit gänzlich fehlt. — Den Anhängern der Vielgötterei spricht man die Vorstellung von einer Gottheit nicht ab; man tadelt nur, daß sie viele Götter annehmen und von der Gottheit unrichtige Be-

griffe haben. Aus diesem Grunde kann man auch den wilden und ganz rohen Völkern die Vorstellung von einer Gottheit nicht absprechen, so lange sie gewisse mächtige Wesen glauben, die sich in den Gang der irdischen Dinge mischen. Man findet zwar, daß verschiedene dieser Völker diesen Wesen keine göttliche Verehrung erweisen. Sie haben keine gottesdienstliche, ihnen geweihte Oerter. Sie verrichten keine Gebete an sie. Sie bringen ihnen keine Opfer. Allein etwas Anderes ist es offenbar, von dem Dasein einer Gottheit durchaus keine Kunde zu haben, ein Anderes nicht zu wissen, wie man sie verehren soll, sogar sich nicht im geringsten darum zu bekümmern. Es hat sogar Philosophen gegeben, die eine Gottheit annahmen, und dennoch die Verehrung derselben für überflüssig hielten. Es wäre also ein ganz übereilter Schluß, daß diesen rohen, gedankenlosen Menschen, die weder eine richtige Vorstellung von der Gottheit haben, noch das Verhältniß der Menschen zu derselben kennen, der Gedanke von einer Gottheit gänzlich fehlen sollte, weil sie keine Gottesverehrung haben; und doch ist dies ein Schluß, den die meisten Reisenden machen, welche meinen, Völker gefunden zu haben, denen die Vorstellung von einer Gottheit gänzlich fehle. Hätten sie den Schluß gemacht, daß diese Völker keine Religion haben, so hätte man nichts dagegen einzuwenden; denn Religion setzt Ueberzeugung von einem gewissen Verhältnisse zwischen Gott und dem Menschen voraus. Diese Ueberzeugung fehlt diesen Menschen ganz. Sie sind zu stumpfsinnig und gedankenlos, ihre Begriffe von der Gottheit zu dunkel und unrichtig, als daß sie sie haben könnten; allein das Dasein einer Gottheit läugnen sie deswegen nicht. Sie bekümmern sich aber weiter nicht um diese Gottheiten, als auf irgend eine Art, durch irgend eine Erfindung ihrem Zorn und ihrer Verfolgung zu entgehen.

Kann man also, meines Erachtens, die Vorstellung von einer Gottheit den Menschen nicht absprechen, welche unsichtbare Wesen annehmen, die erhabener und mächtiger

als die Menschen sind, das Schicksal der Menschen lenken und aus eigener Macht ihnen Gutes sowohl als Böses zufügen können; so kann man auch nicht mit hinlänglichem Grunde behaupten, daß es Völker gebe, denen der Gedanke von einer Gottheit gänzlich fehle. Denn wenn man nur denjenigen die Vorstellung von einer Gottheit beilegen wollte, welche ein einziges unendliches Wesen, als Grundursache und Lenker aller Dinge anbeten, so gäbe es viele Völker, die keine Kenntniß von einem Gotte hätten, weit mehrere, als die, denen man sie abspricht. — Die meisten Völker, die gegenwärtig ein höchstes Wesen annehmen und verehren, haben ohne Zweifel da angefangen, wo so viele rohe Völker noch stehen, und mit ihnen kleine, unsichtbare, wirkende Wesen angenommen. Davon sind sie ohne Zweifel allmählig auf die Idee von höhern Wesen gekommen, bis sie endlich zu der Vermuthung gelangt sind, daß es ein einziges, allerhöchstes Wesen gebe, unter dessen Befehle alle andere Geister stehen.

Auf welche Art die Wilden auf den Gedanken von dergleichen unsichtbaren, geistigen Wesen, welche ihre ersten Gottheiten wurden, zuerst gerathen sind, ist eben nicht sehr schwer zu begreifen. Sie kannten die Natur, deren Kräfte und Wirkungen nicht. Daraus folgte natürlicherweise, daß wenn sie in der Natur Wirkungen sahen, deren natürliche Ursachen sie nicht kannten, sie alsdann, um sich diese zu erklären, zu übernatürlichen, außerordentlichen und unsichtbaren, wirkenden Ursachen ihre Zuflucht nahmen, wie unser roher unwissender Pöbel noch thut. — Sie fühlten, daß es wehte und stürmte. Sie sahen den Blitz. Sie hörten den Donner. Es mußten, ihrer Meinung nach, unsichtbare Wesen in der Luft seyn, die alle diese Bewegungen hervorbrachten. Es brauste im Meere. Die eine Welle trieb die andere fort. Es mußten Geister im Meere seyn. Die Erde brachte ihre mannigfaltigen Gewächse hervor; es mußten in der Erde gute Geister seyn, welche diese Gewächse zum Nutzen der Menschen hervortrie-

ben. Die Berge spieen zuweilen Feuer aus; bisweilen strömten ganze Bäche von ihnen herab. Es mußten unsichtbare Wesen seyn, die aus den Bergen das Feuer und Wasser hervorbrachten. Die Bäume trieben Blätter, Knospen, Blüthen, und endlich trugen sie Früchte. Es mußten also, ihrer Meinung nach, unsichtbare Wesen seyn, die in den Bäumen wohnten und alles dieses bewirkten. Endlich sahen sie die Thiere sich von einem Orte zum andern bewegen. Bei jeder Bewegung mußte nach ihrer Meinung eine Ursache seyn, die die Bewegung hervorbrachte, folglich mußten denn die Thiere auch von dergleichen Geistern beseelt seyn. Viele erwiesen daher auch den Thieren, oder vielleicht richtiger den in denselben wohnenden Geistern eine Art göttlicher Verehrung. Auf solche Art konnte die Vorstellung von unsichtbaren, wirkenden Wesen oder Geistern bei den wilden und rohen Völkern leicht geweckt werden. Nicht durch Philosophie, sondern aus Unwissenheit in Ansehung der Natur sind sie zuerst auf den Gedanken von unsichtbaren Gottheiten gerathen. So vermutheten sie Geister allenthalben, wo Bewegungen waren, in der Erde, in der Luft, in dem Meere, in den Seen, Flüssen, Bergen, Bäumen und Thieren. Diese unsichtbaren Wesen wurden solchergestalt ihre ersten Gottheiten. Wir können folglich nicht behaupten, daß ihnen die Vorstellung von einer Gottheit gänzlich fehlte. Ihre Vorstellung von der Gottheit war nur falsch, des wahren Gottes unwürdig.

Wenn es Völker gibt, die nicht einmal diese Vorstellung von geistigen, höhern, mächtigen und unsichtbaren Wesen in der Erde, der Luft, dem Meere, den Bergen und Bäumen haben, so müssen sie auch ganz viehisch seyn, bei denen die Aufmerksamkeit auf die täglichen Wirkungen der Natur eben so wenig geweckt ist, als bei den Thieren. — Ob es solche Völker gibt, läßt sich wohl schwerlich mit völliger Gewißheit behaupten. Collins versichert zwar, daß die Einwohner von Neuholland nicht den geringsten Begriff von einer Gottheit haben, oder etwas Unsichtbares

anbeten*). Hunter sagt auch, daß die Eingebornen von Port-Jackson, einem Hafen in Neuholland, gar nichts von Religion wissen. Wenigstens konnten die Engländer nicht entdecken, daß sie irgend etwas zum Gegenstande ihrer Anbetung machten. Sonne, Mond und Sterne erregen und beschäftigen bei ihnen die Aufmerksamkeit um nichts mehr, als bei den Thieren**). Dies ist doch wirklich die höchste erdenkliche Stufe der Brutalität. Allein wenn die Aufmerksamkeit dieser Wilden durch den Schimmer der himmlischen Lichter nicht geweckt wird, so kann sie wohl durch Sturm, Ungewitter, Donner, Blitz und dergleichen gewaltsame, ihnen Schrecken einjagende Naturbegebenheiten geweckt werden. Sie können folglich hierdurch eben sowohl, wie andere Wilde, auf den Gedanken von unsichtbaren, Luft und Wasser beherrschenden Wesen gebracht werden, und ob sie gleich diese Wesen nicht zum Gegenstande ihrer Verehrung machen, so können sie doch wohl eine Vorstellung von dem Dasein derselben haben. Sie können, wie oben gesagt, diese Wesen für Gottheiten halten, ohne deswegen Religion zu haben. Es gibt südamerikanische Völker, die auch nicht in der Verstandeskultur so weit gekommen sind, daß sie die Sonne verehren, und doch in den Flüssen, Quellen, Bergen, Anhöhen unsichtbare Gottheiten annehmen***). Eben dieses kann wohl auch von den Einwohnern Neuhollands gelten, und alsdann fehlt ihnen nicht gänzlich die Vorstellung von einer Gottheit. — Le Vaillant spricht ebenfalls gar zu voreilig den Namakesen jede Vorstellung von einer Gottheit ab, weil

---

*) An account of the english colonie in Newsouthwales by David Collins. In allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. 1. St. 4. S. 360.

**) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Kap. 3. S. 32.

***) De Ulloa's physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschnitt 19. — Anmerkungen und Verbesserungen von Schneider. S. 294 ff.

er bei ihnen keine Spur der Religion, keinen Gottesdienst, keine Priester, keine Tempel, keinen Gedanken von der Unsterblichkeit der Seele entdeckte. Nur die Lehre fand er bei ihnen, daß sie nicht andern thun sollten, was sie nicht wollten, daß andere ihnen thun sollten*). Allein theils ist es ein gar zu voreiliger Schluß, daß diejenigen, bei denen man keine Spur von Gottesdienst findet, auch keine Vorstellung von einer Gottheit haben; theils hielt dieser Reisende sich bei diesem Volke eine zu kurze Zeit auf, und konnte natürlicherweise ihre Sprache nicht genugsam kennen lernen, um hierüber mit Gewißheit urtheilen zu können. Und dies ist ohne Zweifel mit allen den andern der Fall, welche so geneigt sind, gewissen Völkern alle religiöse Begriffe abzusprechen.

Die Neuholländer und die Namakesen sind gewiß nicht dümmer, als viele andere Völker, welche doch eine Vorstellung von einer Gottheit haben. Aus der Beschreibung der Californier, die ich im ersten Bande ertheilt habe, wird der Leser ersehen, daß Dummheit, Gefühllosigkeit und Mangel des Nachdenkens Hauptzüge ihres Charakters sind. Als die Europäer nach Californien kamen, wußten die Bewohner nichts von Festen, Opfern, oder irgend einer gottesdienstlichen Ceremonie. Sie wandten sich weder öffentlich noch insgeheim mit ihren Gebeten an die Gottheit, woraus die Reisenden auch den Schluß gemacht haben, daß sie nicht den geringsten Begriff von einer Gottheit hätten; indessen fand es sich, daß sie einige Begriffe von mächtigen Geistern hatten. Ihre Priester überredeten sie, daß sie in einer genauen Verbindung mit diesen Geistern ständen, deren Willen sie dem Volke verkündeten. Man kann folglich nicht behaupten, daß den Californiern die Vorstellung von einer Gottheit gänzlich fehlte; denn diese Geister waren ihre Götter, deren Befehle sie durch die Priester em-

*) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika. B. 2. S. 64.

pfingen, obgleich sie durch keine öffentliche Ceremonie sie verehrten.

Uebrigens ist es merkwürdig, daß die Missionarien bei ihrer Ankunft unter den Californiern einige Begriffe fanden, die christlichen Ursprungs zu seyn schienen. Sie hatten nicht nur einen Begriff von Gott, als einem geistigen und ewigen Wesen, sondern auch eine schwache Kenntniß von der Dreieinigkeit, von einem bösen Wesen, das mit der Gottheit im Streite liege, und von ihr überwunden worden sey, wie auch einige Spuren einer verworrenen Lehre von Christus und von andern christlichen Lehren, die aber mit vielen abgeschmackten Possen vermengt waren*). Wenn anders diese Nachrichten der Missionarien zuverlässig sind, so ist es zu vermuthen, daß Christen bei irgend einer Gelegenheit an die Küsten von Californien gekommen sind. Vielleicht sind sie durch einen Sturmwind dahin verschlagen und durch einen Schiffbruch genöthigt worden, da zu bleiben. Wahrscheinlich haben die Einwohner von ihnen in verschiedenen christlichen Lehren Unterricht bekommen, welche theils mißverstanden, theils verdorben worden sind. Allein daraus entstanden doch unter ihnen zweierlei Secten, von welchen die eine sich an die neue Lehre hielt, die andere aber noch immer ihrer alten Lehre von Geistern und deren Einfluß auf die Menschen getreu blieb. Beide Secten hatten ihre Priester; diese gaben sich aber nur mit Zauberkünsten ab und suchten dadurch das furchtsame und abergläubische Volk zu betrügen. — Solche Spuren der christlichen Lehre findet man auch bei andern Völkern, wovon einige Beispiele weiter unten vorkommen werden.

Die Anwohner der Hudsonsbay sind eben so dumm, wie die oben erwähnten Völker, und doch haben sie eine

---

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 7.

Vorstellung von etwas Göttlichem. Ein Beweis ihrer Dummheit ist ihre Vorstellung von der Einrichtung der Erde und dem Ursprung der Menschen und Thiere. — Nach einer Tradition, die sie haben, ist der erste Mensch auf der Erde ein Weib gewesen. Dieses ward von einem Hunde in menschlicher Gestalt geschwängert und zeugte Kinder mit ihm. Es kam ein Mann zum Vorschein, der so groß war, daß sein Kopf bis in die Wolken reichte. Er ebnete die Erde, zeichnete mit seinem Spazierstocke alle Seen, Teiche und Flüsse ab, und füllte sie sogleich mit Wasser. Darauf zerriß er den Hund in Stücke, machte Fische aus den Gedärmen, vierfüßige Thiere aus dem Fleisch, und aus der Haut, die er auch in kleine Stücke riß und in die Luft warf, wurden allerlei Vögel. Als er damit fertig war, kehrte er dahin zurück, woher er gekommen war, und seitdem hat man nichts wieder von ihm gehört. — Man sollte schwerlich glauben, daß Menschen mit einer solchen Schöpfungstheorie, die aus dem Gehirne eines Tollhäuslers gekommen zu seyn scheint, einige Vorstellung von unsichtbaren Gottheiten sollten haben können, und die haben sie doch, allein von Religion und Gottesverehrung wissen sie nichts. Sie haben einige dunkle Vorstellungen von mancherlei Geistern, welche ihnen oft erscheinen und die Erde, die Luft und das Wasser bewohnen sollen. Einem oder dem andern dieser Geister schreiben sie gewöhnlich jede Veränderung ihres Zustandes zu. Doch weichen sie, durch die Erdichtungen ihrer Priester oder Zauberer verleitet, in ihren Meinungen von diesen Wesen weit von einander ab*).

Die Einwohner von Unalaschka haben, ihrer viehischen Dummheit ungeachtet, doch einen Begriff von bösen Geistern, bei welchen sie sich durch ihre Wahrsager in Ansehung der Zukunft Raths erholen; und um die bösen Geister ab-

---

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Reinhold Forster. S. 281 ff.

zuhalten, setzen sie allerhand kleine Figuren in ihren Hütten herum*). Wahrscheinlich müssen sie in dem Wahne stehen, daß andere mächtigere Geister diese Bilder bewohnen; denn sonst könnten sie nicht glauben, daß sie die bösen abhalten könnten. Jene müssen also ihre Götter seyn. Es fehlt ihnen folglich nicht gänzlich die Vorstellung von einer Gottheit. — Unter den Chiquitos trifft man fast gar keine Spur von Religion an; sie haben aber dennoch einen Begriff von bösen Geistern, die ihnen, wie sie sagen, unter den abscheulichsten Gestalten zu erscheinen pflegen. Bei ihren Festen rufen sie sie an, sie möchten ihre Freude nicht stören. Dieses Gebet wird mit großem Geschrei begleitet, wobei sie zugleich mit ihren Waffen sehr heftig auf den Erdboden stoßen**). Wahrscheinlich wollen sie dadurch diese Geister schrecken, im Fall sie sich nicht in Güte ruhig verhalten wollen. Haben diese Wilden auch, wie es scheint, keinen Begriff von guten Geistern, so haben sie doch einen Begriff von bösen. Sie denken sich also ihre Götter als böse Wesen, von denen sie weiter nichts fordern, als daß sie ihnen keinen Schaden zufügen sollen.

Die Einwohner der Fuchsinseln scheinen in Hinsicht des Unsichtbaren und Unbegreiflichen völlig fühllos zu seyn. Sie haben keine bestimmten Begriffe von Göttern und deren Wirkungen, keine Feste oder Gottesverehrungen, allein einige dunkle Vorstellungen von unsichtbaren Gottheiten müssen sie doch haben. Wenn sie einen Wallfisch erhalten haben, werfen sie einige Bissen Speck zum Opfer ins Feuer. Sie haben kleine hölzerne Hausgötzen, die sie mit Blut und Fett beschmieren und sie dadurch zu speisen glauben. Feuerspeiende oder rauchende Berge halten sie für Wohnun-

*) Auszug aus Kapitain Krenitzins Journal; in Beiträgen zur Völker- und Länderkunde von Sprengel und Forster. Th. 1. S. 243.

**) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 14. S. 220 ff.

gen der Götter und Geister. Ihre Schamanen richten daher ihre Gebete an sie. Allein in Rücksicht der Zukunft erwarten sie eben so wenig etwas von der Gnade dieser Götter, als sie sich vor ihrem Zorn fürchten*). Es ist also nicht zu bezweifeln, daß diese Insulaner, obgleich man keine Spur der Gottesverehrung bei ihnen findet, doch einen dunklen Begriff von etwas Göttlichem haben, welches in dem Feuer, in ihren Götzenbildern und in den Bergen befindlich seyn soll.

Aus den angeführten Beispielen erhellt, daß selbst die wildesten und dümmsten Völker einen Begriff von etwas Göttlichem, von geistigen Wesen, die höher als die Menschen sind, das Zukünftige wissen und auf die Schicksale der Menschen wirken, haben. Diese sind nach unsern Begriffen keine Götter: allein in den Augen dieser rohen Menschen sind sie es. Wie sie auf diese Gedanken gerathen sind, davon habe ich im Vorhergehenden meine Vermuthung geäußert. Daß so viele geneigter sind, diese Wesen für bös als für gut zu halten, läßt sich aus dem Charakter der wilden und rohen Menschen ohne Schwierigkeit erklären. Die rohen Menschen bemerken selten das Gute, das sie in ihrem gegenwärtigen Leben genießen. Nur das Böse erregt ihre Aufmerksamkeit. Bei einer erwärmenden Sonne, einer wohlschmeckenden Frucht, einem gesunden Körper denken sie niemals oder selten an die wirkende Ursache, folglich auch nicht an einen guten Geist, welcher der Urheber solcher Wohlthaten seyn könne. Dagegen weckt alles, was sie schreckt, eine jede unglückliche Begebenheit, sie aus ihrem gedankenlosen Zustande. Einen Begriff von Geistern, welche, ihrer Meinung nach, die Erde, das Meer und die Luft bewohnen, haben sie zwar, wie oben gesagt, durch den Anblick der darin vorgehenden Bewegungen erhalten, diese würden aber schwerlich ihre Aufmerksamkeit erregt ha-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 372.

ben, wenn sie nicht etwas Schreckhaftes an sich gehabt hätten. — Zuweilen ereignete es sich, daß die Erde durch ein Erdbeben unter ihren Füßen erschüttert ward, die Sturmwinde ihre kleinen Kähne umwarfen, ein Blitzstrahl einen Menschen erschlug oder ihre Hütten anzündete u. s. f. Nun ward ihr Nachdenken wach. Ihrer Vermuthung nach mußten in allen Elementen unsichtbare Wesen seyn, die diese gewaltsamen und schädlichen Bewegungen hervorbrachten; und diese Wesen mußten böse seyn, weil deren Wirkungen für sie verderblich waren. — Sie müssen daher ohne Zweifel einen Begriff von bösen Wesen gehabt haben, ehe sie auf die Vorstellung von guten geriethen. Das Gute in der Natur zu bemerken und dadurch auf den Gedanken von guten Wesen zu gerathen, erforderte schon einige Entwickelung des Verstandes. Der Genuß des Guten hat auf die schlummernden Geistesfähigkeiten der rohen Menschen zu wenig Wirkung, als daß er sie wecken sollte, wovon unser eigener roher Pöbel uns zum Beweise dienen kann. Die ersten Götter der rohen Völker müssen daher, nach meiner Ueberzeugung, böse, gehässige, strafende, rächende Wesen gewesen seyn, welche man entweder durch gewisse Kunstgriffe abzuhalten, oder durch Opfer, Bußübungen und andere Mittel zu versöhnen suchte*).

Obgleich aber die Geschichte bezeugt, daß es viele Völker gebe, die von keinen andern als bösen Wesen einen Begriff haben, so gibt es doch auch andere, bei denen das Nachdenken und die Aufmerksamkeit auf das Gute in der

---

*) Den Ursprung des griechischen Worts Θεος, (Gott), hat man auf verschiedenerlei Arten zu erklären gesucht, welche mir nicht ganz befriedigend scheinen. Sollte sich nicht dieses Wort eher von dem griechischen Worte Δεος, (Furcht), ableiten lassen, weil die rohen Menschen durch Furcht auf die Vorstellung von der Gottheit geriethen und diese als ein fürchterliches Wesen betrachteten? Doch die Entscheidung dieser Frage überlasse ich geschicktern Sprachkundigen.

Natur allmählig geweckt worden ist, und damit zugleich der Gedanke an gute Götter. — Ob man die Caraiben unter diese Völker rechnen könne, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Einen bösen Geist kennen sie. Ihre so genannten Priester machen ihnen weis, daß sie in enger Gemeinschaft mit ihm stehen, wodurch sie sich viel Ansehen bei dem Volke geben, welches sich einbildet, daß Krankheiten, Tod und allerhand Unglück unmittelbar von diesem bösen Geiste kommen. Doch verehren sie ihn nicht, sondern überlassen solches ihren Priestern, welche den schädlichen Wirkungen desselben vorzubeugen wissen müssen. Obgleich die Caraiben aber sich nur mit dem bösen Geiste beschäftigen, so sprechen sie doch manchmal von einem Kapitain der Wolken *). Diese Benennung, die von den obersten Befehlshabern der europäischen Schiffe hergenommen ist, zeigt an, daß sie unter diesem Wesen eine Gottheit verstehen, die in der Luft zu befehlen hat; ob dieses Wesen aber gut oder böse seyn soll, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist es, daß sie bei diesem Wesen sich einen Geist denken, der Donner und Blitz hervorbringe; und ist diese Vermuthung richtig, so ist dieses Wesen in ihren Augen gewiß ein guter Geist.

Mit mehrerer Gewißheit kann man von den Brasilianern behaupten, daß sie einen guten Gott glauben. Sie nennen dieses Wesen Tuba, welches Wort etwas sehr vortreffliches und vollkommnes bedeutet. Uebrigens aber scheint es, daß sie nicht viel nach diesem Wesen fragen. Wenigstens erweisen sie demselben keine Verehrung. Sie haben zwar Priester; dieser bedienen sie sich aber nur als Wahrsager und fragen sie in allen wichtigen Unternehmungen, besonders im Kriege, um Rath. — Dagegen nehmen sie böse Geister an, denen sie mancherlei Namen beilegen. Diese Wesen fürchten sie so sehr, daß einige durch

*) Berkel's Reise nach Surinam. Kap. XI.

den Anblick einer eingebildeten Erscheinung getödtet worden sind. Diese vermeinten Geister verehren sie gewissermaßen durch Geschenke, welche sie an Stangen, die zu dem Ende in die Erde gesteckt sind, befestigen*). Man sieht, daß diese Brasilianer in diesem Stücke, wie so viele andere rohe Völker, denken, daß der gute Gott zu gut sey, als daß er ihnen schaden sollte, weil sie ihm keine Verehrung erweisen; der böse Gott hingegen müsse verehrt werden, um ihn zu bewegen, ihnen keinen Schaden zuzufügen**).

Die Battas haben ebenfalls einigen Begriff von einem mächtigen Wesen, welches zur Güte geneigt ist, und einem andern, das den Menschen Böses zufügt; allein sie verehren keines von beiden, auch scheint es nicht, daß sie von einem künftigen Zustande etwas fürchten oder hoffen.

---

*) Neuhofs Reise nach Brasilien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 121 ff.

**) Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu berühren, daß die Brasilianer eine Tradition von einer Sündfluth haben, in welcher das ganze menschliche Geschlecht bis auf einen Mann und seine Schwester vertilgt wurde, welche letztere vor der Sündfluth schwanger gewesen, und durch diese sey die Welt nach und nach wieder bevölkert worden. — Neuhofs Reise nach Brasilien, a. St. — Unter den Indianern am Oronoko hat sich ebenfalls eine Tradition von einer allgemeinen Ueberschwemmung des ganzen Erdbodens erhalten. — Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii S. 440. — Diese Sagen zeugen nur von einzelnen Ueberschwemmungen, die in den südlichen Gegenden von Amerika Statt gehabt. Aus diesen Berichten auf die allgemeine Verbreitung der Noachischen Fluth über die ganze Erdkugel schließen zu wollen, wäre nach meiner Meinung sehr übereilt. Auf die brasilianische Sage, die Vertilgung des ganzen Menschengeschlechts betreffend, wird wohl kein Vernünftiger bauen, der weiß, wie weit sich die Welt, nach der Meinung der rohen Menschen, erstreckte, so weit nämlich, als sie von einem Berg rund herum sehen konnten. Dies war ohne Zweifel in den frühesten Zeiten der Begriff der Menschen von dem Umfang der Welt, bis sie durch die Schiffahrt eines andern belehrt wurden.

— Nach Millers Berichte haben sie einen dunklen Begriff von drei höhern Wesen, wovon sie zwei für gute Geister, das dritte aber, das sie Murgiso nennen, für böse halten, gegen welches sie sich auch gewisser Zaubereien bedienen, um seinen schädlichen Wirkungen vorzubeugen *). Ob Marsden oder Miller Recht hat, kann ich nicht entscheiden; es bleibt aber doch immer eine ausgemachte Sache, daß sie außer einem bösen Wesen auch ein gutes annehmen. — Auch ist es gewiß, daß sie keinen ordentlichen Gottesdienst haben. Die einzigen Gebräuche, die eine Verbindung mit der Religion zu haben scheinen, sind die, welche bei Ablegung eines Eides üblich sind. Sie haben zwar verschiedene Arten zu schwören; gemeiniglich aber schneidet man bei dieser Gelegenheit einem Hahne die Gurgel ab. Der Beklagte nimmt ein wenig Reis in den Mund und wünscht, daß es Stein werden möge, wenn er des Verbrechens schuldig sey; oder er hält eine Flintenkugel empor, und wünscht, daß er in dem gedachten Falle damit erschossen werden möge. Bei wichtigern Veranlassungen legen sie ein kleines bleiernes oder zinnernes Bild in eine Schüssel mit Reis, welche am Rande mit Flintenkugeln belegt wird. Der Beklagte kniet alsdann nieder und wünscht, daß seine Reisernte fehlschlagen, sein Vieh sterben und er nie Salz genießen möge, wenn er nicht die Wahrheit sage **). — Diese Eidesleistung ist ein Beweis, daß sie eine Gottheit glauben; ob es aber das gute oder das böse Wesen sey, welches sie bei solcher Gelegenheit anrufen, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Vermuthlich ist es das böse, weil sie sich bei dieser Handlung Böses anwünschen, und von dem guten Wesen befürchten diese Menschen, nach dem Begriffe, den sie sich von der Güte desselben machen, schwerlich

*) Auszug aus verschiedenen Briefen des Herrn Millers; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Sprengel und Forster. Th. 1. S. 12.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 398.

etwas Böses, wenn sie auch einen falschen Eid schwören. — Die zinnernen Bilder, die sie bei dieser Gelegenheit brauchen, sind ohne Zweifel Fetische, Bilder, worin, nach ihrer Meinung, ein Geist wohnt, der diese Handlung fürchterlich machen soll.

So glaube ich bewiesen zu haben, daß nicht nur die rohen, sondern auch die wilden Menschen einen Begriff haben von einer Gottheit, von unsichtbaren, mächtigen Geistern, die auf die Welt, den Lauf der Natur und die Schicksale der Menschen Einfluß haben. Daß dieser Gedanke von etwas Göttlichem dem Menschen angeboren seyn sollte, wäre eine durchaus unphilosophische Meinung. Nach meiner Ueberzeugung kann er einzig und allein durch die schrecklichen und zerstörenden Naturphänomene, deren natürliche Ursachen man nicht kannte, in der menschlichen Seele entstanden seyn. Und da es dergleichen Phänomene überall auf der Erdkugel giebt, so ist es begreiflich, daß der Gedanke an unsichtbare, mächtige Wesen allgemein seyn und daß der erste Begriff, den man sich von solchen Geistern machte, der seyn müsse, daß sie böse seyen, bis man endlich auch auf das viele Gute, welches in der Natur gefunden wird, aufmerksam zu werden anfing, und nun gerieth man auf die Vorstellung von unsichtbaren guten Wesen, die man den bösen an die Seite stellte. Allein die Geschichte zeigt, daß die ganz rohen Menschen diese mehr fürchten, als sie jene lieben. Um die guten bekümmern sie sich nur wenig, und gegen die bösen suchen sie sich zu bewaffnen. Weder diesen, noch jenen erweisen sie eine eigentliche Verehrung, aber gleichwohl sind sie nicht weniger ihre Götter. — So muß es im Anfange mit dem Religionswesen bei allen wilden und ganz rohen Völkern ausgesehen haben.

Kap. 2.

Fetisch- und Thierdienst.

In meinen historisch-philosophischen Untersuchungen habe ich gezeigt, was durch Fetischdienst zu verstehen sey. Für diejenigen meiner Leser, die diese Untersuchungen nicht gelesen haben, finde ich es nöthig, das dort Gesagte zu wiederholen. — Unter Fetisch versteht man ein durch die Natur oder durch Kunst hervorgebrachtes Wesen, dem man göttliche Ehre erweist. Sonne, Mond, Erde, Luft, Feuer, Wasser, Berge, Flüsse, Bäume, Steine, Bilder und Thiere, wenn man sie als Gegenstände einer religiösen Verehrung betrachtet, werden Fetische, und die ihnen bezeigte Verehrung wird Fetischdienst genannt.

Nachdem die wilden und rohen Völker zuvörderst auf den Gedanken von Geistern gefallen waren, vermutheten sie, daß in allen den Dingen, in welchen sie Bewegung wahrnahmen, unsichtbare Geister seyn müßten. Weil der Aberglaube aber, wenn er erst beginnt, immer weiter geht, so ging er bei den meisten Völkern zuletzt so weit, daß sie nicht nur in der Sonne, dem Monde, den Sternen, der Luft, dem Meere und den Thieren unsichtbare Wesen annahmen, sondern überdies noch glaubten, daß solche die Berge, Bäume, Steine, selbst gemachte Bilder und zuletzt fast alle mögliche Dinge bewohnten, indem man in dem Wahne stand, daß man vermittelst der Beschwörungen Geister herabrufen und ihnen allenthalben, wo man sie haben wollte, einen Aufenthalt anweisen könne.

Auf diese Art war es ihnen ein Leichtes, sich so viele Götter zu verschaffen, als sie wollten. Daher haben die Neger in Sierra Leona keine bestimmte Zahl von Göttern. Jeder wählt sich einen Götzen nach seiner Fantasie, einige ein Horn, andere eine Krebsscheere, einige einen Nagel, andere einen Kieselstein, ein Schneckenhaus, einen Vogel-

kopf oder eine Wurzel. Diese Fetische tragen sie in einem Beutel an dem Halse, mit Glasperlen oder andern Zierrathen geschmückt. Diesen Götzen setzen sie Morgens und Abends die besten Speisen vor, die sie haben, und rufen sie um dasjenige an, dessen sie bedürfen. Dies ist ihr ganzer Gottesdienst. Uebrigens haben sie weder Feste, noch irgend eine gottesdienstliche Ceremonie *). Man kann leicht denken, daß diese Neger für Nägel, Hörner, Kieselsteine, Schneckenhäuser keine Speisen anrichten. Sie stehen in der Meinung, daß sich gewisse Geister in diesen Dingen aufhalten. Diese vermeintlichen Geister sind es, die sie bewirthen, um sich selbige günstig zu machen. — Die Einwohner der Insel Saru verschaffen sich ganz auf die nämliche Art Götter. Jeder wählt sich seinen eigenen Gott, und dient demselben nach der Art und Weise, die ihm die schicklichste scheint; daher es denn fast eben so viele Götter und gottesdienstliche Gebräuche als Einwohner auf der Insel gibt **).

Wenn die rohen Menschen solchergestalt erst glauben, daß sich die Götter in jedes Naturprodukt hineinzaubern lassen, so müssen sie auch glauben können, daß dies mit jedem Kunstwerke angehe, und da sie sich gewöhnlich die Gottheit in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Eigenschaften vorstellen, so ist es begreiflich, daß diejenigen, die in der Kunstkultur so weit gekommen waren, daß sie ein Bild fertigen konnten, ihre Götter am liebsten in menschlicher Gestalt haben wollten. Sie machten daher Menschenfiguren aus allerhand Materien und glaubten, daß sie durch ihre Beschwörungen es dahin bringen könnten, daß die Götter in diesen Bildern ihre Wohnung aufschlügen. — So findet man es bei den Einwohnern von Nutkasund. In die-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 3. S. 279.

**) Cook's Reise um die Welt.; in Hawkesworth's Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 661.

ten Häusern sieht man am obern Ende ein oder ein Paar, etwa fünf Schuh hohe Bilder oder eigentlich Stämme von sehr dicken Bäumen, deren Vorderseite so geschnitzt ist, daß sie einige Aehnlichkeit mit einem Menschengesichte hat. Auch sind an den Seiten Arme und Hände ausgeschnitten, und das Ganze über und über bemalt. Diese Bilder haben ihre Namen, und gewöhnlich hängt vor ihnen eine Matte, welche die Einwohner nicht gern wegrücken wollten; so oft sie es aber thaten, sprachen sie heimlich mit ihnen *), woraus man sehen kann, daß sie geglaubt haben, es sey ein Geist in diesen Bildern. Vielleicht haben sie sie um etwas gebeten, oder sich bei ihnen entschuldigt, weil sie sie vor profanen Augen entblößten. Indeß schätzten sie solche nicht höher, als daß sie selbige für etwas unbedeutendes Eisen oder Messing verkauften. Wahrscheinlich dachten sie, daß sie sich bald wieder ein Bild machen und den Götzen bewegen könnten, seine neue Wohnung zu beziehen. — Aus diesen und weit mehrern Beispielen erhellt, daß man den rohen Menschen Unrecht thue, wenn man ihnen die Anbetung selbstgemachter Götzen Schuld gibt. Thöricht genug ist der Gedanke, daß sie durch ihre Beschwörungen dergleichen Bilder begeistern können; allein dergleichen selbstgemachte Bilder anbeten, wäre reiner Wahnsinn. Das, was sie anbeten, ist der Geist, der sich, ihrer Meinung nach, in dem für ihn gemachten Bilde aufhält.

Die Bewohner der westlichen Küste von Afrika vom Cap Lopez Gonsalvo bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, welche Strecke Loango, Congo und Angola enthält, haben große und kleine Fetische oder Götzen. Die Sorge für die Großen ist den Priestern aufgetragen. Diese Götzen sind der Größe nach sehr verschieden, von einem bis drittehalb Fuß hoch. Sie sind nicht übel geschnitzt, weit besser sogar, als sich von einem so rohen Volke erwarten ließe.

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster, B. 3. S. 64.

— Ein sehr merkwürdiger Umstand ist, daß alle diese großen Götzenbilder gar keine afrikanische Bildung haben, bei allen ist nämlich die Nase übermäßig groß und sehr gebogen. Man sollte aber billig glauben, daß wenn sie ein Bild machten, sie solchem eine einheimische Form gäben, weil alle rohe Völker sowohl ihre eigene Gesichtsbildung, als Farbe für die schönste halten. Kaum weiß ich dieses Phänomen auf eine Art zu erklären, die einige Wahrscheinlichkeit hat. Die Behauptung, daß diese Bilder anderswo her gekommen seyen, ist eine Vermuthung, die leicht gesagt ist, die sich aber mit keinen Gründen unterstützen läßt. — Darf ich eine Muthmaßung äußern, so ist es diese. — Diese Götter werden bei den Negern niemals als wohlthätige, sondern immer als rächende, mithin als böse Götter betrachtet, daher man sie gewöhnlich mit einer Lanze oder einer Messerklinge vorstellt. Die Priester suchen sie dadurch dem Volke fürchterlich zu machen, damit man ihren Zorn mit Geschenken versöhne, die den Priestern zu Statten kommen. Sollte denn wohl die Vermuthung so ganz ungereimt seyn, daß weil sie diese Götter für böse halten, sie den Bildern derselben eine europäische Nase geben, um sie recht häßlich zu machen, da es unzweifelhaft wahr ist, daß die Neger ihre Nasen schön und die unsrigen häßlich finden? Auf gleiche Art malen sie den Teufel weiß und die Gottheit schwarz, weil die Farbe der Europäer in ihren Augen häßlich ist. — Dies ist aber nur eine Muthmaßung. Irre ich mich, so ist die Sache nicht von großem Belang.

Außer diesen größern Fetischen haben die Neger auch kleinere, die ihre Hausgötter sind. Die Anzahl derselben ist sehr groß. Sie haben die Aufsicht über alle Lebensbedürfnisse, insonderheit aber über Speisen und Getränke, auch sollen sie Einfluß auf die Gesundheit haben. Die großen Götter hingegen werden nur bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, als in einer dringenden Gefahr, vor dem Antritt einer großen Reise, oder um die Schuld eines

Verbrechers zu entdecken. Die kleinen Hausgötzen sind selten über sechs Zoll hoch und nie weniger als drei. Nur das Gesicht hat eine etwas kenntliche Gestalt. Das übrige ist plump und unförmlich. Gewöhnlich haben sie wie die größern Götzen eine spitzige Mütze auf dem Kopfe, mit einer geweihten Feder geziert. Verschiedene ekelhaft schmutzige Lappen hängen dem Götzen am Halse und stellen seine Kleidung vor. Das ganze ist mit einer Kruste von rothem Pulver bedeckt. Das Gesicht zieren noch einige Lagen von buntfarbigem Puder. — Wenn ein Neger ißt, füllt er den Mund mit Speisen, die er sorgfältig käuet, und sie dann den Götzen ins Gesicht speiet. Eben das thut er, wenn er Palmwein trinkt*), und glaubt dann zuverlässig, daß er nicht von seinen Feinden vergiftet werden könne. Natürlich, daß der Götze für eine so gute Bewirthung ihn in seine Obhut nimmt! Uebrigens ist es begreiflich, daß diese Götter sehr ekelhaft aussehen müssen, indem sie niemals gereinigt werden**).

---

*) Die Ostiaken sind auch Fetischverehrer. Ihre Götzen sind Puppen von Holz, mit einem Menschengesichte. Sie sind, wie die der Neger, mit Lappen behangen, und an dem vornehmsten Orte der Wohnung aufgestellt. Die Ostiaken haben aber vor andern Fetischverehrern dies voraus, daß sie ihre Götzen mit Schnupftobak versehen und etwas Bast dabei legen, in der Meinung, daß der Götze, wenn er geschnupft hat, die Nase damit auf Ostiakisch verstopfen soll. Ereignet es sich, daß durchreisende Russen in der Nacht, wenn alles schläft, den Tobak entwenden, so wundern sich die Ostiaken am Morgen, wie der Götze so viel hat schnupfen können, und glauben, er sey des Nachts auf der Jagd gewesen. — Auch beschmieren sie ihre Götzen mit Blut und Fett. — Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 3. S. 59. — Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 82.

**) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpre; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 46 ff.

Ich habe oben gesagt, daß die Priester der Schwarzen, um das Volk zu bewegen, den Zorn der Götter mit Geschenken zu versöhnen, ihnen ein fürchterliches Aussehen zu geben suchen. Eben dieses fand man an verschiednen andern Orten, unter andern auf der Insel St. Domingo. Die Gottheiten der Wilden wurden hier unter abscheulichen Bildern vorgestellt. Die erträglichsten unter ihnen waren die, welche die Gestalt gewisser Thiere, als Schildkröten, Schlangen und Krokodille hatten. Die übrigen hatten zwar eine menschliche Form; waren aber dabei so häßlich und ungeheuer, daß man kaum glauben sollte, wie es möglich seyn könne, eine solche Zusammensetzung von Abscheulichkeiten zu ersinnen. Solche scheusliche Gestalten füllten natürlicherweise die Fantasie der rohen Menschen mit Furcht und brachten ihnen den Glauben bei, daß ihre Götter grausam wären und weit geneigter ihnen zu schaden als zu nützen; denn wie ihre Götzenbilder waren, so mußten sie sich auch die Geister denken, die darin wohnten. Sie waren daher allezeit auf Mittel bedacht, ihren Zorn zu besänftigen und sich dieselben günstig zu machen, und das Opfer oder die Geschenke, welche sie in der Hinsicht ihren Göttern darbrachten, wurden ihren Priestern zu Theil*). Diese Fetische oder Götzenbilder, die aus Stein oder gebranntem Lehm verfertigt waren, stellten sie in alle Ecken ihrer Hütten, zierten ihr bestes Hausgeräth damit, und trugen sie sogar am Leibe. Sie legten nicht allen ihren Göttern einerlei Eigenschaften und Verrichtungen bei. Ei-

*) Ohne Zweifel stellen in der nämlichen Absicht die Tunkinesen ihre Götter fürchterlich und stark vor. An dem Eingange der vornehmsten Pagoden stehen kolossalische Bildsäulen der Geister, die die Pagode und das Land bewachen. Sie haben ein schwarzes Gesicht, Hörner auf dem Haupte und ein drohendes Ansehen. Der übrige Theil des Leibes ist vergoldet. — Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin; von Reinhard. S. 111.

nige waren, ihrer Meinung nach, Götter der Jahrszeiten, andere Götter der Gesundheit, einige Götter der Jagd, andere Götter der Fischerei. Jedem wurde eine besondere Verehrung erwiesen und besondere Opfer gebracht.

Sie verehrten auch dieselben durch Haltung feierlicher Umgänge. Der Cacike ernannte hierzu einen Tag und ließ das Volk zusammenrufen. Die verheiratheten Manns- und Frauenspersonen fanden sich hierbei mit ihrem besten Schmuck ein. Die Mädchen aber erschienen ganz nackend. Der Cacike und die Vornehmsten des Orts gingen voran und rührten die Trommel. Man begab sich solchergestalt in einen Tempel, der mit Götzenbildern ganz besetzt war. Hier waren die Priester versammelt, die den Dienst verwalteten und bei Darreichung der von dem Volke überbrachten Opfer ein entsetzliches Geheul erhoben. Ein Theil dieser Opfer bestand in Kuchen, welche die Weiber in Körben, die mit Blumen geziert waren, überbrachten. Hernach, wenn der Opferdienst geendigt war, fingen die Weiber, nach, von den Priestern gegebenem Zeichen, an zu tanzen und sangen Lieder zum Lobe der Götter *), worauf sie mit einem Gebete für die Wohlfahrt der Nation den Be-

*) Es gibt mehrere Völker, bei denen Tanz einen Theil des Gottesdienstes ausmacht. So weihen sich die Mädchen auf Surate dem Dienste der Götter, vor deren Bildern sie bei Processionen her tanzen und singen. Handwerksleute bestimmen gewöhnlich ihre jüngsten Töchter dazu, noch ehe sie mannbar sind. In der Pagode bekommen sie Tanzmeister und Musiklehrer. Die Braminen erziehen sie und genießen dafür ihre Jungferschaft. Endlich werden diese Tänzerinnen gemeine Huren, die jeden, der sie zu sich rufen läßt, mit Tanz und Musik unterhalten. Der Musikant neigt sich stets gegen die Seite der Tänzerinnen, und gibt ihnen durch sein Instrument die Leidenschaft an, die sie durch ihre Geberden und Stellungen ausdrücken sollen. Uebrigens erscheinen sie jedesmal parfumirt, mit Juwelen geschmückt und in Gold- und Silberstoffe gekleidet. — Sonnerat Reise nach Ostindien und Sina. Cap. 1. Abschn. 1. §. 3.

schluß machten. Hernach zerbrachen die Priester die durch das Opfer geheiligten Kuchen und theilten die Stücke unter die Häupter der Familien aus. Diese Stücke mußten das ganze Jahr über sorgfältig aufgehoben werden, und wurden als Mittel betrachtet, allen unglücklichen Zufällen vorzubeugen*).

Es würde den Leser ermüden, wenn ich noch mehrere von der zahllosen Menge dieser Art Fetische anführte, die in Bildern bestehen und von dem unwissenden großen Haufen verehrt werden, weil man in dem Wahne steht, daß sich Geister darin aufhalten. Die Idee ist bei diesem Fetischdienste völlig einerlei, nur die Bilder und die Art, wie man selbigen seine Verehrung bezeigt, sind verschieden. — Ich will mich daher zu den Völkern wenden, welche die Lichter des Himmels, das Meer und die Flüsse, Berge und Bäume zum Gegenstande ihrer Verehrung machen, weil sie ebenfalls glauben, daß Geister sich darin aufhalten, nicht, wie in den Bildern, durch Beschwörungen der Priester, sondern weil sie diese Oerter zu ihrer Wohnung selbst gewählt haben. Einige Beispiele müssen ebenfalls hinreichend seyn, dies zu zeigen.

Da die Sonne ein größeres und weit schimmernderes Licht ist als der Mond, so muß es uns etwas sonderbar vorkommen, daß es Völker gibt, die nicht die Sonne, sondern den Mond als eine Gottheit verehren. Dies muß aber ohne Zweifel folgende Ursache haben. Die Sonne ist zwar an sich ein prächtigerer Himmelskörper, aber zugleich in den heißen Zonen ein brennendes Licht, das den Körper abmattet, statt ihn zu erquicken, und in seiner vollen Kraft die Erde und ihre Gewächse austrocknet, statt das Wachsthum derselben zu befördern. Die rohen Menschen geben nicht auf die wohlthätigen Wirkungen derselben Acht, sondern fühlen nur die Beschwerde, die ihnen daraus erwächst.

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 4. Hauptst. 5. §. 62. und 65.

Der Mond hingegen ist ein sanfteres Licht. Seine Strahlen sind dem Auge angenehm, ohne ihm Schmerzen zu verursachen. Er erleuchtet die Nacht, die für diejenigen so erquickend ist, die unter der Hitze des Tages gelitten haben. — Wenn dies nicht die Ursache ist, warum einige Völker den Mond und nicht die Sonne anbeten, so weiß ich keine andere. So viel ist aber gewiß, daß diejenigen Völker, welche den Mond und nicht die Sonne anbeten, oder rücksichtlich göttlicher Verehrung letztere dem erstern nachsetzen, unter den heißen Himmelsstrichen wohnen.

So kennen die Guaycurusen in Paraguay keine andere Gottheit, als den Mond und die Constellation des großen Bären *). Auch in Montanna-Real gibt es ein Volk, das außer dem Monde keine andere Gottheit anerkennt. Es hat weder Bildnisse, noch Tempel. Es nimmt auch einen bösen Geist an, welchen es als den einzigen Urheber aller widrigen Ereignisse verabscheut und fürchtet **). — Die meisten andern Völker verbinden mit der Anbetung des Mondes die Anbetung anderer Fetische, z. B. die Gallas. Diese beten nicht nur den Mond, hauptsächlich den Neumond und gewisse Sterne an, sondern sie haben auch einen gewissen Baum, unter welchem ihre Könige gekrönt werden, und dem alle ihre Stämme göttliche Ehre erweisen; und außer diesem haben sie, nach Bruces Berichte, gewisse Steine, die der Gegenstand ihrer Verehrung sind. Er meint, daß die Gallas Anhänger der alten zabäischen Religion sind. Wie diese aber von Asien, wo sie ihren Sitz hatte, sich nach Afrika sollte verbreitet haben, ist nicht leicht zu sagen und für mich schwer zu glauben. Daß sie den Mond und einige gewisse Sterne anbeten, ist kein Beweis dieser Meinung. Eben dieses ist bei den oben erwähnten Guaycurusen der Fall, und die Religion dieser Amerikaner ist doch

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 2. S. 109.

**) Beschreibung der Montanna-Real; in Zach's monatlicher Correspondenz. May 1801. S. 456 ff.

gewiß nicht zabäischen Ursprungs *). Die Nubier beten gleichfalls den Mond an. Wenn sie aus ihren finstern Hütten kommen und ihn scheinen sehen, sagen sie einige Worte; und sobald sich der Neumond sehen läßt, geben sie durch Bewegen der Hände und Füße ihre Freude zu erkennen. Bruce, der dies berichtet, bemerkte aber nie, daß sie der Sonne, weder bei ihrem Auf- noch Niedergange, einige Verehrung bezeigten. Dagegen merkte er, daß sie einen Baum und einen Stein anbeteten, konnte aber nicht erfahren, von welcher Art sie wären **).

Aus obigen Beispielen erhellet, daß es Völker gibt, welche den Mond verehren, ohne zugleich die Sonne anzubeten; allein ich kenne kein Volk, das die Sonne anbetet, und nicht damit die Verehrung des Mondes verbände. Dieses sanfte Himmelslicht ist den Menschen zu lieb, als daß sie selbigem ihre Verehrung entziehen sollten, wenn sie solche der Sonne erwiesen. — Einige sind der Meinung, daß schon ein Anfang der Geisteskultur erforderlich sey, um Sonne und Mond zu verehren; allein in solchem Falle würden die Einwohner der Andaman-Inseln sie gewiß nicht verehren können; denn nach der Beschreibung ihres Charakters, die ich im ersten Bande mitgetheilt habe, gibt es kaum ein wilderes und unkultivirteres Volk, als diese Insulaner. Nichts desto weniger verehren sie die Sonne als den Urquell alles Guten, den Mond als eine untergeordnete Macht, und die Geister der Wälder, des Wassers und der Berge als Unterbeamte. In den Stürmen sehen sie den Einfluß eines bösen Wesens, und wenn der Wind mit großer Heftigkeit weht, suchen sie seine Wuth durch wilde Chöre, die sie in kleinen Haufen am Ufer oder auf den Felsen ertönen lassen, abzuwenden ***).

---

*) Reisen zur Entdeckung des Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 3. S. 219.

**) Bruce a. St. Th. 4. B. 8. Kap. 7.

***) Reise des Herrn Symes nach dem Königreiche Ava. In

Allein wie die meisten Völker, welche den Mond oder die Sonne und den Mond zugleich verehren, andere natürliche Fetische mit der Verehrung dieser Himmelskörper vereinigen, so gibt es andere Völker, welche diese Fetische verehren, ohne deswegen die Sonne oder den Mond zu verehren. Es scheint, daß sie entweder noch nicht so weit gekommen sind, daß sie sich mit ihren Gedanken zu diesen Himmelskörpern, die in den hohen Himmelsräumen schweben, erheben können, oder diese Himmelskörper sind von ihnen so weit entfernt, daß sie von ihnen weder etwas Gutes erwarten, noch etwas Böses befürchten. Sie bekümmern sich daher nicht darum, ihnen einige Verehrung zu bezeigen. Denn daß sie der Sonne und dem Monde Geister, die darin wohnen, nicht beilegen sollten, ist nicht zu glauben, weil sie die täglichen Bewegungen am Himmel sehen, und wo Bewegung ist, da ist, nach der Meinung aller rohen Völker, ein Geist befindlich, wovon alle bis jetzt angeführte Nachrichten zeugen.

Gleicher Meinung müssen die Sumatraner auch seyn, daher sie allen Bäumen, gewissen Steinen und dem Meere eine gewisse Verehrung bezeigen. Sie verehren aber weder Sonne noch Mond, noch Teufel, noch Götzenbilder. Sie haben nur einige verworrene Begriffe von gewissen höhern Wesen, welche sich nach Belieben sichtbar und unsichtbar machen, ihnen Böses und Gutes thun können, weshalb sie ihren Zorn verbitten, wenn sie ein gegenwärtiges Uebel fühlen oder ein künftiges befürchten *).

Eben dieses ist bei den Negern im französischen Afrika der Fall. Sie verehren Fetische von beiderlei Art, sowohl diejenigen, die das Werk der Natur, als die, welche ein Werk der Kunst sind. Ihr Hauptgötze ist eine kleine Figur,

Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 4. Abschnitt 1.

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 325.

die sie Chine nennen; es ist aber schwer mit einiger Gewißheit zu sagen, was dieser Götze sey und was er ausrichte. Er ist aber nicht der einzige, sondern ein jeder hält das für seinen Gott, was seine Fantasie ihm als einen solchen darstellt. Bäume, die sie nach ihrer Art geheiligt haben, sind Wohnungen der Götter, denen sie gemästete Ochsen, Hunde und Hähne opfern. Wenn man diese Thiere geschlachtet, einen Theil des Blutes an der Wurzel des Baumes vergossen und mit dem Reste die Zweige desselben besprengt hat, so zerlegt man das Thier in Stücke, und ein jeder nimmt alsdann einen Theil mit nach Hause und verzehrt ihn. Den Göttern läßt man nur die Häute und Hörner, die man zum Zeichen des Opfers an die Bäume hängt.

Diese Neger unternehmen nichts von Wichtigkeit, ohne vorher ihre Götter um Rath gefragt zu haben, die ihnen gemeiniglich alles verkündigen und versprechen, was sie wünschen; allein nicht immer leisten, was sie versprochen haben. Wenn der König seinen Götzen in einer wichtigen Sache um Rath fragen will, läßt er Flötenspieler vor sich hergehen, um seine Ankunft bekannt zu machen. Seine Weiber und die Großen seines Hofes folgen ihm. Wenn man die Baumgottheit, die man um Rath fragen will, erreicht hat, schließt der ganze Hof einen Kreis um diesen Baum; der König aber und seine Weiber treten näher hinzu. Ein Priester, der mit Schellen und kleinen Glöckchen behangen ist, überreicht dem Könige die Hälfte einer Kalabasse, die mit Wein angefüllt ist. Der König hält sie in der linken Hand, und alsdann laufen alle seine Weiber und das ganze übrige Gefolge herbei, um ihre rechte Hand darin zu benetzen. Nach dieser Handlung redet der König den Baum oder eigentlich die darin wohnende Gottheit an, trägt ihr die Verlegenheit weitläufig vor, worin er sich befinde, und bittet sie um ihren guten Rath. Alsdann besprengt er den Baum mit dem Weine, worein die Weiber und Höflinge ihre Finger gesteckt haben, läßt einen Ochsen zum Opfer schlachten, und nachdem er sich das Blut in eben dem

Gefäße, worin der Wein war, hat geben lassen, gießt er es um den Baum heraus. — Wahrscheinlich sollen die feinsten Theilchen dieses Blutes dem im Baume wohnenden Geiste zur Nahrung dienen; denn Geister bedürfen auch der Nahrung, wenigstens ist sie ihnen angenehm. — Nach diesen Ceremonien fällt der König in ein tiefes Stillschweigen, und macht eine kurze Zeit nachher die ihm von der Gottheit ertheilte Antwort bekannt. Sobald er zu reden aufhört, brechen alle Umstehende in ein lautes Freudengeschrei aus, und überlassen sich ganz ihren Vergnügungen, denn diese Göttersprüche sind allezeit günstig *).

Endlich gibt es einige Völker, die den Thierdienst mit dem Fetischdienste vereinigen. Die alten Aegypter waren nicht die einzigen, welche die Thiere verehrten. Ich will der Yuris, einer Völkerschaft in Montanna = Real, nicht gedenken, welche selbstgemachte Bilder von Vögeln und vierfüßigen Thieren anbeten und verehren **). Ob sie etwa glauben, daß die Geister, die sich sonst in den Thieren aufhalten, durch ihre Beschwörungen in diese Bilder hineingezaubert werden und daselbst ihre Verehrung empfangen können, darf ich nicht entscheiden; sie müssen aber wohl ohne Zweifel glauben, daß in diesen Bildern einige Teufelei stecke, welche sie durch die Verehrung derselben sich günstig zu machen suchen.

Wie diese aber nichts als Bilder von Thieren anbeten, so gibt es andere Völker in Amerika, welche, außer andern natürlichen Fetischen, die Thiere selbst verehren. Schneider beweist aus Acosta, daß es indianische Stämme in Amerika gibt, die Bären, Löwen, Tiger und Schlangen verehren, um sich dieselben günstig zu machen, daß sie ihnen nicht schaden sollen. Außerdem verehren sie die Flüsse, die Quellen, die Thäler, die Felsen, große Steine, Hü-

*) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Demanet. B. 2. S. 40 ff.

**) Beschreibung der Montanna = Real; in Zach's monatlicher Correspondenz. May 1801. S. 456 ff.

gel, mit einem Worte, alle Dinge in der Natur, die ihnen merkwürdig oder sonderbar scheinen, weil sie glauben, daß eine Gottheit darin sey. Wenn sie auf Reisen sind, werfen sie diesen Gottheiten alle Schuhe, Federn und wenigstens einen Stein hin, wenn sie nichts anders bei der Hand haben. Der Götze muß mit ihrem guten Willen vorlieb nehmen. Alles dieses ist gleichsam ein Opfer, durch welches sie sich eine glückliche Reise ausbitten wollen *).

In Afrika haben die Widaher, außer andern Fetischen, auch den Schlangendienst. Die Gattung von Schlangen, welche der Gegenstand ihrer Anbetung ist, soll, nach Bosmanns Berichte, sehr schön seyn, drei Ellen lang und so dick wie ein Mannsarm. Diese Schlangen sind so sanftmüthig, daß sie einem aus dem Wege gehen, wenn er auf sie tritt, ohne sich gegen ihn umzukehren. Ihre Bewegung ist langsam, außer, wenn sie auf eine giftige Schlange losgehen. Sie thun aber keinem Menschen Schaden, und sind so zahm, daß sie sich mit der Hand ergreifen lassen. Sie scheinen gegen niemand Haß zu tragen, als gegen die giftigen Schlangen. Diese tödten sie, wo sie denselben nur begegnen, und leisten dadurch den Menschen einen wichtigen Dienst. — Dies mag ohne Zweifel die Ursache der Verehrung seyn, die man ihnen erzeigt. — Sie sind in den Augen der Neger so heilig, daß, wenn jemand eine davon verwunden oder todtschlagen sollte, ihm der Kopf sogleich würde abgeschlagen und sein Körper verbrannt werden. Alle seine Weiber, Kinder und Güter würden eingezogen werden. Nach Barbots Berichte sind gewisse Häuser bestimmt, diese Schlangen in dem ganzen Lande zu beherbergen und zu ernähren. Es geht niemand bei diesen Schlangenhäusern vorbei, ohne hineinzugehen, um diese Thiere anzubeten und zu fragen, was er zu ihrem Dienste thun soll. Auf diese Fragen antwortet eine alte Priesterin,

*) De Ulloa's physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Anmerkungen und Verbesserungen von Schneider. S. 294 ff.

welche sich von den Speisen, die diesen Schlangen gebracht werden, ernährt. Das vornehmste Schlangenhaus liegt ungefähr zwei Meilen von Sabi, der Hauptstadt in Widah. Die Schlange, die in diesem Hause ihre Wohnung hat, rufen sie in übermäßig nassen, trocknen, oder unfruchtbaren Zeiten an, wie auch bei allen Gelegenheiten, die das gemeine Beste angehen. Es werden derselben sehr große Opfer gebracht, welche die Priester in ihre Verwahrung nehmen. Diese Opfer bestehen in Geld, seidenen Stoffen, allerhand europäischen und afrikanischen Waaren, Vieh, Eßwaaren und Getränken. Dieser Schlange zu Ehren werden auch zuweilen sehr feierliche Processionen gehalten, und dies geschieht bei außerordentlichen Gelegenheiten, als Landplagen und andern wichtigen Fällen *).

So wie die Widaher die Schlange aus Dankbarkeit anbeten, so verehren die Einwohner Java's den Krokodill aus Furcht. Vor diesem Thiere, das in den Flüssen und Kanälen des Landes lebt, haben die Javaner große Ursache sich zu fürchten, und von der Furcht zur Anbetung ist bei dem rohen, unwissenden großen Haufen gemeiniglich nur ein Schritt. Es ist daher kein Wunder, daß die eingebornen Javaner den Krokodill verehren, ihn als eine Gottheit anbeten und demselben opfern. Wenn ein Javaner krank ist, läßt er gewöhnlich ein Gefäß mit Früchten und anderer Speise, die der Krokodill genießt, in die Nähe des Wassers zum Opfer hinsetzen, und fühlt sich überzeugt, daß er dadurch genesen werde. Er glaubt zugleich, daß, wenn jemand so gottlos seyn sollte, dieses Opfer zu stehlen, die Krankheit, um derentwillen er geopfert habe, diesen verwegenen Dieb überfallen werde **).

Die noch zurückgebliebenen Heiden auf den philippinischen Inseln verehren ebenfalls den Krokodill und opfern

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. Th. 4. S. 322 ff.

**) Macartney's Gesandtschaftsreise nach China.

demselben. Sobald sie ihn erblicken, nennen sie ihn Groß-vater, und bitten ihn wehmüthig, daß er ihnen kein Leid thun wolle, und werfen zu dem Ende alles, was sie im Bote bei sich haben, ins Wasser. Außer dem Krokodill verehren sie auch verschiedene andere Arten von Thieren und Vögeln, unter andern einen blauen Vogel von der Größe eines Stahres, und die Krähe, welche sie den Herrn der Erde nennen *).

Hieraus sieht der Leser, daß Thierdienst in Asien, Afrika und Amerika noch heutiges Tages anzutreffen ist. Diese Verehrung der Thiere ist nicht sinnloser als der ganze übrige Fetischdienst, der unter den wilden und rohen Völkern so allgemein ist. Schwerlich kann ich glauben, daß sie die Thiere selbst anbeten. Weil sie aber die Thiere sich bewegen sehen, so glauben sie, daß in ihnen ein Geist seyn müsse, der diese Bewegung verursache. Daß die Thiere eine Seele haben, kommt ihnen gewiß nicht in den Sinn. Haben wir doch Philosophen, die in allem Ernste dies geläugnet haben. Wahrscheinlich muß, ihrer Meinung nach, darin ein Geist seyn, den Geistern gleich, deren Daseyn sie in allen den Naturdingen, worin sie Bewegung finden, in der Luft, in dem Wasser und in den Bäumen, annehmen. Nachdem sie erfahren, daß dergleichen Thiere ihnen sehr nützlich oder schädlich sind, glauben sie, daß die darin wohnenden Geister gut oder böse seyn müssen, daher sie jene aus Dankbarkeit, wie die Widaher die Schlange, anbeten, und diese aus Furcht, wie die Javaner den Krokodill, verehren. Der Thierdienst ist daher eine Art des Fetischdienstes. Die rohen und wilden Völker beten die Thiere an und verehren sie, wie andere den Bildern ihre Verehrung bezeigen, jedoch nicht den Bildern selbst, sondern dem Geiste, der sich, ihrer Meinung nach, darin aufhält.

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 329.

Kap. 3.

Vorstellung von Einem höchsten Gotte, in Verbindung mit dem Fetischdienste und der Meinung von Untergöttern und bösen Geistern.

Es gibt verschiedene Gelehrte, die nicht einräumen wollen, daß es rohe Völker gebe, die eine Vorstellung von Einem höchsten Gotte haben. Ihrer Meinung nach ist diese Vorstellung einzig und allein ein Vorzug der Anhänger der Offenbarung und derjenigen Völker, die diese Lehre aus der Offenbarung geschöpft haben, z. B. der mahomedanischen Nationen. — Wie wenig diese Behauptung gegründet sey, wird aus dem Folgenden erhellen. Ich glaube mit unwidersprechlichen Nachrichten beweisen zu können, daß diese Vorstellung von Einem höchsten Gotte in allen Welttheilen gefunden werde. Bei einigen Völkern ist diese Vorstellung richtiger, reiner, edler, vollständiger; bei andern sind die Begriffe von diesem höchsten Gotte dunkler, krasser, unwürdiger, unbestimmter, mit mehr Fabeln und Ungereimtheiten vermischt. Aber gleichwohl haben diese eben sowohl, als jene, die Vorstellung von einem höhern Wesen, welchem alle andere göttliche Wesen untergeordnet sind. Ob sie sich ein höchstes Wesen im echtphilosophisch-christlichen Verstande denken, oder nicht, ist hier die Frage nicht. Sollte dies zu der Vorstellung von Einem höchsten Gotte erforderlich seyn, so möchte ich wohl fragen, wie vielen Christen oder Juden man mit Grund diese Vorstellung beilegen könne, welche theils eben so dunkle und unwürdige Begriffe von dem einzigen höchsten Gotte haben, als viele von den rohen Völkern, theils, wie diese, mächtige Geister, böse und gute, annehmen, welche letztere, obgleich dem höchsten Wesen untergeben, dennoch im Streite mit ihm damit liegen, und, ihrer Meinung nach, sowohl in der moralischen, als

physischen Welt all das Unheil stiften, das sie bewirken können.

Auf welche Art der Begriff Eines höchsten Gottes bei so vielen rohen Völkern aller Welttheile entstanden sey, ist schwer zu errathen und unmöglich zu beweisen. Auf welche Weise die Menschen auf die Vorstellung von den vielerlei kleinen göttlichen Wesen in der Luft, dem Meere, der Erde, den Bäumen gerathen seyn mögen, ist nicht schwer mit einiger Wahrscheinlichkeit zu sagen, und hierüber habe ich im Vorhergehenden meine Meinung gesagt. Diese Vorstellung von diesen kleinen Geistern muß auch unstreitig, dem Gange des menschlichen Verstandes zufolge, die erste gewesen und viel früher als der Gedanke von Einem höchsten Wesen entstanden seyn. — Allein wie ist denn diese Vorstellung in dem Verstande geweckt worden? Die Vorstellung von einer Gottheit ist dem menschlichen Geiste nicht angeboren. Die Lehre von angebornen Ideen ist vorlängst als eine Ungereimtheit verworfen worden. Daß alle unsere Ideen ursprünglich uns durch die Sinne zufließen, ist eine Wahrheit, die kaum zu bezweifeln ist, und eben dieses gilt von der Idee von einer Gottheit und Einem höchsten Gotte. Daß dieser Gedanke in philosophischen Untersuchungen über die Welt gegründet seyn sollte, kann wohl niemand glauben, der die Völker, deren ich erwähnen will, nur ein wenig kennt. Die Behauptung, daß die Vorstellung von Einem höchsten Wesen von Juden oder Christen auf sie gekommen sey, kann wenigstens nicht von allen den Völkern gelten, die diese Vorstellung haben. Wenigstens können die Otaheitier und andere Südseeinsulaner diesen Begriff von Juden oder Christen nicht entlehnt haben. Sie hatten ihn lange vor der Ankunft der Christen. — Und wo rührt denn diese Idee her? Darf ich eine Muthmaßung äußern, so wird es folgende seyn. — Alle, oder wenigstens die allermeisten wilden und rohen Völker haben einen Befehlshaber, einen Häuptling, dem sie gehorchen müssen und der die wichtigsten Angelegenheiten ihres Stammes regiert. Sie sehen ein, daß diese Ver-

fassung nothwendig ist, wenn es anders gut gehen soll. Schon lange hatten sie Geister erkannt und verehrt, welche, jeder für sich, in den besondern Naturdingen, in der Luft, in dem Meere, auf der Erde, in den Flüssen, Bäumen und Bergen zu befehlen hatten. Aus ihren kleinen Stämmen und deren Einrichtung schlossen sie auf das Ganze. Sie vermutheten, es müsse im Ganzen auch ein höherer Geist seyn, der alle diese besondern kleinen Geister unter seinem Befehle habe; und solchergestalt geriethen sie auf die Vorstellung von Einem höchsten Gotte, behielten aber zugleich die Idee von allen ihren vorigen kleinen Göttern oder Geistern bei, die diesem einzigen höchsten Geiste untergeordnet waren. — In wie fern diese Muthmaßung richtig sey, überlasse ich dem Leser zu beurtheilen. Wenn die Vorstellung von einem höchsten Gotte auch nicht allenthalben auf diese Weise entstanden ist, so kann ich doch nicht zweifeln, daß sie bei den meisten Völkern diesen Ursprung gehabt haben müsse. Wenigstens ist der Schluß, durch welchen sie auf diese Idee können gerathen seyn, gewiß nicht schwerer, als daß man ihn den rohen Völkern wohl zutrauen könnte.

Obgleich aber viele Völker die Vorstellung von Einem höchsten Gotte haben, so gibt es gleichwohl verschiedene, die diesem Gotte keine Verehrung erweisen, sondern fortfahren, bloß die Untergötter zu verehren, welche verehrt wurden, ehe der Begriff Eines höchsten Gottes bei ihnen entstand. Dieser Völker will ich zuerst erwähnen und bei Gelegenheit die Ursache zeigen, warum sie den höchsten Gott, dessen Daseyn sie annehmen, nicht verehren.

Ich will mit den, vormals heidnischen, norwegischen Lappen diese Nachrichten anfangen, und mich alsdann nach Asien, Afrika und Amerika wenden, wo man die Erkenntniß eines einzigen höchsten Gottes, aber keine Verehrung desselben findet. Auf den Südseeinseln trifft man gleichfalls die Vorstellung von Einem höchsten Gotte an; aber da wird diese Gottheit fast überall verehrt, welches ich im nächsten Kapitel zeigen werde.

Die norwegischen heidnischen Lappen theilten ihre Götter in vier Klassen, nämlich überhimmlische, himmlische, unterhimmlische Götter, die sich in der Luft aufhalten sollten, und unterirdische Götter, deren Einige, ihrer Meinung nach, sich nahe unter der Oberfläche der Erde und andere sich im Innern der Erde aufhielten. Der überhimmlische Gott war Radier-Atzhia. Von ihm glaubten sie, daß er mit unumschränkter Macht und Gewalt über Himmel und Erde regiere, ja über alle übrige Götter, deren Macht von ihm ausginge. Dieser oberste Gott hatte einen Sohn, Radieu-Kiedde genannt. — Sie glaubten, daß der höchste Gott nicht selbst etwas erschaffe, sondern mit einer so großen Kraft in seinem Sohne wirke, daß dieser alles erschuf und hervorbrachte. Diese beiden herrschten, ihrer Meinung nach, über alle die übrigen Götter. — Jessen, der dies berichtet, vermuthet, daß die Lappen späterhin diese Lehre von dem Sohne des höchsten Gottes von den norwegischen Christen erhalten haben; sie legten aber auch dem höchsten Gotte sowohl eine Tochter, von welcher Laub und Gras komme, als eine Frau bei, welche die Seelen aller Menschen und Thiere erschuf. Die letzten Ideen hatten sie doch nicht von den Christen aufgenommen, und wenn sie diesem Gotte eine Tochter beilegten, so konnten sie ihm wohl auch ohne fremde Anweisung einen Sohn beilegen. Auch war es sehr natürlich, daß, wenn dieser Gott eine Frau habe, er auch einen Sohn haben könne.

So unrichtig diese Gedanken von der Gottheit auch waren: so kann man doch nicht läugnen, daß sie einen höchsten Gott, der über Himmel, Erde und alle übrige Götter regierte, angenommen haben. Es scheint aber, daß sie sich um den höchsten Gott nicht sehr bekümmerten; wenigstens verehrten sie ihn nicht. Auch hatten sie ihre natürlichen Fetische, von welchen sie glaubten, daß sie ihnen in ihrer zeitlichen Nahrung nützen oder schaden könnten, und diese verehrten sie als untergeordnete Götter. Der oberste

Gott war überhimmlisch. Diesen dachten sie sich ohne Zweifel so weit entfernt, daß ihre Anbetung ihn nicht erreichen könne. Die Fetischgötter waren ihnen näher. An diese hielten sie sich, daher sie nichts als Sonne, Mond, den Gott des Donners, die Götter der Berge, der Seen und der Luft verehrten. — Außerdem glaubten sie gute und böse Geister. Die Wald- und Wassergötter sahen sie als dienstfertige und gute Wesen an; von den bösen Geistern rührten Krankheiten und alle andere Uebel her. Sie stellten sich gewisse Gegenden vor, in welchen sich lauter gute Geister aufhielten, und andere Gegenden, wo nur böse Geister waren *). So verehrten diese Lappen alles außer dem obersten Gotte, dessen Daseyn sie doch erkannten; und eben dieses kann man von den russischen Lappen und Finnen sagen. Außer guten und bösen Untergottheiten beiderlei Geschlechts nehmen sie Einen höchsten Gott an, der im Himmel wohne und regiere, verehren ihn aber nicht. Mit ihren Opfern wenden sie sich einzig und allein an die Untergötter, die, ihrer Meinung nach, in der Luft, dem Wasser, der Erde, den Gebirgen wohnen. Ein jeder opfert selbst; allein ein Zauberer muß ihnen sagen, an welche Gottheit sie in ihren Anliegen sich zu wenden und was und wo sie zu opfern haben. Dazu bedient er sich einer mit allerlei Bildern bemalten Trommel. — Merkwürdig ist es, daß diese Völker niemals Fleisch opfern, sondern nur Knochen, weil sie annehmen, daß die Götter, wenn sie diese haben, sie selbige wohl selbst mit Fleisch bekleiden werden. Einige dieser Opferknochen werden auf Gerüste gelegt, andere begraben, vermuthlich, weil sie für unterirdische Gottheiten bestimmt sind. Bisweilen lassen sie das Blut der Opferthiere in einen Fluß laufen, oder gießen Milch oder Branntwein zum Opfer auf

---

*) Jessens Afhandling om de norske Finners og Lappers hedenske Religion. §. 10. 24. 46.

die Erde, um den Erd- und Wassergöttern zu gefallen *).

Wenden wir uns nach den nördlichen Gegenden Asiens, so finden wir zwar bei den Kamtschadalen die Vorstellung von Einem höchsten Gotte; allein ihre Begriffe von ihm sind so verworren, so unwürdig, mit einem Worte, so kamtschadalisch, daß man schwerlich diese Wilden unter die Völker, die eine höchste Gottheit annehmen, rechnen sollte, und doch nehmen sie eine solche, aber nach ihrer Art, an. Daß sie, wie die norwegischen Lappen, diesem Gotte eine Frau beilegen, will ich nicht erwähnen. Die rohen Menschen vermenschlichen immer ihre Götter. So erhaben sie sich auch selbige denken, so legen sie ihnen doch immer menschliche Eigenschaften, Leidenschaften und Triebe bei. Es muß, ihrer Meinung nach, im Himmel, wie auf der Erde aussehen. Die Götter müssen, wie die Menschen, beweibt seyn und mit ihren Weibern Kinder zeugen. Dieses macht einen Theil der Glückseligkeit der Götter, wie der Menschen aus. Diese abentheuerlichen Begriffe von der Gottheit muß man ganz rohen, sinnlichen, unphilosophischen Menschen verzeihen, und ob sie gleich von der Gottheit so menschliche Begriffe haben, kann man ihnen dennoch nicht die Vorstellung von einem Gotte und einem höchsten Gotte absprechen; denn ein Gott mit Weib und Kindern ist in ihren Augen nicht weniger ein Gott, und kann, nach ihren sinnlichen Vorstellungen, gleichwohl der höchste aller Götter, Schöpfer der Welt und Beherrscher aller Untergötter seyn.

Allein die Art, wie die Kamtschadalen ihren höchsten Gott vermenschlichen, ist doch wirklich gar zu plump. Ihren höchsten Gott nennen sie Kutka, und halten ihn für den Schöpfer des Himmels und der Erde. Von ihm, sagen sie, sey alles gemacht und entstanden. Weil sie aber

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 12 ff.

keinen andern Begriff von einer Gottheit und deren Eigenschaften haben, als welchen sie von einer unrichtigen, unvollständigen und unphilosophischen Naturbetrachtung bekommen, so halten sie sich für viel klüger als Gott, und niemanden für thörichter, unsinniger und dümmer, als ihren Kutka. Eben daher schätzen sie ihn auch aller Verehrung unwürdig, beten weder zu ihm, noch danken sie ihm. Sie treiben mit nichts so viel Kurzweile, als mit ihrem Schöpfer Kutka. Wenn er, sagen sie, klug und vernünftig gewesen wäre, so würde er die Welt viel besser erschaffen, nicht so viele unersteigliche Berge und Klippen darein gesetzt, nicht so viele reißende Ströme und anhaltende Sturmwinde gemacht haben. Daher sie, wenn sie im Winter an einem hohen Berg auf und abfahren, sich nicht entbrechen können, ganz entsetzlich auf den Kutka zu schelten. — Wir entsetzen uns billig über diese Tollheiten; es hat aber Christen gegeben und gibt deren noch, welche, wie die Kamtschadalen, glauben, die Welt hätte besser eingerichtet seyn können, wenn sie die Hand mit im Spiele gehabt hätten, an dem Laufe der Welt viel auszusetzen haben, und wenn sie eben nicht auf die Gottheit schelten, doch murren, wenn sie mit dem Angriffe der Thiere und der Gewalt der Natur behelligt werden, und dennoch nichts desto weniger eine höchste Gottheit glauben. Was die Kamtschadalen vor diesen kamtschadalischen Christen voraus haben, besteht darin, daß jene glauben, ihr höchster Gott sey mit einer Frau von ausnehmendem Verstande vermählt gewesen, die ihn von vielen Thorheiten abgehalten und ihm oft Verweise gegeben habe. Mit dieser Frau soll er viele Jahre an den größten Flüssen in Kamtschatka gelebt und Kinder gezeugt haben, wovon die Kamtschadalen abstammen. Während der Zeit, daß er solchergestalt Kamtschatka mit Menschen anfüllte, habe er sich, wie ein anderer Kamtschadale, durch allerhand tägliche Verrichtungen ernährt. Die Art, Hütten zu bauen, Fische, Thiere und Vögel zu fangen, hätten sie von ihm gelernt.

Ob man gleich eben keine Ursache hat, für die Vernunft der Kamtschadalen viele Achtung zu haben, so kann man doch nicht glauben, daß sie in dem thörichten Wahne stehen sollten, ein bloßer Mensch habe alle diese unersteiglichen Gebirge, diese reißenden Ströme, worüber sie klagen, und die ganze Welt hervorgebracht, so klein und eingeschränkt letztere vordem in ihren Augen auch gewesen seyn mag. Sie nehmen aber Geister an, denen sie eine große Macht beilegen, und wahrscheinlich müssen sie glauben, daß, weil dieser Kutka ihre höchste Gottheit sey, der höchste dieser Geister in diesem Menschen gewohnt und alles hervorgebracht habe. — Sie nehmen einen Meergeist an, der die Gestalt eines Fisches haben soll, und Waldgeister, die wie Menschen aussehen, deren Verrichtungen darin bestehen, daß sie die Leute verführen und toll machen. Sie können denn auch glauben, daß der höchste aller dieser Geister die Gestalt eines Menschen habe, oder in einem menschlichen Körper wohne, um Menschen zur Bevölkerung Kamtschatka's hervorbringen zu können. — Sie glauben auch Berggeister, welche sich vom Wallfischfange ernähren. Diese gehen des Nachts durch die Luft in die See und holen die Fische heraus. In den Wolken nehmen sie andere Geister an, die donnern, blitzen und regnen lassen. Außerdem haben sie einen Geist, der in der unterirdischen Welt regiert, und einen andern, der Urheber des Erdbebens ist. Dieser fährt unter der Erde auf einem Schlitten, und wenn sich sein Hund die Flöhe oder den Schnee abschüttelt, so wird die Erde davon bewegt. Sie nehmen auch einen Teufel an, welchen sie sich sehr listig und betrügerisch vorstellen. — Hieraus sieht man, daß die Kamtschadalen in der Meinung stehen, daß die Geister gleiche Beschäftigungen mit den Menschen haben; sie können folglich auch glauben, daß ihr oberster Geist, der Schöpfer des Himmels und der Erde sich mit eben solchen Dingen beschäftigte und sich auf eben solche Art ernährte, so lange er sich auf der Erde aufhielt.

Außer allen diesen Geistern, welche sie sehr fürchten,

und glauben, daß sie zuweilen den Menschen erscheinen, verehren sie auch allerlei Naturdinge, die ihnen entweder großen Schaden zufügen, oder großen Nutzen bringen, vermuthlich weil sie glauben, es wohnen gute oder böse Geister darin. So verehren sie das Feuer und opfern ihm die Nasen von Zobeln, Füchsen und andern Thieren. Auch den Wallfisch, den Bär und den Wolf verehren sie aus Furcht. Dagegen verehren sie weder Sonne, noch Mond, noch Sterne, noch den höchsten Gott, wahrscheinlich weil sie letztern theils nicht fürchten, theils mit der Welt, die er erschaffen, unzufrieden sind. Den übrigen Göttern opfern sie bei allen Gelegenheiten, jedoch nur solche Sachen, die ihnen selbst unnütz sind. Ihr vornehmstes Opfer sind Lumpen, die auf einen Pfahl gesteckt werden *).

Den Kamtschadalen in den nördlichen Gegenden Asiens will ich die Japaner in den südlichen beifügen. Wie diese, rücksichtlich der Geisteskultur, einen großen Vorsprung vor jenen haben, so sind ihre Begriffe von der Gottheit auch nicht so plump und einer Gottheit so unwürdig. Es sind in Japan nur zwei herrschende Religionen, diejenige nämlich, welche von China und Siam eingeführt worden ist, und die alte indianische Religion, die Sinto genannt wird. Die erstere ist die Schamanische, deren ich in meinen historisch-philosophischen Untersuchungen erwähnt habe, daher ich hier nur der letztern Erwähnung thun will.

Die Anhänger der alten Sintoreligion gehören auch zu den Völkern, die Einen höchsten Gott glauben, ohne deswegen diese Gottheit zu verehren oder anzubeten. Sie nehmen einen unendlichen Gott in dem unermeßlichen Raume des Himmels an, und glauben, daß es auch andere hohe, wiewohl kleinere, Götter in dem sichtbaren himmlischen Firmamente gebe. Diese Götter aber werden nicht angerufen

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 24. — Kraschenninikow's Beschreibung von Kamtschatka; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 285.

oder verehrt, weil man glaubt, daß diese erhabene Wesen sich um die kleinen Angelegenheiten der Menschen nicht viel bekümmern. Man verehrt daher nur die Götter, von denen man glaubt, daß sie mit der Regierung der Welt zu thun haben *). Nur in den gewöhnlichen Eidesformeln kommen die Namen dieser Götter vor, und bei ihnen wird geschworen, woraus ich vermuthe, daß die ältern Japaner geglaubt haben müssen, die Götter im Firmamente haben mit der Regierung der Welt zu thun gehabt; denn sonst wäre es ganz zwecklos, ihre Namen bei Eidesleistungen zu brauchen. Späterhin müssen sie von dieser Meinung abgekommen seyn, haben aber gleichwohl das Formular beibehalten, welches seines Alters wegen in den Augen des Volks heilig war. — Aber die Ursache dieses Gebrauchs sey, welche sie wolle, so ist es gewiß, daß nur die Götter verehrt und angebetet werden, welche, der Volksmeinung nach, über die Länder, die Elemente, die Thiere und andere Dinge zu befehlen haben, und ihnen im Zeitlichen nützen oder schaden können. In der Verehrung dieser Götter sind sie sehr eifrig, weil sie dadurch ihre Herzen zu reinigen und mit Hülfe dieser Götter eine ewige Glückseligkeit zu erreichen hoffen.

Da ich es für zweckmäßig und bequem halte, daß der Leser bei der Lehre jedes Volks von der Gottheit zugleich von der Art und Weise unterrichtet werde, wie man sie verehre, so will ich hier und in dem Folgenden diese beiden Dinge mit einander verbinden. — Die Hauptpunkte der Sintoreligion, durch deren Erfüllung man den Göttern zu

*) Es ist merkwürdig, daß die Japaner sich beinahe von allen andern Völkern dadurch unterscheiden, daß es nach der Sintolehre keinen Teufel oder bösen Geist gebe. Nur einige halten den Fuchs dafür. Dieser ist in ihren Augen ein sehr gefährliches Thier, der viele Leute besessen machen soll. Auch glauben sie, daß die Seelen böser Menschen nach dem Tode in Füchse verwandelt werden. Dieser Aberglaube aber ist bei ihnen keine allgemeine Lehre.

dienen, in die glückseligen Gegenden zu kommen, und die zeitlichen Segnungen der Götter zu erhalten glaubt, sind Reinheit des Herzens, Enthaltung alles dessen, was den Menschen unrein machen könne, Begehung der Feste und Wallfahrten nach den heiligen Orten, wozu einige noch körperliche Martern hinzufügen. Zur Reinheit des Herzens erfordern sie nicht mehr, als zu thun und lassen, was die Religion und die weltliche Obrigkeit befiehlt und verbietet. Die äußere Reinlichkeit erfordert, eine strenge Enthaltung vom Blute, von Leichen und den Fleischspeisen. Wer sich mit diesen Dingen befleckt, darf nicht eher, als bis diese Unreinigkeit vertilgt ist, irgend einen heiligen Ort besuchen oder vor den Göttern erscheinen. Aber unter allen Dingen, die den Menschen verunreinigen, ist nichts ärger, als der Tod von Aeltern und nahen Anverwandten. Eine Unreinlichkeit der Art breitet sich über die ganze Familie aus, ist aber größer oder geringer nach dem Grade der Verwandtschaft, nach welchem die Zeit und Dauer ihres Unreinlichkeitsstandes sehr genau berechnet ist.

Die gewöhnlichen Festtage der Japaner sind die monatlichen. Von diesen ist der erste Tag jedes Monats der vornehmste, an welchem sie früh Morgens aufstehen, sich festlich kleiden, ihre Freunde und Vorgesetzten besuchen und ihnen zu dem neuen Monat Glück wünschen. Dieser Tag wird von den ältesten Zeiten her überall im ganzen Reiche gefeiert. Wenn der Vollmond eintritt, an dem funfzehnten Tage des Monats, wird das andere Fest begangen. An diesem Tage werden die Tempel häufiger, als an dem vorhergehenden, besucht. Der dritte Festtag ist nicht so wichtig, und fällt an dem acht und zwanzigsten Tage, oder des Tages vor dem Neumonde, ein.

Außer diesen monatlichen Festtagen haben sie noch fünf andere, die jährlich einmal einfallen. Der erste ist der Neujahrstag, welcher meistentheils mit Besuchen, Glückwünschen und Gastereien zugebracht wird. Auch haben sie ein Lampenfest, das drei Tage dauert und zur Ehre und

zum Andenken der Verstorbenen gestiftet ist, indem man glaubt, daß die Verstorbenen jährlich an diesen Tagen zu ihren Verwandten und Freunden zurückkommen. Man glaubt, daß sie den ersten Abend zurückkommen, und zum Empfang derselben werden bei allen Begräbnißplätzen Bambusstangen errichtet, an welchen eine große Menge Laternen gehängt sind. Diese brennen bis neun oder zehn Uhr Abends. Den andern Abend, wenn die Seelen der Verstorbenen wieder verjagt werden sollen, werden kleine Fahrzeuge aus Stroh, mit Laternen und Lichtern versehen, um Mitternacht in Procession mit Gesang, Musik und viel Geschrei an das Ufer geführt, aufs Wasser gesetzt und den Winden und Wellen überlassen, bis sie Feuer fangen, oder das Feuer vom Wasser gelöscht wird. Man sieht zwar hieraus, daß sie keine Freunde langer Besuche ihrer verstorbenen Freunde sind, weil sie diese Abends darauf wieder fortjagen; was diese kleinen Fahrzeuge aber hierbei zu thun haben, verstehe ich nicht; es sey denn, daß diese Ceremonie andeuten soll, daß die abgeschiedenen Seelen zu Wasser zurückkehren sollen. Weil sie aber zu Lande gekommen sind, so sollte man vermuthen, daß sie auf gleiche Art wieder zurückreisen würden. Ich finde hier nicht einmal Gelegenheit zu einer Muthmaßung.

Ein wesentlicher Theil der Sintoreligion ist die Begehung der oben gedachten Feiertage, welche darin besteht, daß man die Tempel der Götter und der verstorbenen großen Männer besucht. Solches kann zwar immer geschehen; es muß aber jederzeit an den ordentlichen Festtagen geschehen, wenn nicht irgend eine Unreinigkeit, wie die, deren oben Erwähnung geschehen, es verhindert. Diejenigen, welche sehr gewissenhaft sind, rechnen zu diesen Hindernissen auch solche unglückliche Zufälle im Leben, die das Gemüth betrübt machen. Sie glauben, daß die Götter in dem ununterbrochenen Zustande der Freude und Glückseligkeit, worin sie sich befinden, beunruhigt werden, wenn die Anbeter derselben ihnen solche Herzen zeigten, die von

den Flecken des Kummers und der Betrübniß beflecke waren.

Die gewöhnliche Art der Japaner, die Götter zu verehren, ist folgende: Zuvörderst waschen sie den Leib und ziehen sich ein reines Kleid an, wozu noch ein Feierkleid kommt. Alsdann gehen sie mit ernsthaft feierlicher Miene zum Hofe des Tempels, zuvörderst aber zu einem dabei stehenden steinernen Wassergefäße, woraus sie Wasser schöpfen und noch einmal ihre Hände waschen. Nun treten sie mit ehrerbietigen Geberden und niedergeschlagenen Augen auf die Gallerie vor dem Tempel und wenden sich gegen einen darin befindlichen Spiegel, wovon ich gehörigen Orts reden werde. Hier knieen sie nieder und beugen langsam und mit vieler Ehrfurcht ihre Häupter zur Erde und verrichten ein kurzes Gebet, nicht nach einem Formular, sondern mit eigenen Worten, nachdem ihre Anliegen es mit sich führen. — Diesen Gebrauch finde ich sehr lobenswerth. Wird auch das Gebet dadurch weniger gekünstelt, so ist es herzlicher. — Wenn dieses Gebet zu Ende ist, werfen sie etwas zum Opfer oder Almosen durch die Gitter, oder legen es in einen daneben stehenden Kasten und geben durch drei Schläge einen Laut auf einer da hangenden Glocke, um den Gott zu ermuntern, weil, ihrer Meinung nach, die Götter große Liebhaber von einem solchen Laute sind. Nach dieser Verrichtung gehen sie nach Hause und bringen die übrige Zeit des Tages mit Spazieren, Besuchen, Gastereien und allerlei Belustigungen zu. — In diesem Stücke gleichen die Christen völlig den Japanern; nur Schade, daß sie ihnen nicht auch in der Andacht und der Ehrerbietung gleichen, mit welchen sie ihren Gottesdienst verrichten. — Uebrigens erweist der Japaner nur Einem oder mehrern Göttern diese Verehrung, nachdem er zu diesem oder jenem Gotte mehr Vertrauen hat, oder nachdem sein Stand oder sein Bewerb gewisse Götter zu Patronen hat.

Außer dieser einfachen Gottesverehrung haben die Japaner noch ihre Wallfahrten, woraus sie viel machen. Zwar

machen sie diese Reisen nach verschiedenen Orten, aber jeder gute und rechtgläubige Sintoist ist verpflichtet, wenigstens einmal in seinem Leben den bei ihnen sehr heiligen Tempel in Isje, wo der Nationalgott des Landes verehrt wird, zu besuchen. Von dieser Reise erwarten sie mit Gewißheit von ihren Sünden gereinigt und der Glückseligkeit des künftigen Lebens theilhaftig zu werden. Der unwissende große Haufe verspricht sich nicht nur diese Vortheile, sondern auch einen zeitlichen Segen in Gesundheit, Essen, Trinken, Gelde, Kleidern und Kindern. Zur Bestärkung in diesem Glauben bekommt jeder bei seiner Abreise einen Ablaßzettel. Diesen kann ein jeder, der seines Amts, seiner Schwachheit oder seines Alters wegen die Reise dahin nicht selbst machen kann, sich durch einen andern kaufen, weswegen auch eine große Menge dieser Ablaßzettel in alle Gegenden des Reichs jährlich versandt wird, und diese Zettel werden mit vieler Ehrerbietung aufbewahrt *).

Hieraus sieht man, wie viel Aehnlichkeit die Japaner mit den Anhängern der katholischen Kirche haben; Bilderdienst, Reinigung mit Wasser, Wallfahrten, Ablaßbriefe, und am Schlusse dieser Abhandlung werden mehrere Beispiele dieser Aehnlichkeit vorkommen. Wenn man nicht wüßte, theils, daß der Katholicismus, der einmal da im Lande sehr verbreitet war, durch die eigene Schuld der Missionarien gänzlich wieder ausgerottet wurde, theils, daß die Sintoreligion und deren Uebung viel älter sey, so möchte man leicht verleitet werden, zu glauben, daß diese japanischen religiösen Gebräuche Ueberbleibsel der katholischen Kirche wären.

Die Einwohner von Ceilon beten zwar Sonne und Mond und mehrere Gottheiten an, worunter die vornehmste diejenige ist, die sie Schöpfer des Himmels und der Erde

---

*) Kämpfer's Geschichte und Beschreibung von Japan. Th. 1. B. 3. Kap. 1. 2. 3. 4. — Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. 2. Th. 2. S. 27 f.

nennen. Sie glauben, dieser höchste Gott schicke andere kleine Götter auf die Erde, seine Befehle auszurichten, und diese Untergötter wären die Seelen frommer Leute, welche die Tugend bis an ihren Tod ausübten. Sie haben auch eine andere Gottheit vom ersten Range, deren Amt es ist, die Seelen selig zu machen, und welche ehemals auf die Erde herabkam und sich einigemal unter einem gewissen Baume sehen ließ, den sie seitdem verehren. Sie stieg hernach von dem Gipfel eines hohen Berges wieder in den Himmel, und ließ die Spur von ihrem Fuße zurück. — Es scheint wirklich, als ob hier ein Ueberbleibsel einer Sage von unserm Christus sey, welche sie bei irgend einer Gelegenheit können erhalten haben; allein ob dem also ist, muß ich dahin gestellt seyn lassen. — Außer dem höchsten Gotte beten diese Insulaner auch Budda an, dessen Bild man nicht nur in ihren Tempeln, sondern auch oft in ihren Häusern antrifft*). In den Tempeln bringen sie allerlei Opfer dar, welche zugleich die Einkünfte der Priester ausmachen. Durch diese Opfer geben sie oft ihre Bedürfnisse und Anliegen zu erkennen. Wenn einer oder mehrere in einem Hause krank geworden sind, lassen sie dünne Silberbleche schmieden, woraus sie eine oder mehrere menschliche Figuren im Kleinen bilden, welche sie auf den Altar des Budda legen. Hat jemand kranke Augen, so läßt er sich ein Paar silberne Augen machen u. s. w. Wenn sie aber seine Hülfe im Allgemeinen anrufen, so lassen sie die Figur einer gewissen heiligen Frucht, die, ihrer Meinung nach, diesem Gotte besonders angenehm ist, von Silber verfertigen. Wenn die Priester eine Menge solcher Opfer zusammengebracht haben, schmelzen sie sie wieder ein, oder verkaufen sie nach dem Gewicht an die Goldschmidte **).

*) Wer dieser Budda gewesen, habe ich in meinen historisch-philosophischen Untersuchungen über die religiösen und philosophischen Meinungen der ältesten Völker, Kap. 8. S. 393 ff. gezeigt.

**) Pyrard's Reise nach Ostindien; in der Sammlung der be-

Obgleich die Einwohner von Ceilon einen höchsten Gott annehmen, so verehren sie ihn doch nicht, sondern einzig und allein Budda und die Untergötter, und dies gilt ohne Zweifel von den meisten asiatischen Völkern, die Anhänger des Budda sind. Sie nehmen zwar einen höchsten Gott an, verehren ihn aber nicht. So findet man zwar allenthalben in Tunkin die Vorstellung von einem höchsten Wesen, welches das Gute belohnt und das Böse bestraft, allein die Tunkinesen scheinen doch einzig und allein Fo oder Budda und nach ihm ihre Schutzgötter, die sie nach Gutbefinden verändern, zu verehren. Diese Schutzgötter sind meistentheils Schlangen, Tiger, Hunde, Katzen, Ochsen, Fische, zuweilen große Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben. An manchen Orten wählen sie auch lebendige Menschen zu ihren Schutzgöttern.

In den ältern und unkultivirtern Zeiten opferte man den Göttern Menschen, die man zuvor durch eigene Getränke um ihren Verstand gebracht hatte, und betrachtete ihren Tod als das wirksamste Mittel alles Böse abzuwenden. Diese Unmenschlichkeiten, die bei Lebensstrafe verboten sind, wurden lange geduldet, indem man die Mandarinen durch ansehnliche Geschenke bestach, daß sie keine Untersuchungen deswegen anstellten. — Gegenwärtig bestehen die Opfer aus Schweinen, zuweilen auch aus Ochsen, Hühnern und Enten, welche man schlachtet und auf Tafeln den Göttern hinlegt. Die Vornehmsten des Orts bringen das Opfer den Götzen dar, danken für die erzeigten Wohlthaten und bitten um neue für die Zukunft. Darauf werfen sie sich auf die Erde nieder, die sie dreimal mit der Stirn schlagen, stehen wieder auf und wiederholen dieses zu dreien Malen. Zu ihrem Götzendienste gehören auch Schauspiele,

---

sten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 14. S. 5. — Thunbergs Reise. B. 2. Th. 2. S. 229.

Concerte und Tänze, und dies wird alles in den Tempeln verrichtet *).

Die Siamer nehmen ohne Zweifel auch einen höchsten Gott an, weil sie Anhänger der schamanischen Lehre sind; man findet aber nicht, daß sie ihn verehren. Der Gott, den sie verehren, ist ein gewisser Sommona-Codom, der vorher ein Waldtalapoin gewesen seyn und alle andere an Tugend übertroffen haben soll. Auch nehmen sie gute und böse Geister an, die vormals Menschenseelen sollen gewesen seyn. An jene richten sie bei allen Gelegenheiten Gebete und stoßen Verwünschungen über diese aus **).

Die Einwohner von Korea sind ebenfalls Anhänger der Lehre Budda's. Sie erkennen auch einen höchsten Gott, verehren ihn aber nicht. Ihren Götzenbildern bezeigen sie nur wenig Verehrung, und die Großen ehren dieselben noch weniger, weil sie sich selbst für etwas mehr halten, als ein Götzenbild. An Feiertagen stellt sich das Volk in dem Tempel ein, und ein jeder hat ein angezündetes Stück Holz in der Hand, welches sie in ein dazu bestimmtes Gefäß setzen. Darauf opfern sie dasselbe ihrem Götzen, legen es vor ihn hin, machen eine tiefe Verbeugung und gehen ihres Weges. Dies ist ihr ganzer Gottesdienst. Ihre Geistlichen opfern aber täglich zweimal Räuchwerk vor den Götzenbildern, und an den Festtagen machen sie ein großes Geräusch mit Trommeln, Becken und Kesseln ***). Sie haben ihre geistliche Musik, wie wir an den Feiertagen, nur ein jeder nach seiner Art. Ich könnte noch die Birmanen, Kalmucken und mehrere hinzufügen, die Anhänger

---

*) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard, S. 106 ff.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abtheil. 3. Kap. 20. 22.

***) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 6. S. 601.

Buddha's sind, und alle einen höchsten Gott annehmen, demselben aber keine Verehrung bezeigen.

In Afrika gibt es gleichfalls verschiedene Völkerschaften, die einen höchsten Gott annehmen, ihn aber eben so wenig verehren, wie die obbemeldten Asiaten. Diese Völker findet man hauptsächlich in den westlichen und südwestlichen Gegenden dieses Welttheils. Das Innere und die südöstlichen Gegenden dieses Landes kennen wir nur wenig. — Ich will zuerst der Mandingos erwähnen. Mungo Park sagt, daß er mit Personen von allen Ständen über ihre religiösen Meinungen gesprochen habe und dreist behaupten könne, daß der Glaube an Einen Gott und an einen künftigen Zustand der Vergeltung allgemein unter ihnen verbreitet sey. Sie halten es aber nicht für nöthig, Gott anzubeten außer bei Erscheinung des Neumondes, und wenn dies Gebet verrichtet ist, speien sie in die Hände und reiben sich damit das Gesicht. Zwar stellen sie sich die höchste Gottheit als den Schöpfer und Erhalter aller Dinge vor, betrachten ihn aber zugleich als ein so erhabenes Wesen, daß die Bitten der Menschen die Beschlüsse der untrüglichen Weisheit niemals ändern können. — In diesem Gedanken liegt mehr Philosophie, als man bei diesen rohen Menschen erwarten sollte, daß sie den moralischen Einfluß des Gebets auf den Menschen nicht kennen, und folglich auch nicht die Nothwendigkeit desselben in dieser Rücksicht einsehen, darüber dürfen wir uns nicht wundern. — Fragt man sie, warum sie denn bei Erscheinung des Neumonds beten, so antworten sie, daß es so gebräuchlich sey, und daß sie es thun, weil ihre Väter vor ihnen es gethan haben. So sind viele alte Gebräuche Jahrhunderte durch bei dem rohen großen Haufen erhalten worden, bei welchen man sich nicht das geringste gedacht hat; die Vorväter aber, von denen sie ursprünglich herrühren, müssen doch wohl etwas dabei gedacht haben. — Was die Mandingos betrifft, so nehmen sie gewisse untergeordnete Geister an, deren Aufsicht und Leitung der Allmächtige die Angelegenheiten der Welt

überlassen hat. Sie glauben, daß gewisse magische Gebräuche großen Einfluß auf dieselben haben. Ein weißes Huhn, welches an den Zweig eines gewissen Baumes gehängt wird, ein Schlangenkopf, einige Hände voll Früchte sind Opfer, welche sie oft darbringen, um den Zorn dieser Geister zu besänftigen, oder ihre Gunst zu gewinnen *).

Die Widaher haben gleiche Vorstellung von der Gottheit, wie die Mandingos. Sie haben eine zahllose Menge von Göttern. Bosman sagt, wenn die Heiden dreißig tausend Gottheiten gehabt haben, so könne sich das Volk von Widah mit Recht viermal so viel zuschreiben. Doch, sagt er ferner, ist so viel gewiß, daß sie eine schwache Vorstellung von dem wahren Gotte haben, welchem sie Allmacht und Allgegenwart beilegen. Sie glauben, er habe die Welt erschaffen, und ziehen ihn deswegen ihren Fetischen vor. — Es ist von den rohen Menschen nicht zu erwarten, daß sie bei dem höchsten Gotte, nach unsern philosophischen Bestimmungen, sich ein so erhabenes Wesen sollten denken können, daß nichts höheres sich denken ließe. Bei ihnen ist der Gott der höchste, der höher als ihre Untergötter ist. — Diesen Begriff haben die Widaher von dem einzigen höchsten Gotte, sie beten ihn aber gleichwohl nicht an und opfern ihm auch nicht, wovon sie folgende Ursache angeben. Gott, sagen sie, ist allzu hoch über uns erhaben und zu groß, als daß er sich erniedrigen sollte, an das menschliche Geschlecht zu denken. Er überließ daher die Regierung der Welt unsern Fetischen, und an diese, als Personen im andern, dritten, vierten Grade von Gott, und unsre verordnete rechtmäßige Oberherren sind wir verbunden uns zu wenden. — Hieraus erhellt, daß diese Neger den höchsten Gott vermenschlichen nach einem von irdischen Fürsten hergenommenen Muster, welche ihren Staatsmännern die Regierung überlassen. Und wie die Staatsmänner der Erde an Rang verschieden sind, so sind

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschn. XI.

die Untergötter es auch. An diese Staatsmänner wenden sie sich daher auch mit ihren Bitten. — Doch versichert Marchais, die Widaher nähmen in einer allgemeinen Noth ihre Zuflucht zu dem höchsten Gotte. Wenn sie vergebens bei ihrem Hauptfetisch, der Schlange, Hülfe gesucht haben, rufen sie ihn an und bringen ganze Tage und Nächte mit seiner Verehrung zu. Sie singen und tanzen ihm zu Ehren, und bringen ihm nicht nur Thiere, sondern auch junge Personen beiderlei Geschlechts als Opfer dar.

Aber diese Verehrung des höchsten Wesens hat doch nur alsdann Statt, wenn die Noth groß ist, und die Fetische die Bitten des Volks nicht erhören. Uebrigens macht man diese zu Gegenständen seiner Verehrung. — Die Fetische der Widaher können in zwei Klassen getheilt werden, in die obern und untern, oder die allgemeinen und besondern. Von der allgemeinen und obern Klasse sind nach des Marchais Berichte viererlei Fetische: die Schlange, die Bäume, das Meer und der Agoye. — Von der Schlange, die der Hauptfetisch ist, ist im Vorhergehenden die Rede gewesen. — Die andere Art von Fetischen sind hohe Bäume, auf deren Ausbildung und Wachsthum die Natur ihre größte Kunst verwandt zu haben scheint. Zu diesen Bäumen wird nur zur Zeit der Krankheit, besonders bei Fiebern, gebetet und geopfert. Die Opfer, die den Bäumen dargebracht werden, bestehen in Hirse, Mais und Reis, welches der Priester an die Wurzel des Baumes legt. — Wenn das Meer so stürmisch ist, daß es die Einwohner am Fischen verhindert, so bringen sie demselben, oder dem Geiste, der ihrer Meinung nach darin wohne, große Opfer, indem sie allerhand Arten von Gütern hineinwerfen. Zuweilen stellen sie auch eine Procession an dasselbe an. Alsdann wird am Ufer ein Ochs und ein Schaf geschlachtet, deren Blut man ins Wasser hinaus fließen läßt, und hernach wirft man einen goldenen Ring, so weit ein Mann werfen kann, in das Meer. Der Ring, der nur schlecht ist, bleibt im Meere, das Fleisch der geopferten Thiere

aber gehört dem Oberpriester. — Da der Sturm nicht lange anhält, so ist es begreiflich, daß sie die Windstille für Wirkung ihres Opfers halten, und dadurch in ihrem Aberglauben bestärkt werden. — Der Agoye, der vierte allgemeine Fetisch, soll eine menschliche Gestalt vorstellen, sieht aber eher einem Frosche ähnlich. Er ist aus schwarzem Thon gemacht und steht auf einem Fußgestell von rothem Thone. Der Kopf ist mit Eidechsen und Schlangen verziert, zwischen welchen rothe Federn untermischt sind, und aus dem Schädel geht die Spitze einer Lanze hervor, die durch eine größere Eidechse hindurch geht. Dieses Götzenbild steht auf einem Tische im Hause des Oberpriesters, und wird förmlich als ein Orakel befragt, ehe sie etwas vornehmen. Die Weiber stellen sich am öftersten bei diesem Orakel ein und aus dieser Puppe kann der Priester viel lösen.

Daß die Widaher glauben, es sey durch die Beschwörungen der Priester in dieses Bild ein Geist hinein gezaubert, kann keinem Zweifel unterworfen seyn, und daß es ein böser Geist seyn müsse, kann man mit vieler Wahrscheinlichkeit aus der scheuslichen Gestalt, welche sie dem Bilde geben, abnehmen. Es ist, wie oben gesagt, ein Kniff der heidnischen Priester, gewisse Götter in einer scheuslichen Gestalt abzubilden, um die Fantasie des großen Haufens mit Schrecken zu füllen, wodurch er bewogen wird, so viel größere Opfer, die den Priestern anheim fallen, darzubringen. Wirft man die Frage auf, was denn den gemeinen Mann bewegen könne, solche Götter zu suchen, so ist die Antwort: Aberglaube und Neugierde. Deswegen ist dieser Gott auch ein Orakel, und kann folglich nicht ohne Anbeter seyn, so scheuslich auch sein Aussehen seyn mag.

Außer den obgedachten öffentlichen und allgemeinen Fetischen haben diese Neger eine unzählige Menge Gebilde, indem jede Privatperson so viel nimmt, als ihr gefällt. Diese sind, nach Barbot's Berichte, gewöhnlich aus weißem Töpferthon gemacht, und man sieht sie haufenweise

in ihren Häusern, auf dem Felde und auf den Wegen in eigens dazu gemachten Hütten. Ueberdies sieht man eine große Menge anderer Thonhütten, die überall errichtet sind, um darin die Schlangen zu verwahren, die man von ungefähr auf der Straße findet, und diese Hütten nennen sie Gotteshäuser. — Die untern Fetische, die zu geringern Absichten gebraucht werden, sind aus Stein, Knochen, Holz oder Erde gemacht. Diese sind die ersten, an welche sie sich wenden, wenn sie ein gewisses Unternehmen beschlossen haben. Geht es den Negern nach Wunsche, so bekommt der Fetisch zuweilen ein Geschenk, geschieht es aber nicht, so werfen sie ihn weg. Dieses stimmt mit einer Nachricht überein, welche Bosman von einem verständigen Neger, der sein Bekannter war, erhielt. Dieser sagte ihm, wenn jemand entschlossen wäre, etwas Wichtiges vorzunehmen, ginge er ohne Verzug aus und suchte sich einen Fetisch, um seinem Vorhaben einen glücklichen Ausgang zuwege zu bringen. Er ergriff das erste Thier, das ihm begegnete, als einen Hund, eine Katze, oder sonst ein Thier, und wenn es ihm daran fehlte, einen Stein, ein Stück Holz, oder sonst etwas von dieser Art. Dieser neuerwählte Fetisch wird gleich mit einem Opfer beschenkt, wobei er das feierliche Gelübde thut, daß wenn es ihm gefalle, seine Unternehmung zu begünstigen, so werde er ihn allezeit als seinen Beschützer verehren und anbeten. Wenn es nun glücklich von Statten geht, so ist ein neuer und hülfreicher Fetisch entdeckt, der täglich neue Opfer bekommt, wo nicht, so wird er als unbrauchbar weggeworfen*).

So tief kann der Mensch in Aberglauben und Dummheit versinken. Bei diesen Negern sind alle Dinge ohne Ausnahme von Göttern oder Geistern bewohnt. Thiere, Steine, Holz, sind Wohnungen der Götter. Diese können das Künftige vorher wissen. Sie können Nutzen und

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 4. S. 326. ff.

Schaden bringen. Ob sie aber gleich dieses glauben, so haben sie doch Muth genug, sie mit Verachtung wegzuwerfen, wenn sie merken, daß sie ihnen keinen Nutzen thun wollen. Wie mag es in dem Gehirne solcher Leute aussehen? Man sollte kaum diesen Nachrichten trauen, wenn man nicht bei andern Geschichtschreibern mehrere derselben Art fände.

Gleiche Meinung von der höchsten Gottheit findet man bei den Akras, einem Negervolke auf der Goldküste. Sie erkennen ein höchstes Wesen, das die Welt und alles, was darin ist, erschaffen hat, welches sie mit dem Namen Numbo belegen. Sie glauben aber, daß dieses Wesen viel zu erhaben sey, als daß es sich um die Angelegenheiten und Handlungen der Menschen bekümmern sollte. Es habe deswegen eine Menge Untergottheiten erschaffen, die auf das Thun der Menschen Acht haben sollen. Zu ihnen wenden sich daher allezeit die Neger mit ihren Gebeten und Opfern, weil sie glauben, daß sie sowohl Gutes als Böses thun können. Alle ihre Tempel zielen zur Ehre derselben ab. Zuweilen wird auch einem Vogel, einer Schlange, einem Steine, einem Baume göttliche Ehre erwiesen, weil sie, nach Isert's Berichte, glauben, in ihnen wohne der Schutzgott. Diese Fetische fragen sie in Krankheiten um Rath. Bei ihnen schwören sie, wenn sie Verträge machen oder Bündnisse von Wichtigkeit schließen. — Sie haben weiter keine Festtage, als Neujahr, welches im August einfällt und acht Tage dauert; es wird aber an diesen Tagen kein Gottesdienst gehalten. In dieser Zeit sind sie wie rasend, und belustigen sich mit Tanzen, Singen, Trinken und Schießen, den einzigen Ergötzlichkeiten, die sie kennen. Außerdem feiert ein jeder für sich seinen Geburtstag, der jede Woche einfällt. An diesem Tage putzt er sich besser als gewöhnlich, malt sich mit weißer Farbe, und wenn er einen weißen Leibgürtel hat, so legt er ihn an demselben an *).

*) Isert's Reise nach Guinea. Achter Brief.

Unter den übrigen Negern auf der Küste von Guinea herrscht die nämliche Vorstellung von der Gottheit. Sie glauben, daß es ein allgemeines Wesen sey, das alles erschaffen habe und die Welt erhalte und regiere; man findet aber, daß sie es eben so wenig, wie die zuvor gedachten Neger, verehren, und wahrscheinlich aus derselben Ursache. — Einige unter ihnen glauben dreierlei Untergötter, nämlich Götter des Himmels, der Erde und des Meeres. Sie glauben auch, daß es einen sehr bösen Geist gebe und viele andere ihm untergeordnete Geister, welche alles Böse in der Welt gestiftet haben, und den Menschen allen möglichen Verdruß thun wollen, wenn Gott und die Fetische es nicht verhinderten. Den Teufel bilden sie mit ein Paar Hörnern auf dem Kopfe und einem Schwanze ab, ganz im Geschmacke des christlichen Pöbels. — Daß diese, wie so viele andere rohe Völker, einen bösen Geist und einige ihm untergeordnete böse Geister glauben, ist nicht mehr, als man von Menschen erwarten kann, die in Ansehung der Natur völlig unwissend sind und auf keine andere Art sich das physische Uebel in der Welt zu erklären wissen. Dem höchsten Geiste, dem Schöpfer der Welt, dürfen sie dieses Uebel nicht zuschreiben, daher sie den Ursprung desselben von einem sehr bösen Wesen herleiten. — Das ist Mangel an Naturkenntniß, woraus der Gedanke von bösen, unsichtbaren Geistern und der Aberglaube, der diesen Geist nährt, entsprungen ist. Daß die Neger gerade darauf gefallen sind, den Teufel mit Hörnern und Schwanz abzubilden, ist eine zufällige Uebereinstimmung in der Vorstellung von dem, was häßlich und scheußlich ist; sie weichen aber von den christlichen Künstlern darin ab, daß sie, um ihn recht häßlich zu machen, ihn mit der allerweißesten Farbe malen, wie wir ihm die schwärzeste Farbe geben; denn weil die Neger selbst schwarz sind, so finden sie diese Farbe für einen bösen Geist zu schön. — Das Bild dieses Wesens ist gemeiniglich eine Spanne hoch und mit Federn und Haaren besetzt. Es wird auf acht Tage und darüber an

solche Leute verliehen, die der Teufel des Nachts besucht, und die vor ihm keine Ruhe finden können, weil sie glauben, daß ihm vor einem solchen Bilde bange werde und daß er in das Haus nicht öfter komme *). Außer diesen bösen Wesen glauben alle Neger, daß es gute Geister gebe, die zwischen Gott und den Menschen stehen, und zu derselben Zeit, da Gott die ersten Menschen erschuf, erschaffen sind. Diese sind, ihrer Meinung nach, in der Absicht hervorgebracht, daß sie die Menschen lehren sollen, einen tugendhaften Wandel zu führen und daß sie ihnen mit Gottes Erlaubniß das Gute sowohl als das Böse voraussagen können. So muß auch diese Lehre von höhern, guten, edlen, unsichtbaren Geistern im großen unermeßlichen Staate des Schöpfers den rohen Völkern zur Nahrung des Aberglaubens dienen.

Ich habe oben bemerkt, daß man bei diesen Negern keine Spuren einiger der höchsten Gottheit, deren Daseyn sie erkennen, erzeigten Verehrung antreffe; aber deswegen fehlt es ihnen nicht an Gottesverehrung. — Ob sie im eigentlichen Verstande die Sonne und den Mond verehren, kann ich nicht mit völliger Gewißheit sagen. Gewiß aber ist es, daß sie der Sonne eine Art von Verehrung bezeigen, wenn sie über dem Horizonte erscheint, und vor dem Neu-

*) Wie diese Neger meinen, daß sie den bösen Geist schrecken können, so glauben die Malabaren auf Ceilon, daß sie ihn foppen können. Sie glauben, er bemühe sich, alles das Gute zu verderben, was die guten Geister thun, daß er beständig unter den Menschen herumgehe und diejenigen, welche ihm nicht genug opfern, beschädige. Doch meinen sie ihn betrügen zu können, wenn er beschlossen hat, irgend einem Menschen zu schaden. Sie machen alsdann eine Figur von Erde und setzen diesen unweit des Baumes, wo sie meinen, daß er sich aufhält und wo man ihm zu opfern pflegt, und glauben, daß, wenn er, um jemand zu plagen, ausgehe und diese Figur sehe, er solche für den Menschen halten werde, den er quälen wolle. — Das ist unbegreiflich, wie sie ein Wesen, das sie so leicht hintergehen können, so sehr fürchten können. — Wolf's Reise nach Ceilon. Th. 2. S. 26.

monde machen sie ganz possierliche Geberden, reden ihn an und ziehen sich die Glieder, als wollten sie Arme und Beine von sich werfen. Zuletzt nehmen sie einen Feuerbrand, und werfen damit, als wollten sie selbigen zu dem Monde hinaufwerfen, und damit ist diese Ceremonie zu Ende. — Was alle diese Possen bedeuten sollen, weiß ich nicht; daß diese Neger aber den durch Kunst hervorgebrachten Fetischen göttliche Ehre erweisen, weiß man mit Gewißheit.

Unter mehrern Fetischen will ich nur zwei anführen, welche die vornehmsten zu seyn scheinen. Der eine ist in einem Dorfe, Namens Labode, befindlich. Dieser wird in allen wichtigen Angelegenheiten befragt, und hat eine Priesterin, die in seinem Namen die Antwort gibt. Die Opfer, die man ihm darbringt, sind ein weißes Hähnchen oder Küchlein und Branntwein. Der andere hingegen, der in dem Dorfe Fante verehrt wird, ist gefräßiger und blutgieriger. Bei jedem Neumond müssen die Neger ihm einen Menschen opfern, und wenn er dieses Opfer empfangen, bringt man ihm noch, als Zugabe, ein Paar Stiere dar. Vor dieser Gottheit brennt beständig Tag und Nacht ein Feuer, vor welchem die Priester jeden Morgen und Abend ein altes Lied singen und dabei tanzen; und wenn niemand sollte ohne Musik tanzen können, so sind einige da, die beim Tanze eine Trommel schlagen. Die Grausamkeit dieses Fetisches geht so weit, daß er nicht zufrieden ist, wenn man ihm bloß Sklaven opfert; auch die vornehmsten Fanter werden auf seinen Befehl geopfert, welches ohne Zweifel für die Priester ein bequemes Mittel ist, diejenigen umzubringen, auf welche sie einen Haß geworfen. Der Gott läßt sich mit dem Blute dieser unglücklichen Schlachtopfer begnügen, und überläßt die Beerdigung des Körpers ihren Freunden *).

---

*) Auch bei den Negern in Benin sind Menschenopfer gebräuchlich. Jährliche Feste gibt es in Benin zwei, das Fest der Korallen und das Fest der Yamwurzeln. Bei beiden Festen

Die Neger schwören auch bei den Fetischen, und der Eid wird folgendermaßen abgelegt: Der Fetisch wird auf einer Matte hervorgetragen, mit einem alten Lappen bedeckt, und besteht aus einer ausgestopften Schlangenhaut ohne Kopf und Schwanz, an deren Statt aber Haare von einem Elephanten=Kuh= und Wolfsschwanze, mit Hahnenfedern vermischt, gesetzt sind, wodurch er ein gräßliches Aussehen bekommt. Diese Figur wird zu den Füßen des Europäers, der den Neger beschuldigt, gesetzt, und nachdem man allen Anwesenden die Sache erklärt hat, wird diesem Götzen der alte Lappen abgenommen, und jemand legt ein wenig Teig, wie ein Erbse groß, darauf. Alsdann tritt der Beklagte hervor, setzt sich auf die Knie, hält die Hände hinter den Rücken und sagt diesen Eid her: wenn ich das

opfert man Männer und männliche Thiere. Weiber und weibliche Thiere opfern sie nie. — Ob diese geschont werden, weil man das weibliche Geschlecht nicht würdig genug hält, geopfert zu werden, oder um die Regeln der Fortpflanzung nicht zu unterbrechen, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. — Die Halsbänder des Königs, seiner Frauen und die der Prinzen werden feierlich in das Blut der Schlachtopfer getaucht und die Gottheit gebeten, es ihnen nie an diesem kostbaren Schmuck fehlen zu lassen. — Außer diesen Festen gibt es noch zwei andere besondere Feste, bei welchen eine unbestimmte Anzahl von Menschen und Thieren geopfert wird. Diese Opferungen geschehen unter Flötenspiel und Gesang, den das Volk anstimmt und sich dabei die Hände reibt, und eine gegen die andere schlägt. Unter dieser Musik schlagen sie den Menschen, die geopfert werden sollen, den Kopf ab, und zeigen dem Volke die Köpfe. Die Körper schleift man aus der Stadt hinaus und wirft sie auf die Landstraßen, wo sie von wilden Thieren verzehrt werden. Unter dieser Ceremonie wird nochmals ein Gesang angestimmt, der lebhafter und wilder, als die vorhergehenden, ist, an dem die Weiber auch Theil nehmen. Alsdann schlachtet man die Thiere ungefähr auf dieselbe Art; allein das Fleisch vertheilt man unter das Volk. — Abhandlung über die Einwohner des Königreichs Benin, von Palisot=Beauvois; in allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. VII. St. V. S. 409 ff.

und das gethan, oder das und das gestohlen habe, so tödte dieser Fetisch mich. Darauf nimmt er den Teig von der Schlangenhaut mit dem Munde weg, hält ihn mit der Zunge, und läßt durch Oeffnen des Mundes sehen, daß er ihn wirklich habe, und dann verschluckt er ihn. Dadurch hat er sich aller Schuld entbunden.

Auf diese Art muß der größte Spitzbube sich von der Strafe befreien können, wenn anders die Priester nicht Gift in den Teig mischen; welches wohl zuweilen geschieht, wenn sie den Beklagten umgebracht haben wollen. Dieses dürfte wohl auch von Zeit zu Zeit nothwendig seyn, um die Ehre ihres Fetisches zu erhalten. Sie haben aber auch andere Arten, den Schuldigen zu entdecken, wobei der Unschuldige doch natürlicherweise leiden muß. Sie setzen nämlich Oel in einen Topf übers Feuer und lassen ihn so lange sieden, bis er kocht. In diesen werfen sie einen Schlangenkopf, den der Beklagte mit der Hand aufnehmen muß. Sie stehen in der Meinung, daß, wenn er unschuldig sey, dies ihm nicht schaden könne. Auch pflegt man dem Beklagten mit einem Pfriemen oder einer großen Nähnadel die Zunge durchzustechen, mit einem glühenden Messer ihm über den Arm zu fahren u. dgl. *). Ob die Priester, wenn sie jemanden befreien wollen, die Hand und den Arm vorher mit etwas zu bestreichen wissen, wodurch er gegen das Feuer gesichert wird, oder ob sie etwa nur denjenigen solche Proben zuerkennen, die sie gestraft haben wollen, weiß ich nicht; aber traurig ist es, daß Aberglaube und Betrügerei entscheiden sollen, ob ein Mensch das Leben einbüßen, oder es behalten soll.

Ich komme jetzt zu den südlichsten Theilen von Afrika. Hier finden wir die Kaffern und die Hottentotten. Die ersten glauben auch eine höchste Gottheit; allein sie haben nicht den geringsten Begriff von der Schöpfung. Nach ih-

*) Tilforladelig Efterretning om Kysten Guinea, of Römer, Kap. 3.

der Meinung ist die Welt immer da gewesen, und wird immer so bleiben, wie sie ist. Nichts desto weniger haben sie sehr hohe Begriffe von der Macht des höchsten Wesens. Als Barrow den König fragte, ob sie an übernatürliche Wesen glaubten, und was sie davon dächten, antwortete er, sie glaubten an eine unsichtbare Gewalt, die ihnen bald Gutes, bald Böses zufüge, die Menschen in ihrer Jugend tödte, Wind, Donner und Blitz errege, um sie zuweilen zu schrecken und zu vernichten, die Sonne bei Tage und den Mond des Nachts über die Welt hinführe, und alles hervorbringe, was sie nicht nachzuahmen vermöchten. — Das ist nicht zu bezweifeln, daß diese Wilden nicht nur einen höchsten Gott annehmen, sondern sich auch darin von den meisten Völkern unterscheiden, daß sie diesem Gotte sowohl das Böse, als das Gute, das in der Welt geschieht, zuschreiben. Sie haben folglich Ursache, sich vor diesem Wesen zu fürchten; und weil die rohen Völker gemeiniglich ihre Götter aus Furcht verehren, um den Zorn derselben abzuwenden, denselben aber keine Verehrung bezeigen, wenn sie glauben, sie haben nichts Böses von ihnen zu befürchten, so ist es um so sonderbarer, daß Le Vaillant behauptet, daß sie kein Gebet verrichten, auch keine Art von Gottesdienst kennen *).

Daß die Hottentotten aber das höchste Wesen nicht verehren, läßt sich aus dem oben Gesagten erklären. Sie glauben, wie die Kaffern, an ein höchstes Wesen, welches sie für den Schöpfer aller Dinge und den Beherrscher der ganzen Welt halten, durch dessen Macht alle Thiere Leben und Bewegung haben. Sie glauben auch, es besitze unaussprechliche Vollkommenheiten und Eigenschaften. Sie sagen, es füge niemanden den geringsten Schaden zu, es habe niemand nöthig, seine Macht zu fürchten, und es halte sich weit über dem Monde auf. Sie bezeigen ihm aber nicht

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika. S. 210. — Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 244.

die geringste Verehrung; vermuthlich, weil sie dasselbe für so gut halten, daß sie glauben, sie haben von ihm nichts Böses zu befürchten. Dagegen beten sie den bösen Geist an, welcher, nach ihrer Meinung, der Urheber aller Uebel ist, die ihnen in der Welt begegnen. Diese böse Gottheit bringt ihre Feinde wider sie auf, vereitelt ihre Unternehmungen, schickt ihnen Schmerzen und Krankheiten zu, läßt ihr Vieh von wilden Thieren zerrissen werden; mit einem Worte, alles Böse kommt von ihm. Aber deswegen verehren sie auch dieses Wesen und beten es an, und suchen es dadurch zu besänftigen und seiner Bosheit zu entgehen. Von einem Unglücke bedroht, bringen sie ihm einen Ochsen oder ein Schaf zum Opfer dar.

Man hat folglich allerdings viel Grund zu glauben, daß Furcht vor den Göttern die wichtigste Triebfeder der Verehrung derselben sey, vielleicht auch die erste gewesen, so wie ich, nach dem, was oben gesagt, es sehr wahrscheinlich finde, daß Furcht die Wilden zuerst auf die Vorstellung von einer Gottheit gebracht und daß man sich anfangs bei Göttern böse Wesen gedacht habe. — Ob es aber gleichwohl möglich ist, daß Furcht vor dem Zorn der Götter die Wilden zuerst auf den Gedanken gebracht hat, daß man sie verehren müsse, so kann doch dieser Gedanke durch das Gefühl der göttlichen Wohlthaten allmählig unterstützt worden seyn. Wenigstens ist ohne Zweifel bei den rohen Völkern ein Uebel, das sie befürchten, oder eine Wohlthat, die sie hoffen, die Quelle aller den Göttern erwiesenen Verehrung. Dies ist bei den Hottentotten der Fall. Das höchste Wesen verehren sie nicht, weil sie solches für zu gut halten, als daß es ihnen Böses zufügen sollte. Den Mond hingegen verehren sie, sehen ihn aber jedoch nur als eine Untergottheit an. Sie glauben aber, er habe die Macht, nach eigenem Gutbefinden Regen und schönes Wetter auszutheilen. Deswegen rufen sie ihn an, nachdem sie bald dies, bald jenes bedürfen. Zu dem Ende versammeln sie sich des Nachts auf freiem Felde beim Voll-

oder Neumonde, grüssen ihn, bitten um Honig und Futter für ihr Vieh, daß es Milch in Ueberfluß geben möge, u. dergl. Bei diesen Ceremonien nehmen sie die seltsamsten Stellungen an, schreien entsetzlich, singen, tanzen und halten damit die ganze Nacht an. Des Morgens gehen sie müde und vergnügt nach Hause.

Außer dem Monde beten die Hottentotten gleichfalls ein gewisses Insekt, welches ihrer Sage nach nur ihrem Lande eigen ist, als eine gütige Gottheit an. Dieses Insekt ist nicht größer oder dicker als der kleine Finger eines Kindes. Der Rücken ist grün, mit weißen und rothen Flecken versehen. Der Bauch ist ebenfalls gesprenkelt. Es hat zwei Flügel und auf dem Kopfe zwei Hörner. — Ob je ein Naturforscher diese beflügelte kleine Gottheit nach Europa gebracht habe, weiß ich nicht. — Sobald die Hottentotten dieses Thierchen erblicken, bezeigen sie ihm die tiefste Verehrung. Wenn es ein Dorf mit seiner Gegenwart beehrt, so versammeln sich alle Einwohner mit der größten Ehrerbietung. Sie singen und tanzen um das Thierchen herum, und schlachten zwei Schafe als ein Dankopfer für die erzeigte Ehre. Sie bilden sich ein, daß es ihnen Glück, Vergebung der Sünden und Weisheit, sich ferner wohl zu betragen, bringe. Wenn sich dieses Insekt auf einen Hottentotten setzt, so wid er als ein Heiliger verehrt. Seine Nachbarn preisen sich glücklich, einen solchen heiligen Mann unter sich zu haben. Der fetteste Ochs wird sogleich zum Dankopfer abgeschlachtet, und man gibt diesem vermeinten Heiligen das Eingeweide, welches gereinigt, gekocht und von ihm allein verzehrt wird. Die Männer des Dorfs essen das Fleisch, das ebenfalls gekocht wird, und die Weiber trinken die Brühe. Mit dem Fett des Ochsen muß sich dieser Heilige sorgfältig schmieren, und so lange dieses währt, nichts anderes gebrauchen*).

---

*) Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, von Kolbe. Th. I. Kap. 12.

Wie die Hottentotten auf den Einfall gerathen sind, dieses Thierchen zu verehren, läßt sich kaum sagen. Daß sie aber glauben, es müsse eine wohlthätige Gottheit darin wohnen, wie die Lappen vermuthlich glauben, es sey in ihren Gansliegen ein böser Geist, ist nicht zu bezweifeln. Man sieht, daß die Hottentotten diese Gottheit verehren, in Hoffnung der Segnungen, die sie ihnen durch ihre Gegenwart verschaffen werde. Ohne Zweifel ist diese Hoffnung auch mit der Furcht gemischt, sie möchte sie wieder verlassen und ihren Segen mit sich nehmen. — So sind Hoffnung und Furcht die einzigen Triebfedern der Gottesverehrung bei rohen Völkern. Die Gottheit um ihrer eigenen Hoheit und Unendlichkeit willen verehren, ist ein zu hoher Gedanke, als daß sich die rohen Menschen zu ihm erheben könnten. Es fehlt den Hottentotten nicht an hohen Begriffen von dem höchsten Wesen, und doch verehren sie es nicht, weil sie von ihm weder etwas hoffen, noch fürchten.

Endlich trifft man auch in Amerika Völker an, die einen höchsten Gott annehmen, ohne ihn zu verehren. So erkennen die Einwohner von Guayra nur einen einzigen Gott, sie bringen ihm aber niemals Opfer dar. Auch hat man niemals eine Spur von einem festgesetzten Gottesdienste bei ihnen angetroffen*). Die Seranos, welche ebenfalls im südlichen Amerika wohnen, scheinen auch ziemlich deutliche Begriffe von einem Gott zu haben, wie sie auch in ihrer Sprache solche Worte haben, die das höchste Wesen bezeichnen; doch hat man nicht gefunden, daß sie einige Gottesverehrung haben. Dagegen scheint es, daß sie die Sonne anbeten; denn wenn sie ein Stück Wild auf der Jagd erlegt haben, so sprengen sie das Blut gegen dies Gestirn zum Zeichen der Freude und Dankbarkeit. Auch sagt man, daß die Weiber, wenn sie niederkommen, ihre Kinder dem Monde darstellen, gleichsam als wollten sie da-

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix, Buch 4. S. 269. Wastholm histor. Nachr. Bd. IV.

mit anzeigen, daß sie solche von seiner Freigebigkeit erhalten hätten*). Hieraus erhellt, daß dieses Volk, ob es gleich einen höchsten Gott annimmt, doch Sonne und Mond als Untergottheiten betrachtet, von welchen es allein etwas Gutes erwarten kann, daher es auch nur diese verehrt.

Die Caraiben haben gleichfalls einen Begriff von einer Gottheit, oder von einem wohlthuenden Wesen, welches sich in dem Himmel aufhält. Von diesem sagen sie, daß es seiner eigenen Glückseligkeit genieße und keinesweges durch die bösen Handlungen der Menschen beleidigt werde. Auch sey es so gütig, daß es keine Rache an seinen Feinden übe, weshalb sie es auch weder anbeten noch verehren. — Sie glauben außerdem zweierlei Geister, gute und böse. Die guten sind ihre Gottheiten. Von diesen glauben sie, daß sie in großer Menge vorhanden seyen, und daß jeder eine besondere für sich habe. Sie haben weder Tempel noch Altäre, die ihren Gottheiten geweiht sind; indessen opfern sie ihnen die Erstlinge ihrer Früchte, besonders, wenn sie glauben, daß sie durch ihre Hülfe von einer Krankheit genesen sind. An dem einen Ende ihrer Hütten stellen sie ihre Opfer auf kleine Tische von Schilf. Jeder kann in seiner Hütte seiner Gottheit ein Opfer bringen, welches jedoch nicht mit Gebeten begleitet wird. Soll die Gottheit angerufen werden, so gehört ein Priester dazu. — Ob sie gleich einen bösen Geist glauben und demselben alle die widrigen Ereignisse, die sie erleben, zuschreiben, so bringen sie ihm doch kein Opfer und leisten ihm keine Anbetung. Sie haben ein anderes Mittel ersonnen, seiner Bosheit vorzubauen, welches darin besteht, daß sie, so gut sie können, sein Bildniß in der Gestalt machen, in welcher er ihnen erschienen seyn soll, und solches an den Hals hängen. Alsdann glauben sie, daß sie weit weniger von ihm zu befürchten haben**).

*) Charlevoix a. St. Buch 16. S. 302.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America. Th. 2. B. 5. Hauptst. 15. Abschn. 15. §. 8.

So roh und wild auch alle Völkerschaften am Oronoko sind, und so wenig sie in ihren Begriffen von der Gottheit übereinstimmen, so nehmen sie doch alle ein höheres Wesen als Schöpfer der Welt an. Allerdings ist diese Grundwahrheit unter den verschiedenen Völkern durch unzählige Fabeln entstellt, allein der Hauptsatz bleibt doch immer. Diesem Gotte, von dem, ihrer Meinung nach, alle Dinge abhängen, legen einige einen Bruder bei, und sagen, daß beide gemeinschaftlich die Welt erschaffen haben. Auch soll er eine Tochter gehabt haben, welche, wie andere ihres Gleichen, eine große Freundin vom Spazierengehen war, welches zu verhindern, ihr Vater ihr die Beine zerbrach. — Andere legen dem höchsten Wesen einen Sohn bei, dessen Mutter eine unsterbliche Göttin war. Diese war eine bildschöne Jungfer. Der Gott verliebte sich in sie, und blos seine Liebe, ohne daß er sie je berührte, machte sie zur Mutter. — Einige sagen auch, daß der Sohn dieses Gottes vom Himmel herab kam, um die Länder am Oronoko von einer überaus großen Schlange zu befreien. Es gelang ihm auch, sie zu tödten, und dann sagte Gott zu dem bösen Geiste oder der Schlange: „gehe Verfluchter zur Hölle; du sollst nie wieder in mein Haus kommen.“

Ich vermuthe, daß diese Fabel eine Verunstaltung der christlichen Lehre von Gottes Sohn und der Schlange oder dem Teufel sey, welche durch Christen, die vielleicht durch einen Schiffbruch an die Küsten verschlagen worden sind, daselbst in Umlauf gekommen ist. In dieser Vermuthung werde ich dadurch bestärkt, daß eine Völkerschaft in diesem Lande, die Maipurier genannt, eine Tradition von der Entstehung der Menschen hat, welche mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte viel Aehnlichkeit hat, und deren Ursprung sich nicht erklären läßt, als wenn man annimmt, sie habe solche von den Christen erhalten. Sie sagen nämlich: Gott erschuf zuerst den Mann, und als dieser schlief, nahm er eine seiner Rippen, und bildete

daraus das Weib; darauf sagte er zu ihm, als er erwachte: siehe das Weib an. Wenn diese Sage anders christlichen Ursprungs ist, welches ich kaum bezweifeln kann, so kann die andere von einem Sohne Gottes, der vom Himmel herab kam und die Schlange überwand, auch aus derselben Quelle entsprungen seyn.

Uebrigens gibt es andere Völker am Oronoko, welche die Regierung der Welt unter mehrere Götter theilen. Einen nennen sie den Gott des Himmels, einen andern den Gott der Erde. Sie haben einen Gott der Wälder, der Wiesen, des Wassers und der Flüsse. — Ob aber gleich alle diese Indianer ein höchstes Wesen glauben, so ist doch alles, was Gottesdienst heißen kann, ihnen völlig unbekannt. Sie begnügen sich damit, daß sie das Daseyn eines Schöpfers der Welt erkennen, ohne daß diese Erkenntniß auch nur den geringsten Einfluß auf ihren äußern Wandel hätte. Dagegen glauben sie auch einen bösen Geist, und diesen verehren sie. Sie schreiben ihm viel Verschlagenheit und Stolz zu, daher sie auch sagen, wenn jemand witzig und klug redet: er spricht wie der Teufel. — Wir sagen, daß ein solcher wie ein Engel rede. — Diesem bösen Geiste schreiben sie alles Böse zu, welches die Menschen trifft. Empfinden sie ein Reißen in den Gliedern, so sagen sie, es sey eine Wunde von den Pfeilen des Teufels. Haben sie Fieber, so heißt es, der Teufel habe sie vergiftet. Sie glauben, daß einige Gegenden ihm vorzüglich zugehören, und daß er ausschließlich darüber herrsche, und wehe dem, der sich einfallen ließe, diesen Stellen zu nahe zu kommen. Dem bösen Geiste opfern sie bei ihren Tänzen Speise und Trank, damit er ihnen nicht schädlich sey und lästig falle*). Es ist also Furcht, die bei diesen, wie bei so vielen andern Völkern, zu dem Gedanken von einiger Gottesverehrung Anlaß gegeben hat; ich sage Gottes-

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 429. 437. 440.

verehrung; denn bei den rohen Menschen ist das böse Wesen eben sowohl ein Gott, wie das gute. Nur ist jenes geringer an Rang. Dieses ist zwar von höherem Rang, sie verehren aber dasselbe nicht, weil sie es nicht fürchten.

Dasselbe findet man bei den Moluchen und Puelchen, zwei Völkerschaften, welche die südlichen Theile von Amerika und die ganze Strecke von den Gränzen von Peru bis zu der magellanischen Straße bewohnen. Diese Indianer glauben gleichfalls zwei höhere Wesen, ein gutes und ein böses. Das letztere verehren sie, das erstere aber nicht. Außer dem höchsten guten Wesen haben sie eine Menge Untergottheiten. Einige sollen die Schöpfer einzelner Familien gewesen seyn, und sind daher ihre Götter. Einige sollen die Tiger, andere die Löwen und noch andere die Strauße u. s. w. erschaffen haben, und sind Beherrscher der erschaffenen Thiere. Sie bilden sich ein, diese Gottheiten hätten ganz von einander abgesonderte Wohnungen in ungeheuren Höhlen unter der Erde, unter einem See, Hügel u. s. w. und daß, wenn ein Indianer sterbe, seine Seele in die Wohnung der Gottheit, die über seine Familie regiere, übergehe, um daselbst der Glückseligkeit einer ewigen Trunkenheit zu genießen. Sie glauben, daß diese Götter die Indianer in ihren Höhlen zuerst erschaffen, ihnen Lanzen, Bogen, Pfeile und Steinkugeln zum Streiten und Jägen gegeben, und sie alsdann von sich ausgestoßen hätten, um für sich selbst zu sorgen. — Obgleich aber diese Indianer nicht nur einige Wesen glauben, die weniger gut sind, sondern auch ein höchstes gutes Wesen annehmen, so ist ihr Gottesdienst doch lediglich auf den bösen Gott gerichtet, welcher eine unzählige Menge Teufel unter sich haben soll, die in der Welt herumgehen, und all das Uebel verursachen, das Menschen und Thiere befällt.

Um ihre Religionsübungen zu verrichten, versammeln sie sich in dem Zelte des Zauberers, der sich in einem Winkel desselben versteckt, damit ihn niemand sehe. Hier hat er eine kleine Trommel, eine oder zwei [illegible] voll [illegible]

Seemuscheln und einige Säcke von bemalten Häuten, worin ihre Zaubercharaktere stecken. Er fängt die Ceremonie damit an, daß er mit seiner Trommel und seinen Büchsen einen entsetzlichen Lärm macht. Hernach stellt er sich, als wenn er mit dem bösen Geiste kämpfte, welcher, ihrer Meinung nach, in ihn gefahren ist, reißt seine Augen mit vieler Mühe auf, verzerrt das Gesicht, schäumt mit dem Munde, verdreht die Gelenke und bleibt nach vielen gewaltsamen Bewegungen, wie ein mit der fallenden Sucht behafteter Mensch, steif und unbeweglich. Nach einiger Zeit kommt er wieder zu sich selbst, und nun hat er den bösen Geist überwunden. Alsdann gibt er eine schwache, klagende Stimme von sich, als käme sie von dem bösen Geiste her, von welchem man glaubt, daß er sich selbst für überwunden erkenne, und dann beantwortet er alle Fragen, die ihm vorgelegt werden. Ob diese Antworten richtig oder falsch sind, ist einerlei. Im letzten Falle mißt man allemal dem bösen Geiste die Schuld bei. Bei solchen Gelegenheiten werden die Zauberer gut bezahlt *). Man sollte es fast für unmöglich halten, daß die rohen Menschen, die doch einigen, wiewohl nur wenigen Menschenverstand haben, sich durch dergleichen erbärmliche Taschenspielerei können betrügen lassen. Da übrigens diese Indianer die Gottheit auf keine bessere Art zu verehren wissen, so thun sie wohl daran, daß sie sich es nicht einfallen lassen, die gute zu verehren, welches vermuthlich nicht besser geschehen würde.

Ich will endlich dieses Kapitel mit der Erwähnung der Grönländer beschließen, ob es gleich schwer ist, von ihren Religionsmeinungen etwas mit Gewißheit zu sagen, indem es einem jeden frei steht, nichts und alles, was er will, zu glauben. Nichts desto weniger scheint es doch die allgemeine Meinung zu seyn, daß es einen höchsten Gott und eine Menge kleiner Geister gebe, die alle Elemente, die

[illegible]

*) [illegible] Patagonien, von Falkner. Kap. 5. [illegible]

Luft, das Wasser, das Feuer und die Berge, bewohnen sollen. Sonne und Mond haben auch jeder einen Geist, der vorher Mensch gewesen. — Den großen oder den höchsten Gott, der ein gutes Wesen ist, nennen sie Torngarsuk. Ueber seine Gestalt sind sie nicht einig. Einige beschreiben ihn als einen großen Bären, oder als einen großen Mann mit Einem Arm, oder so klein als ein Finger. Andere sagen, er habe gar keine Gestalt. Diese Gottheit ist das Orakel ihrer Angekoks oder Wahrsager, zu dem sie vorgeben, unterirdische Reisen zu thun, um sich mit ihm über Krankheiten und deren Kur, über gutes Wetter, guten Fang u. dgl. zu besprechen. Dieser Gott muß also, ihrer Meinung nach, sowohl mächtig, als allwissend seyn; sie legen ihm aber doch nicht die Erschaffung der Welt bei. Sie glauben, alle Dinge seyen aus sich selbst entstanden.

Nichts desto weniger haben sie verschiedene Traditionen von der Erschaffung der Welt. Von der Zeugung der Menschen sagen sie, es sey ein Grönländer anfangs aus der Erde gewachsen, der nachher ein Weib bekommen habe, und diese seyen die Stammältern aller übrigen Grönländer gewesen. Von dem Ursprunge der Ausländer fabeln sie, daß sie aus Hunden entstanden seyen; denn eine Grönländerin soll einmal Menschen und Hunde geboren haben. Letztere setzte sie auf einen alten Schuh und schob sie ins Meer hinaus. Daher, sagen sie, kommt es, daß die Ausländer stets auf dem Meere leben, und daß ihre Schiffe wie die grönländischen Schuhe gestaltet, vorn und hinten rund sind. Von dem Ursprunge der Fische und Seethiere erzählen sie das Mährchen, daß ein alter Mann einmal Späne von einem Baume gehauen und sie ins Meer geworfen habe, nachdem er sie zwischen den Beinen durchgezogen. Der Haifisch aber soll auf folgende Art entstanden seyn. Eine Frau wusch einmal ihr Haar in Urin, und als ein Windstoß kam und das Tuch, womit sie sich abtrocknete, wegführte, ward ein Hai daraus; daher das Fleisch dieses Seethieres nach Urin riecht.

Ich will den Leser mit Erwähnung mehrerer dieser dummen und plumpen Mährchen, welche von keinem feinen Gehirne des Erfinders derselben zeugen, nicht ermüden. Unter der Hülle dieser Fabeln eine philosophische Idee zu suchen, welche man so oft in den Mythen der Griechen findet, würde gewiß eine vergebliche Arbeit seyn. Es ist aber auch ein himmelweiter Unterschied zwischen einem griechischen und einem grönländischen Gehirn. Nur so viel erhellt aus diesen Fabeln, daß die Grönländer nicht glauben, daß die Welt oder irgend etwas in der Welt durch Torngarsuk, ihre höchste Gottheit, hervorgebracht sey. — Nichts desto weniger glauben sie doch, daß er auf Heilung der Krankheiten, auf die Witterung, den Fischfang u. dergl. Einfluß habe. Man sollte glauben, daß dieses sie bewegen müßte, ihn zu verehren. Sie halten ihn zwar auch in Ehren, und wünschen nach dem Tode zu ihm zu kommen, um seines Ueberflusses theilhaftig zu werden; sie erweisen ihm aber keine Verehrung. Sie sagen, daß er gar zu gut sey, als daß er verlangen sollte, ausgesöhnt oder bestochen zu werden.

Außer dieser guten Gottheit glauben die Grönländer auch einen bösen Geist, der eine weibliche Gottheit ohne Namen ist. Ob sie des Torngarsuks Weib oder Mutter ist, darüber sind sie nicht einig. Diese wohnt unter dem Meere in einem großen Hause, worin sie durch ihre Kraft alle Seethiere gefangen halten kann. In der Thranbütte, die unter ihrer Lampe steht, schwimmen die Seevögel herum. Die Hausthüre wird von aufrecht stehenden Seehunden, die sehr beißig sind, bewacht. Oft steht auch ein großer Hund davor, der niemals länger als einen Augenblick schläft und also sehr selten überrascht werden kann. Man kann leicht begreifen, woher diese Nachrichten von der Residenz des bösen Geistes kommen; denn wenn auf der See Mangel ist, muß ein Angekok für gute Bezahlung, von seinem Schutzgeiste begleitet, eine Reise dahin vornehmen. — Uebrigens weichen die Grönländer von den meisten andern rohen Völkern darin ab, daß sie weder dem guten noch dem bösen

Wesen die geringste Verehrung bezeigen. Das gute Wesen halten sie doch in Ehren; auf das böse aber halten sie nicht viel, weil es so gierig und neidisch ist, und ihnen so viel Mühe, theure Zeit und Unkosten auf den Reisen verursacht, die ihre Zauberer zu ihm machen müssen, wenn die Noth es erfordert *).

Aus diesen und mehrern oben angeführten Nachrichten von den Religionsbegriffen der wilden und rohen Völker erhellt, daß sie sich die Gottheit nicht denken können, außer unter einer menschlichen Gestalt. Die Götter denken und handeln wie Menschen, haben gleiche Bequemlichkeiten, gleiche Bedürfnisse, wie sie. Sie denken sich alles dieses nur im Großen, und dieses Große treiben sie so hoch, als ihre Fantasie dasselbe auszumalen fähig ist. Auch sieht man aus dem Angeführten, daß, ob sich gleich viele Völker, jedes auf seine Weise, ein höchstes Wesen denken, sie doch demselben keine Verehrung bezeigen, entweder weil sie glauben, daß selbiges so weit über sie erhaben sey, daß es sich, ihrer Meinung nach, um die Angelegenheiten der Menschen nicht bekümmert, sondern dergleichen Dinge der Regierung der Untergötter überlassen hat, oder weil sie die höchste Gottheit für ein so gutes Wesen halten, daß sie selbige nicht zu verehren brauchen, um ihre Wohlthaten zu erlangen. Einige Wenige haben die philosophische Meinung von der Gottheit, daß Gebete und Verehrung die weisen Rathschlüsse derselben nicht verändern können, und aus der Ursache bezeigen sie derselben auch keine Verehrung. Dahingegen verehren die meisten das böse Wesen, um seine Gunst zu gewinnen und den schädlichen Wirkungen desselben abzuwehren, wenn sie nämlich, wie die Grönländer, nicht glauben, daß ihre Priester oder Zauberer in der Güte, oder durch Künste und Beschwörungen, die Sache für sie abthun können.

*) Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt V. §. 39 und 40. — Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Naturelhistorie, af Hans Egede. Kap. XIX.

Vorstellung von Einem höchsten Gotte, in Verbindung mit dem Fetischdienste und der Meinung von Untergöttern und bösen Geistern.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich der Völker, die ein höchstes Wesen erkennen, ohne es zu verehren, Erwähnung gethan, komme ich jetzt zu den Völkern, die außer Fetischen, Untergöttern und bösen Wesen sowohl eine höchste Gottheit annehmen, als selbige anbeten und verehren. Zwar verehren sie deshalb nicht weniger die Untergötter als die bösen Geister; allein nichts desto weniger ist dieses doch ein kleiner Vorzug, den diese vor jenen obgedachten Völkern voraus haben, welche noch nicht so weit gekommen sind, daß sie die höchste Gottheit verehren. — Ich will in diesem, wie in dem vorhergehenden Kapitel, alle Welttheile durchgehen, und aus einem jeden einige Völker als Beispiele sowohl ihrer Begriffe von der Gottheit, als ihrer Art, sie zu verehren, ausheben. In den nördlichern Gegenden Asiens, finden wir unter andern die Tscheremissen, die Tschuwaschen, die Wotjaken und die Morduanen. Diese sind alle finnischer Herkunft, und erkennen und verehren alle Einen höchsten Gott.

Die Tscheremissen bewohnen beide Seiten der Wolga bis nach Kasan. Sie sind ein barbarisches, betrügerisches und grausames Volk, das bloß vom Raube lebt. Sie erkennen aber doch einen höchsten unsterblichen Gott, den Urheber alles Guten, und glauben, daß man ihn anbeten müsse. Sie legen ihm eine Gemalin bei, welche sie nächst ihm am meisten verehren. Die guten Untergottheiten sind Kinder oder Verwandte dieser beiden Gottheiten, unter welche die Regierung der Welt vertheilt ist. Sie sind entweder verheirathet oder ledig. Alle diese Gottheiten insgesammt nennen sie Gottes Familie. In ihren Begriffen von diesen Göttern, oder den Geschäften derselben, stim-

men sie nicht überein, und wenden sich daher in gleichen Angelegenheiten bald an die eine, bald an die andere Gottheit. Der Sonne und dem Monde, als den Urhebern aller Früchte der Erde, bezeigen sie große Hochachtung.

Außer diesen guten Gottheiten nehmen sie auch böse an, und einen, der der Stammvater Aller ist. Vor ihm fürchten sie sich sehr, halten ihn für den Urheber alles Unglücks und suchen ihn daher durch Opfer zu versöhnen. Er soll im Wasser wohnen und besonders um Mittag mit Unglück schwanger seyn. — Sie haben auch Waldgeister, die über die Wälder und das Wild gebieten, die Jagd verderben oder beglücken. — Aus den Götzen machen sich die Tscheremissen nur wenig; weil sie aber den Donnergott am meisten fürchten, ob sie ihm gleich die Fruchtbarkeit der Erde zuschreiben, so stellen ihn viele als eine männlich-gekleidete Puppe in einer Schachtel von Birkenrinde in einen Winkel der Wohnung. Sie verehren ihn nicht, legen aber von Zeit zu Zeit einige Stücke Kuchen für ihn hin. — Ich kann mir es nicht vorstellen, daß sie glauben sollten, der Donnergott sey in dieser Puppe. Es könnte wohl nicht sehr tröstlich für sie seyn, diese Gottheit, vor welcher sie sich so sehr fürchten, im Hause zu haben. Ich vermuthe, daß sie durch dieses Bildniß von ihm, und diese Kuchen, die sie davor hinsetzen, bloß ihre Achtung für ihn zu erkennen geben und dadurch in einem solchen Grade seine Gunst gewinnen wollen, daß sie vor seinem Blitze sicher seyn können.

Was die Opfer der Tscheremissen betrifft, so bestehen diese in Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen, Schwänen, Gänsen, Enten, Kuchen von Weizenmehl, Bier, Meth, Branntwein und Honig. Weiße Thiere haben einen Vorzug; Alter und Geschlecht aber kommen nicht in Betracht. Die Opfergetränke und Kuchen müssen Jungfrauen bereiten. Vom Opfer aber darf das Frauenzimmer nur zu Hause essen. Die Opferzeit wird von den Priestern bestimmt. Von dem Opferfleische hält der Priester Herz, Lunge, Leber und

Kopf in einer Schüssel in die Höhe und betet. Wenn dies von allen geschehen ist, werden diese Stücke in Portionen geschnitten und jedem Andächtigen eine gereicht, welche er gleich und mit tiefer Ehrfurcht verzehrt, worauf der Priester wieder betet. Eben so theilt er einige Bissen Kuchen und etwas Getränk aus. Die Knochen werden verbrannt. Das Uebrige von den Opfern nehmen sie mit nach Hause und verzehren es mit ihren Freunden, oft bei schwärmenden Vergnügungen. — Den unbeträchtlichsten Theil dieser Opfer bekommt die Gottheit. Wahrscheinlich soll sie sich mit dem Dunste von den Stücken, die sie vor ihr hinhalten, begnügen lassen. Harte Speise können die Götter, nach der Meinung der rohen Völker, auch nicht vertragen. Sie genießen nur die feinsten Theile des Opfers. — Die Häute der Opferthiere bekommen die Priester, außer der Haut des Hengstes, die bei dem Opferplatze an einen Baum gehängt wird und ihnen vermuthlich zum Andenken ihres Opferdienstes dienen soll *).

Bruce sagt, daß sie diese Haut anrufen, damit sie bei Gott für sie bitten möge, daß er die Zahl ihres Viehes vermehre **). Hierin muß Bruce ohne Zweifel irren. So dumm die Tscheremissen auch sind, so können sie doch unmöglich glauben, daß eine Pferdehaut für sie bitten könne, und daß diese Bitte werde die Gottheit bewegen können, ihren Viehstand zu vermehren. — Eine ähnliche Opfersitte ist bei den Circassiern gebräuchlich, aus welcher die vorerwähnte sich erklären läßt. Ihr Opfer besteht in einem Bock. Diesem ziehen sie, nachdem sie ihn geschlachtet haben, die Haut ab und breiten sie mit Kopf und Hörnern auf einer langen Stange über ein Querholz aus. Das Fleisch kochen und braten sie nicht weit davon und essen es. Sobald das Fest vorbei ist, stehen die Mannspersonen auf, verrichten

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 34 ff.

**) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 7. S. 272 ff.

ihr Gebet vor der Haut, und beschließen diese Ceremonie damit, daß sie eine Menge Brantwein trinken, wobei es gemeiniglich zu einem Streite kommt, ehe sie auseinander gehen *). — Da die Circassier ihr Gebet vor der Haut, diesem feierlichen Andenken ihres Opfers, nur stehend verrichten, so vermuthe ich, daß es nicht mehr sey, als was die Tscheremissen thun, welches Bruce muß mißverstanden und für ein Gebet, das an die Haut selbst gerichtet war, gehalten haben. Wenn man die rohen Menschen in ihrer wahren Gestalt darstellen will, muß man sich eben sowohl hüten, ihnen zu viele Tollheiten aufzubürden, als ihnen zu viel Verstand beizulegen.

Die Tschuwaschen haben in der Hauptsache denselben Begriff von der Gottheit, wie die Tscheremissen. Sie glauben einen höchsten Gott, Untergötter und einen bösen Geist **). Eben dieses gilt auch von den Wotjaken, wiewohl mit einigem Unterschiede, sowohl in den Begriffen von der Gottheit, als rücksichtlich des Gottesdienstes. — Sie beten außer einem höchsten Gott auch einen Gott der Erde und des Wassers und die Sonne, als den Sitz der obersten Gottheit, und noch eine Menge Untergottheiten an. Ihr größtes Fest wird nach Beendigung der Erndte mit feierlichen Opfern begangen, die in einem Pferde bestehen, welches am liebsten von Fuchsfarbe, sonst aber auch von jeder andern, nur nicht schwarzer Farbe gewählt wird. Außerdem werden ein Stier, ein Schaf, eine Gans und eine Ente als Opfer geschlachtet und verzehrt. Die kleinen Thiere werden zuerst und das Pferd zuletzt zur Opferspeise bereitet. — Beinahe alle Völker behalten sich selbst das beste und eßbarste der Opferthiere vor. Das übrige bekommen die Götter. So auch die Wotjaken. Das Fleisch essen sie selbst; allein die meisten Knochen und

*) Bruce a. St. B. 8. S. 311 ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 45.

das mit dem Blut in den Magen gefüllte Fett werden verbrannt. Der daraus aufsteigende Dunst soll den Göttern zur Nahrung dienen. — Nach beendigtem Opferdienste werden die Köpfe vom Stier und Schaf nebst dem ganzen Gerippe des Pferdes an einen der auf dem Opferplatze stehenden Bäume aufgehängt, nicht aber die Felle, welche mit nach Hause genommen und verkauft werden können. Die Gebete geschehen bei diesen Opfern gegen die Mittagssonne und nie gegen Aufgang *).

Die Morduanen scheinen alle vorerwähnte Völker, rücksichtlich richtigerer Begriffe von der Gottheit, zu übertreffen. Sie erkennen ein allerhöchstes, im Himmel wohnendes, Wesen, das über alles irdische herrscht. Von ihm komme alles Heil, Hülfe und Schutz für die Menschen. Dieser Glaube ist sehr vernünftig; sie kommen aber mit andern Völkern darin überein, daß sie sich einbilden, daß es böse, feindselig gegen das menschliche Geschlecht gesinnte Geister gebe, die sich im Wasser aufhalten, und mit nichts Anderem umgehen, als den Menschen zu schaden. Doch glauben sie, daß Gott ihr Vieh vor den täglichen Bemühungen derselben, Schaden anzurichten, behüte, lasse ihnen aber alsdann zu, den Menschen Schaden zu thun, wenn ihn diese durch ihre Missethaten erzürnen. Dieser Zorn der Gottheit kann nach ihrer Meinung durch nichts abgewendet werden, als durch einen guten Lebenswandel und durch Gebet. — So sind in ihren Religionsideen wahre und falsche Begriffe unter einander gemischt, und von rohen und ganz unkultivirten Menschen kann man nichts anders erwarten; vielmehr muß man sich wundern, bei solchen Menschen so viele gesunde Begriffe zu finden.

Wenn sich die Morduanen zur Haltung ihres Gottesdienstes vorbereiten, waschen sie sich und ziehen reine Kleider an. Nur alte Personen beiderlei Geschlechts wohnen

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 3. S. 479.

dem Gottesdienste bei. Die jungen Leute bleiben zu Hause. Ihre gewöhnliche Andacht wird am Freitage gehalten, die Ursache aber warum wissen sie nicht anzugeben. An diesem Tage verrichten sie keine Arbeit, sondern bringen ihn einzig und allein mit Begehung ihrer Feier zu. Ihre gottesdienstlichen Gebräuche sind folgende. Vom ganzen Dorfe wird eine hinlängliche Menge Bier und Meth eingesammelt und an die Andachtsstätte hinaus gebracht. Ein jeder bringt nach seinem Vermögen auf eben den Platz ein Pferd, eine Kuh, ein Schaf, oder eine Gans, die alle lebendig seyn müssen. Schweine werden niemals zum Gottesdienste gebraucht. Wenn alles dieses gekocht und vertheilt ist, fangen sie alle an, gemeinschaftlich gegen Osten zu beten, und jeder bittet um das, was er braucht. Wenn sie dieses Gebet, das sehr kurz ist, hergesagt haben, stehen sie eine Zeitlang stille. Alsdann knien sie, und fallen kniend dreimal platt auf die Erde nieder. Ihr Beten währt ungefähr vier Stunden, und wenn sie damit fertig sind, setzen sie sich zu Tische und essen und trinken, was sie zugerichtet haben. Nach dem Essen fangen sie abermals an, zwei Stunden lang auf gleiche Weise zu beten. Die Ueberbleibsel von den Speisen vertheilen sie unter sich in gleichen Theilen, nehmen es mit nach Hause und theilen es unter ihre Hausgenossen aus. — Diese allgemeine Andacht wird von ihnen zur Zeit des Mißwachses als ein Bußtag gefeiert, ingleichen in fruchtbaren Jahren, als ein Dankfest, wenn sie mit der Erndte fertig sind. — Man kann diesem Volke eine, wenigstens äußere, Andacht nicht absprechen; daß sie aber sollten anhalten können, vier Stunden ununterbrochen zu beten, ist kaum glaublich. Wenigstens muß ihnen gewiß die innere Andacht vergehen. Was ich rücksichtlich dieses Gottesdienstes bei diesem Volke rühmlich finde, ist dies, daß sie einen solchen Festtag nicht, wie die meisten Völker, blos feiern, um die Strafe abzuwenden, sondern auch, um ihre Dankbarkeit für genossene Wohlthaten an den Tag zu legen. Der Gottesdienst der meisten rohen

Völker zweckt einzig und allein auf das erstere, nicht aber auf das letztere ab.

Außer diesem großen, allgemeinen Gottesdienste opfern sie auch der Sonne beim Anfange des Frühlings, wenn sie das Getreide aussäen, und dem Neumonde; denn sie halten diese himmlischen Lichter für Götter. Doch machen sie hierbei den Unterschied, daß sie diesen Gottheiten nicht ihre größten Opfer bringen, sondern nur Schafe, Gänse und dergleichen. — Die Morduanen haben auch ihre Privatandacht, welche jeder in seinem Hause hält. Zu dieser Andacht wählen sie den Vormittag und richten ein Schaf oder eine Gans zu, welche zu Hause gezogen seyn müssen; denn Thiere zu einer solchen Andacht zu kaufen, wird für eine Sünde gehalten. Die Armen aber nehmen, wenn sie nichts anderes haben, einen dicken Grütze zur Verrichtung ihres Gebets *). Aus diesem ganzen Berichte erhellt, daß die Morduanen bei allen ihren gottesdienstlichen Uebungen eine materiellere Nahrung, als die geistige, haben wollen. Bei ihnen würde das Fasten kaum ein religiöser und verdienstlicher Gebrauch werden können.

Von den nördlichen Gegenden Asiens will ich mich an die südlichen wenden. Daß die Araber und Perser, als Mahomedaner, Einen höchsten Gott annehmen und verehren, ist allbekannt. Daß die Indianer und Chinesen, außer Untergöttern und Fetischen, auch Eine höchste Gottheit anbeten, habe ich in einer andern meiner Schriften gezeigt **). Dasselbe findet man auch bei den Cochin-Chinesen; die Art aber, wie sie ihre Begriffe von dem höchsten Gotte äußern, hat etwas besonderes an sich, das Erwähnung verdient. Obgleich sie ihre Untergötter durch Bilder vorstellen und diesen eine verschiedene Größe geben nach dem verschiedenen

*) Lepechin Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 100 ff.

**) Historisk-philosophiske Undersögelser over de äldste Folkeslägters religiöse og philosophiske Meninger.

Grade der Heiligkeit dessen, den sie vorstellen; so haben sie doch kein Bild des höchsten Gottes. Der hohe, ihm geweihte, Altar in ihren Tempeln ist daher ledig, und hat einen dunkeln Raum hinter sich. Durch diesen Raum wollen sie, dem Berichte des Borri zufolge, die Unermeßlichkeit des höchsten Wesens und durch die Dunkelheit die Unsichtbarkeit desselben andeuten. Sie glauben, daß die Untergötter auch dieses große Wesen anbeten, und suchen die Gunst derselben nur darum zu gewinnen, damit sie bei diesem Wesen für sie bitten sollen. Man sieht also hieraus, daß sie einer alles lenkenden und alles wirkenden Ursache ihren vornehmsten Gottesdienst widmen*). Der Gedanke, daß die Untergötter bei dem höchsten Gotte für die Menschen bitten sollen, ist eine der vielfachen Thorheiten, welche auch die katholischen Christen, die die verstorbenen Heiligen um ihre Fürbitte bei Gott anrufen, nicht für sich selbst behalten können.

Die Einwohner der moluckischen Inseln sollen auch einen Begriff von einem höchsten Gotte, dem Schöpfer aller Dinge, haben. Sie nehmen außerdem Untergötter an, und opfern dem Himmel, den Sternen und der Erde. Auch sollen sie ein böses Wesen anbeten; allein ob sie das höchste Wesen, welches sie für den Schöpfer aller Dinge halten, verehren, muß ich dahin gestellt lassen**). Dagegen ist es gewiß, daß die Einwohner der Philippinen vor der Einführung der katholischen Religion, eine höchste Gottheit, die sie Bathala nannten und für den Schöpfer und Vater aller ihrer übrigen Götter hielten, erkannt und verehrt haben. Außer ihm aber beten sie auch die Sonne, den Mond und den Regenbogen an. Auch verehrten sie, wie die Molukken, diejenigen ihrer Vorfahren, welche sich

---

*) Borri's Beschreibung von Cochin-China; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 6. S. 318 ff.

**) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 77.

durch Muth und Geschicklichkeit hervorgethan haben. Jeden alten Baum sahen sie für die Wohnung eines höhern Wesens an, welchem sie göttliche Ehre erwiesen, und hielten es für ein Verbrechen, ihn umzuhauen. Selbst noch, nachdem sie Christen geworden, haben sie eine ganz besondere Ehrfurcht für gewisse Bäume. Sie hatten ebenfalls Götter für die Steine und Felsen, die Berge und Ebenen, und baten sie allemal um Erlaubniß, wenn sie über selbige reisen wollten; andere waren für die Kornfelder, welche sie um Segen anriefen, und setzten, damit ihre Bitte erhört werde, ihnen Speise und Trank in den Feldern vor. Sie hatten auch einen Gott der See, der die Aufsicht über ihre Fischerei und Schiffahrt hatte. Ein anderer war der Schutzgott ihres Hauses, welchen sie bei der Geburt eines Kindes anriefen, und dasselbe seinem Schutze empfahlen. — Daß sie gewisse Thiere verehrten, habe ich oben bei einer andern Gelegenheit gesagt, und dieses haben sie mit vielen andern Völkern gemein; aber etwas ihnen eigenthümliches ist es, daß sie unter die höhern Wesen auch alle diejenigen rechneten, die von dem Blitze getroffen oder von einem Krokodill gefressen, oder sonst eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Von solchen Menschen glaubten sie, daß sie von dem Regenbogen in einen glücklichen Zustand versetzt würden. Sie müssen folglich, wie die alten Skandinaver, den Regenbogen für eine Brücke gehalten haben, worüber die Seele in den Himmel überging. Die Ursache aber, warum sie die auf solche Weise umgebrachten Menschen für höhere Wesen hielten, läßt sich kaum erklären.

Die Philippinen hatten keine Art von Tempeln oder öffentlichem Gottesdienste, sondern ihre Götzenbilder standen in ihren Häusern, oder in einem Keller, nebst einem Gefäße, worin sie Weihrauch für die Götter anzündeten. Sie hatten indeß viele Priester und Priesterinnen, die bei den Opfern mit dem Körper verschiedene konvulsivische Bewegungen machten, als ob sie von einem Geiste besessen wären. Bei ihren Opfern beobachteten sie verschiedene

Gebräuche, je nachdem die Gelegenheit war, bei welcher sie selbige brauchten. Wenn das Opfer eine Ehrenbezeigung gegen eines ihrer verstorbenen Oberhäupter seyn sollte, so pflanzte man vor dem Hause, worin sich die Gäste versammelten, einen mit Tüchern von verschiedenen Farben behängten Baum auf, und die Priesterin ließ das zu dem Ende herbei gebrachte Thier von einem Mädchen, welches das beste Ansehen hatte, tödten, welches mit Musik und Tanz begleitet ward. Wenn das Thier getödtet war, wurde es zugerichtet und nebst verschiedenen andern Speisen vertheilt; allein das Opferfleisch ward am höchsten geschätzt und mit großer Ehrfurcht verzehrt. Diese Ceremonie wurde mit Trinken und Singen beschlossen. — Wenn das Opfer für einen Kranken angestellt wurde, ließ der Priester eine neue Hütte bauen und den Kranken dahin bringen. Mit ihm brachte man auch das Opfer dahin, welches zuweilen ein Sklav, gemeiniglich aber ein Landthier oder eine Schildkröte war. Man legte den Kranken auf eine Matte und setzte verschiedene Speisen neben ihn. Die Priesterin tanzte mit kleinen Schellen um ihn herum, verwundete das Thier und bestrich ihn mit dem Blute. Aus den Eingeweiden sagte sie unter vielen krampfhaften Bewegungen den Ausgang der Krankheit vorher. Wenn sie seine Genesung prophezeite, so fiel alles über die Speisen her. Man aß, trank und sang die Geschichte seiner Vorfahren*).

So findet man in Asien viele Völker, welche sowohl einen höchsten Gott glauben, als ihn verehren. In Afrika aber gibt es nicht so viele. Wenn man die von den Christen und Mahomedanern bewohnten Länder ausnimmt, wird man finden, daß die Bewohner der meisten andern Gegen-

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 327 ff. Die heutige Historie der latronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. Kap. 11.

den zwar einen höchsten Gott erkennen, welches ich im vorigen Kapitel gezeigt habe; sie verehren ihn aber nicht. Einige, und zwar sehr wenige, machen hier eine Ausnahme. Zu diesen rechne ich die Madegassen.

Die Madegassen verehren ein höchstes, gutes und gerechtes Wesen, welches nach dem Tode das Gute und Böse richten wird. Es habe, sagen sie, alles erschaffen. Von ihm komme alles Gute und nichts Böses. Es gebe allen Geschöpfen das Leben und nehme es ihnen auch wieder, wenn es ihm gefalle. Sie weihen diesem Wesen keine Tempel und noch weniger Bilder; jedoch verehren sie dasselbe und opfern ihm Ochsen und Schafe; diese Opfer scheinen aber nur Dankopfer zu seyn, indem sie es für ein so gutes Wesen halten, daß sie ihm nicht Opfer darzubringen brauchen, um es zu versöhnen.

Da sie glauben, daß nichts Böses von dem höchsten Wesen komme, und sie doch so viele Uebel in der Welt finden, so nehmen sie, um sich dies zu erklären, ein böses Wesen an. Dieses halten sie für den Urheber alles Uebels, aller Krankheiten, aller Uneinigkeiten und aller Laster. Einige sind der Meinung, daß sie diesem Wesen aus Furcht opfern. Sonnerat sagt, daß sie für das böse Wesen allemal einen Theil der Opfer zurück behalten, welche sie für das gute schlachten. Bonjowsky hingegen behauptet, das Stück des Opferthieres, das ins Feuer geworfen wird, sey nicht für den bösen Geist bestimmt, sondern dies sey nur eine alte Gewohnheit, wozu sie die Veranlassung nicht wissen. Wer hier Recht habe, darf ich nicht entscheiden. Die Sache ist auch nicht von großem Belange. So viel ist gewiß, daß ihre Zauberer sich allerlei Gaukeleien bedienen, um dem Volke einleuchtend zu machen, daß sie das Böse abwehren, welches dieses schädliche Wesen sonst stiften würde. Die vernünftigen Madegassen bauen jedoch nicht viel auf diese Zauberkünste; die Einfältigen aber setzen viel Vertrauen darauf.

Außer diesem bösen Wesen glauben sie unzählige Gei-

ster, die der höchste Gott erschaffen hat, welche den Himmel, die Gestirne, Luft, Wasser und Erde bewegen, auch den Menschen das Leben und die Güter erhalten und sie vor allen Gefahren schützen. Diese Geister theilen sie in sieben verschiedene Gattungen ab. Einige haben einen unsichtbaren Körper, wohnen an einsamen Orten, und machen sich nach Gefallen sichtbar. Diese sind sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts, verheirathen sich, sind sterblich und werden mit der Seligkeit belohnt, oder mit der Verdammniß bestraft, je nachdem sie einen guten oder schlechten Wandel geführt haben. Eine andere Gattung der Geister hält sich in öden Häusern oder Dörfern auf, wo sie die Menschen peinigen und oft tödten, welche ihnen die Schätze, die sie verwahren, rauben wollen. Eine andere Art der Geister sind Menschen, die nach dem Tode wieder aufleben und verdammt sind in Gehölzen und den einsamsten Orten herum zu streifen, weil sie ihren Kindern, Brüdern oder Schwestern beigewohnt haben, und mithin nicht werth sind, von der Erde bedeckt zu werden. — Diese Erdichtung hat ohne Zweifel eine moralische Tendenz, die nämlich, diese rohen Menschen von dergleichen groben Lastern abzuschrecken. So sind auch bei uns in frühern Zeiten zur Beförderung irgend einer moralischen Absicht ohne Zweifel manche abergläubische Erzählungen von den Mönchen erdichtet worden, wovon es ein Leichtes wäre, Beispiele anzuführen, wenn solches nicht meinem gegenwärtigen Plane unangemessen wäre.

Daß sie auch das Meer, oder einen Geist im Meere anbeten, möchte man aus einer Ceremonie schließen, die sie beobachten, wenn sie eine Seereise unternehmen wollen. Der Steuermann nimmt etwas Seewasser auf und richtet dann Gebete an das Element, das ihn nun tragen soll, beschwört es, seinem Schiffe keinen Schaden zu thun, selbiges vielmehr vor allen Klippen zu bewahren, und bald, mit vielen Sklaven beladen, wieder in den Hafen zu bringen. Hernach steigt er ins Wasser hinab, geht rings um das

Fahrzeug herum und besprengt es allenthalben mit Wasser. Wenn dies geschehen, kommt er wieder ans Gestade, gräbt ein Loch in die Erde und legt ein Stück von einem gewissen Blatte hinein. Die übrigen, welche die Fahrt mitmachen sollen, setzen sich in einen Kreis herum, richten Gebete an das Meer und stechen dann in die See.

Uebrigens findet man bei den Madegassen verschiedene Fabeln, welche, meines Erachtens, hinlänglich beweisen, daß sie in frühern Zeiten mit Christen müssen Umgang gehabt haben. In ihrer Lehre von dem Ursprunge der Menschen kommen Züge vor, die diese Quelle zu verrathen scheinen. Diejenigen unter ihnen, die einige Gelehrsamkeit zu besitzen glauben, erzählen: der Schöpfer des Himmels und der Erde habe aus dem ersten Menschen, während daß er geschlafen, sieben Weiber genommen, und diese seyen die Mütter der verschiedenen Kasten. Eine Kaste soll von dem Weibe herstammen, das aus dem Gehirne des ersten Menschen genommen, eine andere von dem, das aus seinem Halse, und noch eine andere von dem, das aus seiner linken Schulter gezogen wurde. Eine Kaste verdankt dem Weibe ihren Ursprung, das aus seiner rechten Seite hervorging, während daß er im tiefen Schlafe lag. Die Mutter einer andern Kaste kam aus seiner Wade, und noch eine andere läßt man aus seiner Fußsohle abstammen. Auf diese Weise erklären sie sich den Ursprung der verschiedenen Kasten und die Ungleichheit der Stände, die unter ihnen angetroffen wird.

Obgleich in diesem Mährchen Züge gefunden werden, die mosaischen Ursprungs zu seyn scheinen, so würde ich doch nicht bloß daraus auf einige Bekanntschaft mit Christen schließen, wenn man nicht unter ihnen andere Erzählungen fände, die hinlänglich davon zeugen. — Vom Sündenfalle erzählen sie folgendes: Nachdem Gott Himmel, Erde und alle Kreaturen erschaffen, habe er auch den ersten Menschen hervorgebracht und in das Paradies, welches sie in der Sonne oder dem Monde suchen, gesetzt, auch demselben

zu essen und zu trinken verboten, weil er dessen nicht bedürfe. Nachdem ihn der Teufel aber zum ersten Mal vergebens zum Essen gereizt, habe er einen zweiten Versuch gemacht, und den Menschen versichert, daß ihm Gott erlaubt habe, nach Belieben zu essen. Der Mensch habe sich hierdurch dazu bereden lassen, und nach geschehener Verdauung sey er genöthigt worden, das Paradies zu verunreinigen. Der Teufel habe ihn deswegen gleich bei Gott verklagt, der ihn aus dem Paradiese auf die Erde geworfen, wo ihm eine Beule an der Wade gewachsen, aus welcher nach zehn Monaten ein Mädchen hervorgekommen sey, welches er zur Frau genommen habe. — Auch von der Sündfluth haben sie eine Sage, die vollkommen mit der mosaischen übereinstimmt. — Von Christo haben sie, unter dem Namen Rahissa, einige Nachricht. Sie sagen, er sey von Gott auf die Erde gesandt, von der Jungfrau Maria ohne Zuthun eines Mannes und ohne Schmerzen geboren. Er sey Gottmensch und ein großer Prophet gewesen, von den Juden zwar ans Kreuz geschlagen worden, aber nicht gestorben, weil Gott den Körper eines Missethäters an seine Stelle gehangen habe *). — Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß diese Sagen christlichen Ursprungs und in der Länge der Zeit verunstaltet worden sind. Ob aber die Madegassen diese Sagen hatten, als die Portugiesen, die im Jahre 1506 diese Insel entdeckten, nach dem Lande kamen, oder ob sie von den Portugiesen eingeführt worden sind, kann ich nicht mit völliger Gewißheit entscheiden. Im erstern Falle müssen Christen bei einer oder der andern Gelegenheit

---

*) De Page's Reisen um die Welt. Th. 2. S. 564 — Beschreibung der Insel Madagaskar; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 14. S. 72 ff. — Benjowsky's Begebenheiten und Reisen. B. 2. S. 232 ff. — Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. § 3. — Reise nach Madagaskar und Ostindien, von Rochon. S. 55.

an das Land gekommen seyn, ehe die Europäer es entdeckten. Im letztern Falle ist es auch sehr möglich, daß ihre Religionslehren in einer Zeit von zwei bis dreihundert Jahren so verunstaltet werden konnten, wie wir sie jetzt finden.

In Amerika, in den nördlichen sowohl, als den südlichen Ländern dieses Welttheils, gibt es gleichfalls verschiedene Völker, die eine höchste Gottheit sowohl erkennen, als verehren, dabei aber zugleich Untergötter und böse Geister verehren. — Was die Nordamerikaner betrifft, so ist es sehr schwer, eine genaue Kunde von ihren Religionsbegriffen zu erhalten, indem sie theils solche zu verhehlen suchen, weil die Europäer dieselben oft lächerlich gemacht haben, theils auch, weil sie, wenn sie aus Freundschaft sie bekannt machen wollen, oft eines oder das andere, das sie von den Missionarien gehört, darunter mischen. Die Nadowessier scheinen diejenigen zu seyn, von deren Religionsmeinungen wir die sicherste Kenntniß haben, weil ihre Religion die wahre, alte, ursprüngliche Religion dieses Volks und von allen fremden Lehren frei ist, welche sich unter den Indianern in der Nähe der Kolonien jetzt eingeschlichen haben. Sie erkennen ein höchstes Wesen, als Schöpfer und Lenker aller Dinge. Sie halten dieses Wesen für den Urheber alles Guten, von dem nichts Böses kommen könne. Sie nennen es den großen Geist. — Gegen diese Lehre können Christen nichts einzuwenden haben. — Aber außer diesem höchsten Wesen glauben sie auch andere gute Geister von einem niedern Range, denen zur Beförderung der menschlichen Wohlfahrt verschiedene Verrichtungen angewiesen sind. — Dieses werden die Christen ihnen nicht einräumen. — Jeder Geist hat gewisse Theile der Natur unter seiner Aufsicht, z. B. Seen, Flüsse, Berge, Thiere, Vögel, selbst Pflanzen und Steine von besonderem Werthe, und allen diesen Geistern erweisen sie eine Art von Verehrung. So bringen sie, wenn sie zu einer See oder einem Flusse kommen, dem Geiste, der sich, ihrer Meinung nach, darin aufhält, ein Opfer dar.

Dies ist eigentlich die Hauptsache in der Lehre von der Gottheit, worin sich die Christen und Nadowessier von einander unterscheiden. Daß sie sich nicht, wie Carver meint, dieselben Begriffe von einem Geiste machen, wie wir, ist nicht mehr, als man sich vorstellen kann. Dieses gehört zu der höhern Philosophie, die man bei rohen Menschen nicht verlangen muß. Selbst der Philosoph kann schwerlich sagen, was ein Geist sey, sondern nur, was er nicht sey. — Die Nadowessier machen sich einen körperlichen Begriff von ihren Göttern. Nach Carvers Berichte legen sie denselben eine menschliche Gestalt bei, jedoch eine solche, welche die der Indianer an Schönheit weit übertrifft. — Höher können die rohen Völker mit ihren Gedanken von der Gottheit auch nicht steigen. Wenn sie sich vermittelst der Philosophie zu der Idee von dem einzigen Geiste erheben könnten, so hätten sie eine Geisteskultur, die sie weit über die rohen Völker erhübe, und könnten alsdann nicht länger zu ihnen gerechnet werden.

Allein wie diese Nordamerikaner sich den höchsten Gott als ein gutes Wesen denken, von dem nichts Böses kommen kann, und sie dennoch so viel physisches Uebel in der Welt zu finden vermeinen, so ist es natürlich, daß sie, wie alle rohe Völker, auch ein böses Wesen glauben müssen, von dem alles Böse komme, das die Menschen befällt. Daß es kein wirklich physisches Uebel in der Welt gebe, daß alles, was für unsre Gefühle ein Uebel ist, der Folgen wegen, die es für das Ganze oder für das Einzelne hat, gut seyn könne, dieser Gedanke ist für einen ungebildeten Verstand zu hoch. Man darf sich also nicht wundern, daß diese rohen Menschen alle gewaltsamen Naturbegebenheiten, als Erdbeben, Gewitter, Sturmwinde, dem Einflusse unsichtbarer Wesen beimessen. Diese fürchten sie daher beständig und suchen die bösen Wirkungen derselben durch Zauberkünste und Beschwörungen abzuwenden. Furcht hat, wie Carver sagt, auf ihre Gottesverehrung einen größern Einfluß, als Dankbarkeit. Sie suchen mehr dem Zorne der bösen Geister

zu entrinnen, als sich die Gunst der guten zu erwerben. Sie singen zwar und tanzen beim Anfange des Neumondes; es ist aber nicht ausgemacht, daß sie demselben einige göttliche Verehrung bezeigen. Sie scheinen sich nur über seine Rückkunft zu erfreuen, weil sein Licht ihre Nächte angenehm macht und sie auf ihren Reisen begleitet, wenn die Sonne ihnen nicht länger scheint *).

Bei den Muskogulgen, einer Völkerschaft in Karolina, findet man auch keine Fetischverehrung, wenn man nicht etwa ihr Tabaksrauchen nach der Sonne und ihre Freude beim Erscheinen des Neumondes Abgötterei nennen will, was es keinesweges ist. Sie haben keine Götzenbilder, auch konnte Bartram keine religiöse Ceremonien bei ihnen bemerken. Sie beten nur den großen Geist, der allen Lebenden Athem gibt und nimmt, mit der größten Ehrfurcht an **). So denken diese ganz rohen Menschen, und doch will man behaupten, kein Volk verehre einen einzigen wahren Gott, außer denen, die ihre Kenntniß von dem Einen höchsten Gotte aus der Offenbarung geschöpft haben. Haben diese Indianer denn auch die Offenbarung der Juden und Christen gekannt? Mit aller Achtung gegen diese Offenbarung kann ich doch meine Augen vor so manchen zuverlässigen historischen Nachrichten nicht verschließen, und freue mich darüber, daß ich sie lesen kann.

Die alten Apalachiten, ein Volk in Florida, beteten auch einen höchsten Gott an; aber ihre Begriffe von ihm waren nicht, oder scheinen nicht so rein, wie die der Muskogulgen und der Nadowessier zu seyn. Ihre oberste Gottheit war die Sonne, oder der große Geist, der wahrscheinlich, ihrer Meinung nach, sich in der Sonne aufhielt. Sie hielten dafür, daß ihre Strahlen die Kraft hätten, allen Geschöpfen das Leben zu geben, allerlei Krankheiten zu hei-

---

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 13.

**) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 472.

len und die unfruchtbarsten Länder und Gebirge fruchtbar zu machen; ingleichen die Welt bestünde bloß vermittelst des Einflusses dieses Gestirns. — Es ist nicht zu läugnen, daß ihre Begriffe von dem höchsten Gotte, ob diese gleich nicht völlig rein sind, doch erhaben und edel sind; auch dachten sie rücksichtlich der Art, wie sie diese Gottheit verehrten, vernünftiger, als die meisten andern rohen Völker. — Die Verehrung, die sie der Sonne bezeigten, bestand darin, daß sie selbige bei dem Aufgange grüßten, und einige Lobgesänge anstimmten. Eben dieses thaten sie auch beim Niedergange, wobei sie zugleich baten, daß sie zur gehörigen Zeit wieder zurückkehren und sie mit ihrem Lichte erfreuen möchte. Außer diesem täglichen Dienste, den jedermann an seiner Hausthüre verrichten konnte, hatten sie noch andere feierliche Dienste, die in Danksagungen und Dankopfern bestanden, wobei Rauchopfer gebracht wurden; welche Feier sie des Jahres viermal mit großer Pracht und unter allgemeinem Zulauf aller Einwohner und der angränzenden, mit ihnen verbündeten, Völkerschaften zu begehen pflegten. Keine blutige Opfer und noch weniger Menschenopfer waren bei ihnen gebräuchlich; denn sie glaubten, daß dieses große, wohlthätige Wesen eine Verehrung, die seine edelsten Geschöpfe vernichtete, nicht billigen könnte. Statt dessen aber opferten sie nur Weihrauch und andere Spezereien, die sie unter Singen und Tänzen anzündeten. Sie hatten auch andere Opfer, die in Kleidungsstücken und andern Geschenken bestanden, die sie den Opferpriestern überlieferten; damit sie den Armen, welche dieser Feierlichkeit beiwohnten, gereicht werden möchten *). Dies ist ganz der Lehre Pauli gemäß, daß wohlthätige Handlungen Opfer seyen; die Gott gefallen. Ihre Gottesverehrung bestand also in Beweisen der Dankbarkeit und der Vollbringung guter Thaten.

---

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 4. Hauptst. 4. §§. 71. 72. und 75.

Die Freude, welche die Gottesverehrung der Apalachiten uns gewährt, verliert sich, wenn wir die der Mexikaner betrachten. Zwar hatten sie einen, wiewohl sehr unvollkommenen, Begriff von einem höchsten, vollkommenen und unabhängigen Wesen, welchem sie Furcht und Anbetung schuldig zu seyn glaubten. Sie stellten es unter keiner Gestalt vor, weil sie es für unsichtbar hielten. Sie gaben ihm den allgemeinen Namen Gott. Sie gaben ihm noch gewisse Beinamen, welche die Größe und Macht, die er, ihrer Meinung nach, in hohem Grade besitzen müsse, ausdrückten. So nannten sie ihn z. B. Ipalnemoani, d. i. der, durch den wir leben, oder Tloque Nahuaque, d. i. der, welcher alles in sich selbst ist. Ihre Begriffe von diesem höchsten Wesen waren also sowohl erhaben, als richtig; aber ihre Kenntniß und Verehrung desselben ward durch die ungeheure Menge der Untergötter verdunkelt, die der Aberglaube erfand.

Unter diesen zählte man dreizehn vornehme oder Hauptgottheiten, weswegen auch die Zahl Dreizehn heilig war. Nach dem höchsten und unsichtbaren Gotte war Tezlalipoca die vornehmste Gottheit. Er war die Seele der Welt, der Schöpfer des Himmels und der Erde. Man bildete ihn allemal jugendlich ab, um anzudeuten, daß keine Reihe von Jahren seine Macht verminderе. Sie glaubten, daß er die Rechtschaffenen mit allerlei Wohlthaten belohne und die Gottlosen mit Krankheiten und anderm Kummer strafe. An den Ecken der Gassen standen Steine, damit sich der Gott nach Belieben darauf setzen könnte, und worauf deswegen sich niemand setzen durfte. Außer dieser Gottheit hatten sie noch einen Gott und eine Göttin, die in dem Himmel wohnten. Diese wachten über die Welt und erfüllten die Wünsche der Menschen, jener die der Männer, diese der Weiber. Sie vergötterten auch die Sonne und den Mond, standen aber in dem sonderbaren Wahne, daß diese beiden Himmelskörper vormals Menschen gewesen seyen. Hieraus kann man schließen, welche Astronomen die Mexi-

kaner gewesen sind. — Sie hatten einen Gott der Luft, der auch ehemals Mensch und Oberpriester gewesen seyn soll. Sie fabeln von einer solchen Glückseligkeit unter seiner Regierung, daß die Zeit mit der Fabel der Griechen, von dem Reiche des Saturnus große Aehnlichkeit hat. — Außerdem hatten sie, wie die Griechen und Römer, Götter der Berge, des Wassers, des Feuers, eine Göttin der Erde und des Getreides, einen Gott und eine Göttin der Hölle, die im Innern der Erde wohnten, einen Gott der Nacht, eine Göttin der Wiege, deren Obhut sie ihre Kinder, vornehmlich des Nachts empfahlen. Sie hatten auch einen Gott des Krieges, welcher unter allen Göttern von den Mexikanern am meisten und als ihr vornehmster Schutzgott verehrt wurde. Sie hatten aber außer ihm auch andere Kriegsgötter. — Sie hatten noch Götter der Handlung, der Jagd, welche eine Göttin war, der Fischerei, welchen man für den Erfinder der Fischereigeräthschaften hielt, eine Göttin des Salzes und eine der Arzneikunst, die man für die Erfinderin verschiedener nützlicher Spezerei hielt, einen Gott des Weins, eine Göttin der Blumen, einen Gott, den sie anriefen, um Vergebung der Sünden zu erhalten und von den Strafen derselben befreit zu werden. Sie hatten einen Gott der Goldschmidte und einen Gott der Verfertiger der Matten und Strohdecken, einen Gott der Freude und eine Göttin des Alters. — Noch hatten sie ihre Hausgötzen. Von diesen hatten die Könige sechs in ihren Häusern, die Adeligen vier und die geringern Einwohner zwei. Außer diesen Göttern und etlichen andern, die ich, um die Leser nicht zu ermüden, übergehe, hatten die Mexikaner zweihundert und sechzig, denen eben so viele Tage gewidmet waren, und diese Tage führten ihre Namen.

Die Mexikaner geben folglich den Griechen und Römern in der Menge der Götter nichts nach. Bei keinem von allen bisher erwähnten Völkern habe ich so viele gefunden, und darüber kann man sich mit Recht nicht wundern. Da Ein Gott hinlänglich ist, um sich das Daseyn und die Re-

gierung der Welt zu erklären, so sind zwei Götter zu viel, und sind zwei zu viel, so werden zuletzt drei zu wenig. Damit will ich so viel sagen, daß wenn sich ein Volk erst erlaubt, zwei Götter zu glauben, es nicht leicht dabei stehen bleibe. Aus demselben Grunde, aus dem man zwei Götter glaubt, kann man tausend glauben. Vermuthlich sind die rohen Völker der Meinung, daß die Macht der Untergötter, denen die Regierung der Welt überlassen ist, sehr beschränkt sey, daher ein jeder seinen eigenen Wirkungskreis haben muß. Je kleiner dieser ist, desto besser kann er übersehen und ausgefüllt werden. Je mehrere Götter man daher annimmt, je besser muß es mit der Regierung der Welt gehen.

Alle diese von den Mexikanern erdachten Götzen hatten ihre Bilder, welche gemeiniglich aus Thon, Stein und Holz, jedoch auch zuweilen von Gold und andern Metallen verfertigt waren. Sie wurden in den Tempeln, in den Häusern, auf den Gassen und in den Wäldern verehrt. Die Verehrung derselben bestand in Gebeten, Knien, Niederwerfen auf die Erde, Gelübden, Fasten, allerlei Kasteiungen, Opfern und Ceremonien. Sie beteten gemeiniglich knieend, mit dem Gesichte gegen Morgen, daher die Tempel allemal ihren Eingang gegen Westen haben. Sie thaten für sich und für ihre Kinder Gelübde, und widmeten sie oft dem Götzendienste in einem Tempel oder Kloster. Ihre Kasteiungen, besonders die der Priester, bestanden im Wachen und Fasten, in der Enthaltung von Fleisch und Wein, und daß sie nur einmal des Tags aßen, welches einige des Mittags, andere erst des Abends thaten. Die schrecklichsten ihrer Kasteiungen bestanden in der Art, wie sie ihren Körper verwundeten. Sie stachen sich nämlich mit den feinsten Stacheln der Aloe, und durchbohrten sich die Lippen, die Ohren, die Zunge und die fleischigen Theile der Arme und Beine. In diese Oeffnungen steckten sie kleine Stücke Rohr, durch welche das Blut herausfloß. Selten fiel ein Fest ein, wozu sie sich nicht auf diese Art vorbereiteten, und während

der Zeit mußten sie sich alles Umganges mit dem andern Geschlechte enthalten.

Die Mexikaner hatten folglich alle mögliche Künste erdacht, um sich die Gunst der Götter zu erwerben. Ob sie auch einen bösen Geist verehrten, weiß ich nicht; gewiß aber ist es, daß sie einen bösen Geist, einen Feind der Menschen, glaubten und sagten, er erscheine den Menschen oft, theils um sie zu erschrecken, theils um ihnen Schaden zu thun. Ohne Zweifel haben sie geglaubt, wirklich solche böse Wesen zu sehen. Alles, vor dessen Anblick sich der Abergläubische fürchtet, sieht er, gleichwie der, der keine Furcht kennet, nichts sieht. Ein Kind, das niemals von Gespenstern reden gehört, sieht sie gewiß auch nie, und der rohe abergläubische große Haufe sieht und hört sie häufig. Seine Einbildung, mit Furcht gepaart, erschafft sie.

Der vornehmste Gottesdienst der Mexikaner und das wichtigste Geschäft der Priester bestand in Opfern. Diese waren Blumen, allerlei Pflanzen, verschiedene Arten von Thieren, als Wachteln, Falken, Hasen, Kaninchen, Rehe und außerdem völlig zubereitete Speisen, welche sie in solcher Menge darbrachten, daß alle Diener der Tempel genug daran hatten. Alle Morgen wurde eine große Menge Schüsseln mit kochenden Speisen zu den Füßen der Altäre hingesetzt, damit der Dampf davon den Göttern zur Nahrung dienen möchte. Das übrige nahmen die Priester. Täglich streuten sie den Götzen Weihrauch, nicht nur in den Tempeln, sondern auch ihren Hausgötzen. In keinem Hause fehlten Rauchfässer. Wahrscheinlich mögen sie geglaubt haben, daß der Geruch davon den Göttern, wie den Menschen, angenehm sey.

Allein ihre vornehmsten Opfer waren Menschenopfer, und schwerlich wird man eine Nation finden, welche diese Unmenschlichkeit zu einem so hohen Grade getrieben hat. — Diese Opfer waren in Ansehung der Anzahl, des Orts und der Art und Weise verschieden. Einige ließ man im Meer

ertrinken, andere, in den Höhlen der Berge eingeschlossen, Hungers sterben; gemeiniglich aber wurden dergleichen Opferungen durch die Priester in den Tempeln verrichtet. Das unglückliche Schlachtopfer ward ganz nackend in den Tempel geschleppt und auf dem Altar ausgestreckt. Der Priester öffnete ihm die Brust mit einem scharfen Messer von Flintenstein, riß das noch schlagende Herz heraus, bot es der Sonne dar, und legte es hernach dem Götzenbilde zu Füßen, hob es wieder auf, bot es alsdann dem Götzen selbst dar, verbrannte es und bewahrte die Asche mit großer Verehrung. War das Götzenbild von kolossalischer Größe und hohl, so steckte man ihm das Herz mit einem goldenen Löffel in den Mund. Auch pflegte man die Lippen des Götzen und das Thürgesims des Tempels mit dem Blute des Schlachtopfers zu bestreichen. War es ein Kriegsgefangener, der geopfert wurde, so schnitten sie ihm gleich nach dem Opfer den Kopf ab, um die Hirnschale aufzubewahren, und warfen den Körper die Treppen hinunter auf den untern freien Platz, wo derjenige, welcher ihn gefangen genommen hatte, ihn wegnahm, nach Hause brachte, kochte und seine Freunde damit bewirthete. War es kein Kriegsgefangener, sondern ein zum Opfer gekaufter Sklav, so nahm ihn der vorige Eigenthümer in gleicher Absicht vom Altar weg. Sie verzehrten nur die Schenkel, Beine und Arme. Das übrige verbrannten sie, oder warfen es den wilden Thieren und Raubvögeln vor, die im königlichen Pallast gehalten wurden. — In Ansehung der Anzahl dieser unglücklichen Schlachtopfer sind die Meinungen sehr verschieden. So viel ist gewiß, daß sich die Zahl derselben jährlich auf viele Tausende belief, nachdem man im Kriege viele Gefangene machte; und da die Mexikaner viele Eroberungen machten, und die Hauptabsicht derselben nicht so sehr dahin ging, viele Feinde zu tödten, als vielmehr um der Opfer willen viele Gefangene zu machen, so kann man leicht denken, daß die Menschenopfer sehr zahlreich gewesen seyn müssen. Hierzu kamen noch theils viele zu dem Ende

gekaufte Sklaven, theils viele Verbrecher, die zum Opfer verurtheilt wurden. Alle diese Unglücklichen wurden im voraus gemästet, wie die zur Speise bestimmten Thiere, wahrscheinlich in der Meinung, daß sie, je fetter sie wären, den Göttern desto angenehmer seyn müßten. Vielleicht mästeten sie dieselben auch zum eigenen Gebrauche, weil sie nach dem Opfer eine Mahlzeit davon anrichteten *).

Aus diesem Opferdienste läßt sich auf die Grausamkeit der Mexikaner schließen, und folglich haben sie sich ihre Götter eben so grausam gedacht, wie sie selbst waren. Blut und Menschenblut oder die davon aufsteigenden Dämpfe waren der Götter liebste Nahrung und das sicherste Mittel ihre Gunst zu gewinnen. Wenn man von der Unmenschlichkeit dieser Menschen, ihren Menschenopfern und ihrer Menschenfresserei liest, so muß sich vieles von dem verlieren, was man sonst billig fühlen muß, wenn man von den gräulichen Mißhandlungen liest, welche die Spanier gegen dieses barbarische Volk verübten, ob diese gleich, als Sieger, sich eben so barbarisch bezeigten, als das durch sie besiegte Volk, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Ueberwundenen nicht aßen.

Die Peruaner, so lange sie im Stande der Wildheit lebten, dachten, ehe sie durch die Inkas einige Kultur erhielten, von der Gottheit und deren Verehrung nicht vernünftiger, als die Mexikaner. Sie bewiesen den allergeringsten Dingen die tiefste Verehrung. Jede Landschaft, jedes Volk, jede Familie, jede Stadt, jede Straße, ja jedes Haus hatte seine besondern Götter; denn sie glaubten, daß ein solcher Gott ihnen in allen ihren Nöthen behülflich seyn könnte. Sie beteten also verschiedene Kräuter, Pflanzen, Blumen, Bäume, hohe Berge, Höhlen, große Steine und kleine Kieselsteine an. Nicht weniger erwiesen sie auch gewissen Thieren, insbesondere den Löwen, Tigern und Bären, und zwar ihrer Grausamkeit wegen, göttliche

*) Clavigero's Geschichte von Mexico. Buch 6. Abschnitt XIX.

Ehre, warfen sich vor ihnen nieder, wenn sie ihnen etwa aufstießen, und ließen sich von ihnen lieber zerfleischen, als daß sie die Flucht ergriffen oder sich vertheidigt hätten. Andere Thiere beteten sie wegen ihrer List und Possierlichkeit an, als die Füchse und Affen, andere wegen ihrer Treue, als die Hunde. Einige Völkerschaften opferten den Adlern, andere den Reihern. Noch andere hatten Schlangen, insbesondere die großen, zu ihren Gottheiten erwählt. Einige verehrten sogar Kröten und Eidechsen. Mit einem Worte, es war nichts in der Natur, das nicht von dem Einen oder Andern zum Gegenstande der Anbetung gemacht wurde. — Hieraus sieht man, daß diese Amerikaner diese Thiere, mit Ausnahme des Hundes, verehrt haben, weil sie einigen Schaden von ihnen befürchteten, und wahrscheinlich geglaubt haben, es sey in denselben ein böser Geist, dessen Zorn sie durch Verehrung derselben abzuwenden dachten.

Es fanden sich aber auch verschiedene Völkerschaften unter ihnen, die ihre Verehrung auf solche Dinge richteten, wovon sie einigen Vortheil zu hoffen hatten. Bei diesen that also die Hoffnung die nämliche Wirkung, als die Furcht bei jenen. Einige beteten die Erde an und nannten sie ihre Mutter, entweder weil sie glaubten, die Menschen seyen aus der Erde entsprungen, oder vielleicht auch, weil sie so viele Früchte zu ihrer Nahrung hervorbrachte. Andere beteten die Luft an, weil sie den Menschen vermittelst des Athemholens das Leben erhält. Einige verehrten das Feuer, weil es sie erwärmte, andere die Flüsse und Bäche. Einige verehrten die Gebirge, und diejenigen, die an der Seeküste wohnten, hielten das Meer für die hauptsächlichste Gottheit. Außer dieser Anbetung hatte auch jede Landschaft den Fischen eine besondere Verehrung gewidmet.

Hieraus sieht man, daß die Peruaner, rücksichtlich ihrer Begriffe von der Gottheit, nicht klüger als die Mexikaner waren, ja sie hatten sogar die Tollheit vor ihnen voraus, daß sie die Thiere verehrten. In Rücksicht ihres Opferdienstes waren sie eben so grausam; denn außer den

Opfern, die sie von Früchten und Thieren darbrachten, pflegten sie auch Menschen beiderlei Geschlechts und von jedem Alter zu opfern, welches besonders die im Kriege gemachten Gefangenen betraf; zuweilen aber opferten sie auch ihre eigenen Kinder.

Dieser Opferdienst war etwas von dem mexikanischen verschieden. Sie öffneten dem unglücklichen Schlachtopfer den Leib, rissen das Herz und die Lunge heraus und bestrichen mit dem noch rauchenden Blute den Götzen, dem dieses Opfer gebracht wurde. Wenn dies geschehen war, besahen ihre Wahrsager das Herz und die Lunge, um zu erfahren, ob etwa eine glückliche oder unglückliche Vorbedeutung daraus erhelle. Nachher wurden Herz und Lunge der Gottheit zu Ehren verbrannt, der Körper aber zuletzt verzehrt.

Es wurden aber nicht nur bei den Opfermahlzeiten Menschen gegessen, sondern auch bei andern Freudemahlen war Menschenfleisch eine Hauptspeise. Wenn sie im Kriege einen Gefangenen gemacht, zerstückten sie ihn augenblicklich und theilten die Stücke unter ihre Freunde aus; jedoch geschah solches nur mit Gefangenen von geringerm Stande. War der Gefangene aber ein Vornehmer, oder Anführer einer feindlichen Nation, so versammelten sich Männer, Weiber und Kinder, banden ihn nackend an einen Pfahl und schnitten ihm mit steinernen Messern große Stücke Fleisch vom Leibe. Nachher bestrichen sie sich mit dem Blute und verschlangen das Fleisch fast ohne es zu kauen. Es mußte sich also dieser Elende bei lebendigem Leibe verzehren sehen. Wenn er nun endlich den Geist aufgegeben hatte, aßen sie nichts mehr von ihm, sondern bewahrten das übrig gebliebene zu feierlichen Zusammenkünften auf. Wenn dieser Unglückliche während der Zerfleischung auch nur die geringste schmerzhafte Geberde machte, wurden nach seinem Tode seine Gebeine zerquetscht und mit der äußersten Verachtung ins Wasser geworfen. Blieb er aber standhaft und unempfindlich, so wurden seine Sehnen

und Gebeine an der Sonne getrocknet, auf einem hohen Berge aufgehangen und göttlich verehrt.

Schwerlich sollte man glauben, daß Menschen solche Tiger seyn könnten, und doch lehrt die Geschichte uns, daß sie es seyn können, wenn es ihnen an Geisteskultur, gesunden Religionsbegriffen und einer weisen Regierung ganz und gar mangelt. Was waren die Christen nicht in jenen finstern Zeiten des Aberglaubens? Verbrannten sie nicht verschiedener Meinungen wegen Menschen lebendig, um dem Gott der Liebe zu dienen und ihm eine Ehre zu erweisen? — Jedoch waren nicht alle Peruaner in dem Grade grausam. Einige tödteten die Schlachtopfer nicht, sondern zapften ihnen nur Blut aus den Armen oder Hüften, nachdem das Opfer wichtig seyn sollte. Sollte die Feierlichkeit außerordentlich groß seyn, so wurden die Nasenlöcher durchbohrt, oder Blut zwischen beiden Augenbraunen abgezapft *).

In diesem ganz wilden, thierischen Zustande lebten die Peruaner, bis die Familie der Ynkas ins Land kam. Nachdem der Stammvater dieser Familie, Manco Capac, sich des Reiches bemächtigt hatte, ließen er und seine Nachfolger sich die Verbesserung der Religion und der Sitten dieser Nation äußerst angelegen seyn. Er führte unter ihnen den Gedanken von einem höchsten Gott ein, welcher Pachacamac genannt wurde, machte aber doch die Sonne zum Gegenstande ihrer Verehrung, und lehrte, daß der höchste Gott diesem himmlischen Körper blos deshalb einen solchen Glanz und besondere Schönheit beigelegt habe, damit sie solchen als ihre Gottheit ansehen und verehren möchten. Um das Volk desto eher dazu zu bewegen, stellte er ihnen die Wohlthaten vor, die sie der Sonne zu verdanken hatten, und daß alle die irdischen Wesen, welche sie bisher als Gottheiten verehrt, von diesem Planeten ihr Leben und Wachsthum erhielten. Durch dergleichen Vorstel-

---

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 2. Hauptst. 3. Abschn. 4. §. 1. 2. und 3.

lungen wurden sie bewogen, alle ihre vorigen Götter zu verwerfen und die Sonne allein anzubeten.

Ob dieser große Mann — denn groß mußte der seyn, der so wilde und thierische Menschen umbilden sollte — selbst die Sonne für eine Gottheit gehalten hat, läßt sich nicht entscheiden, klug war es aber immer von ihm erdacht, daß er ihnen außer dem unsichtbaren höchsten Gott noch eine sichtbare Gottheit zum Gegenstande ihrer Verehrung anwies, wenn er gleich nicht selbst daran glaubte. Ein so sinnliches Volk, das immer gewohnt gewesen war, sichtbare Götter zu verehren, mußte noch einen sichtbaren Gegenstand seiner Verehrung haben, und dann war die Sonne wohl unstreitig der würdigste, den er zu dem Ende wählen konnte. Es war allerdings ein beträchtlicher Schritt zur Verbesserung ihres Religionswesens, daß diese Wilden eine höchste Gottheit, als Schöpfer der Sonne und Geber des Glanzes und der Schönheit derselben, kennen lernten.

Weil sie aber diesen Manco Capac und seine Gemalin für Kinder der Sonne hielten und sich einbildeten, daß beide vom Himmel herabgekommen wären, um sie zu beglücken; so haben sie nachher sowohl ihnen, als ihren Nachkommen eine tiefe Verehrung erwiesen. Sie nahmen aber doch nichts anders, als die Sonne für ihre Gottheit an. Ihr zu Ehren erbauten sie Tempel und versahen diese mit außerordentlich großen Reichthümern. Den Mond hielten sie zwar für der Sonne Schwester und Frau und für die Mutter der Ynkas, dessen ungeachtet aber beteten sie ihn nicht als eine Gottheit an. — Der höchste Gott, welchen sie für den Schöpfer und Erhalter der Welt hielten, wurde von ihnen in dem Grade verehrt, daß sie sich fast nicht unterstanden, seinen Namen auszusprechen. Weil sie aber diesen Gott niemals gesehen, so errichteten sie ihm keine Tempel, brachten ihm auch keine Opfer dar. Sie beteten ihn aber, wie sie sagten, im Herzen andächtig an, und betrachteten ihn als den unbekannten Gott.

Sie schwuren weder bei dem höchsten Gotte,

noch bei der Sonne, weil sie es für unverantwortlich hielten, ihre Namen bei irdischen Vorfällen zu nennen. Wenn demnach ein Zeuge in einer Sache, sie mochte so wichtig seyn, wie sie wollte, abgehört werden sollte, so begnügte sich der Richter, anstatt einen Eid von ihm zu fordern, damit, daß er ihn folgendermaßen anredete: „versprichst „du dem Ynka, die Wahrheit zu bekennen?" Worauf der Zeuge antwortete: „ja, ich verspreche „es." Nachher fuhr der Richter fort: „Hüte dich, „die Wahrheit zu verhehlen und etwas von „den Umständen der Sache zu verschweigen. „Sage daher alles, was dir davon bekannt „ist;" worauf der Zeuge erwiederte: „Das werde „ich gewiß thun." Auf diese gegebene Versicherung ließ ihn der Richter alles, was er von der Sache wußte, erzählen. Dieses war auch ein hinlängliches Mittel, die Wahrheit von ihm zu erfahren; denn theils wurden diejenigen, welche einer Unwahrheit überführt wurden, mit einer harten Leibes-, ja wohl gar Lebensstrafe belegt, theils hatten sie für die Gottheit eine aufrichtige Ehrfurcht, und glaubten, daß, ob sie gleich niemals bei derselben schwuren, sie dennoch, wenn sie eine Unwahrheit sagten, die Ungnade derselben auf sich laden würden. — Von diesen Peruanern ist hier für die kultivirten Völker etwas zu lernen, und es ließe sich hier vieles von unsern Eiden sagen, von der Art, wie sie abgelegt, den Kleinigkeiten, um deren willen sie oft gefordert werden, und dem gar zu häufigen Gebrauche derselben, der ihnen all das Feierliche benimmt; es ist aber hier der Ort nicht, davon zu reden. Es wird wohl einst ein Manco Capac aufstehen, der über diese sehr wichtige Staatssache philosophirt. Ich wende mich daher wieder zu den Peruanern.

Ob es nun wohl unter ihnen verschiedene Gegenstände der Verehrung gab, z. B. den Mond, als der Sonne Schwester und Frau; die Sterne, als die Begleiterinnen und Kammerfrauen des himmlischen Hofstaats; Donner und

Blitz, als die Vollstrecker der Gerechtigkeit der Sonne, die Nachkommen der Familie der Ynkas, als die Abkömmlinge der Sonne, so verehrten sie doch keine andere Götter, als den Pachacamac, den obersten und unsichtbaren Gott, dem sie gleichsam ihre Herzen widmeten, und die Sonne, die sichtbare Gottheit, welcher sie prächtige Tempel erbauten und Opfer brachten. Zwar nahmen sie, wie alle rohe Völker, ein böses Wesen an, welches sie für den Urheber alles Uebels hielten; sie verehrten aber dieses Wesen nicht. Sie hatten vor diesem Geiste einen so großen Abscheu, daß sie ihn niemals nannten, ohne vorher zu spucken, welches ein Zeichen der Verfluchung seyn sollte.

Die Opfer, die sie der Sonne brachten, bestanden hauptsächlich in großen und kleinen Hausthieren. Das vornehmste Opfer aber waren Lämmer und Schafe. Dazu kamen noch Vögel, Korn und Hülsenfrüchte und verschiedene der feinsten Kleidungsstücke. Alles dieses wurde der Sonne zu Ehren verbrannt, und dabei dankte man ihr, daß sie dergleichen zum Nutzen der Menschen hervorgebracht hätte. — Menschenopfer wurden von den Ynkas gänzlich abgeschafft. — Bei ihrem Opferdienste gebrauchten sie Priester, die unter Einem Oberpriester standen. — Eigentlich war es nur das Blut und das Herz des Opferthieres, welches der Sonne zum Opfer dargebracht wurde; nachher aber ward alles zusammen zu Asche verbrannt, und zwar nicht an dem gewöhnlichen Feuer, sondern bei einem Feuer, das durch die Sonnenstrahlen hervorgebracht wurde. Das Feuer, das sie bei ihrem Opfer gebrauchten, mußte ihnen, wie sie meinten, von der Sonne selbst gegeben werden. Dieses heilige Feuer, welches sie durch eine Art von Brennglas erhielten, ward in den Sonnentempel gebracht und daselbst ein ganzes Jahr sorgfältig unterhalten. Wenn es zufälligerweise verlosch, so wurde solches für ein unglückliches Zeichen gehalten. Wenn an dem zur Feier des Festes bestimmten Tage die Sonne etwa nicht schien, so brachten sie durch das Aneinanderreiben zweier Stücke Holz Feuer

hervor, welches, wie ich im Vorhergehenden bemerkt habe, die älteste Art war, Feuer hervorzubringen, und deswegen für heiliger gehalten wurde. Sie hielten es aber für ein unglückliches Zeichen, wenn sie in Ermangelung des Sonnenscheins dazu ihre Zuflucht nehmen mußten. Sie brauchten auch das Eingeweide des ersten Lammes, welches der Sonne geopfert wurde, und besonders die Lunge, um daraus dem Lande Glück oder Unglück zu weissagen, und darauf kam es an, ob sie mit Freude oder Mißvergnügen dieses Fest begehen sollten.

Bei dem Sonnenfeste hatten sie auch große Opfermahlzeiten von dem geschlachteten Viehe, welches gebraten wurde; denn nur das erste Lamm wurde der Sonne geopfert und nachher ganz zu Asche verbrannt. Die übrigen Opfer wurden von der Versammlung verzehrt und dabei brav getrunken; denn sie hatten auch ihre Trankopfer. Hierbei verhielten sie sich folgender Gestalt: ehe sie tranken, steckten sie die Spitze eines Fingers in das Gefäß, worin ein aus Wasser und Mais zubereitetes Getränke sich befand. Darauf sahen sie andächtig gen Himmel und spritzten mit dem Finger das daran sitzende Wasser in die Höhe, und opferten es der Sonne, wobei sie derselben Dank abstatteten, daß sie durch ihre Hülfe zu trinken bekommen hatten. Nachdem sie der Sonne dieses Opfer gebracht hatten, fingen sie an zu trinken *).

Hieraus erhellt, daß die Opfer der Peruaner, sowohl ihre Speise- als ihre Trankopfer, nur Dankopfer waren; Handlungen, wodurch sie zu erkennen gaben, daß sie alles Gute, das sie genossen, der Gottheit zu verdanken hatten. Zwar lag in diesen Dankopfern auch die Idee zum Grunde, daß sie zum Beweis ihrer Dankbarkeit der Gottheit etwas von dem empfangenen Guten wieder zurückgeben wollten; daher spritzten sie etwas von ihren Getränken in die Höhe,

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 1. B. 2. Hauptst. 3. Abschn. 4. §§. 5. 6. 9. 16. 20. 35.

ehe sie solche selbst kosteten; daher verbrannten sie das Opferthier, damit es im Rauche gen Himmel steige, welches die einzig mögliche Art war, es dorthin zu verschicken. Diese Idee ist allerdings sowohl in Ansehung der Absicht, als der Art, sie zu befördern, thöricht genug; aber dennoch ist dieser Opferdienst, was den Zweck betrifft, nicht so unsinnig, wie der der meisten andern Völker, deren Opfer-Anrichtungen für die Götter sind, damit sich diese mit den feinsten Dünsten davon sättigen und durch solche Bewirthung den Opfernden günstig werden sollen.

Ich kann Südamerika nicht verlassen, ohne der Mansacicas, einer Völkerschaft in Paraguay, einige Erwähnung gethan zu haben, welche sowohl einen Begriff von einer höchsten Gottheit zu haben, als selbige gewissermaßen zu verehren scheinen. Wenn sie aber auch diese Idee haben, so darf ich doch nicht entscheiden, ob sie ihre eigene Erfindung ist, oder ob sie solche von Christen aufgenommen haben, die bei irgend einer Gelegenheit daselbst gelandet seyn mögen. Die Spuren derjenigen, welche, durch eine gewisse Aehnlichkeit getäuscht, allenthalben Ueberbleibsel vom Christen- und Judenthume zu finden meinen, haben mich Vorsicht gelehrt. Die Frage ist hier auch nur in so fern interessant, als selbige, wenn die Begriffe, die sie von der Gottheit haben, christlichen Ursprungs sind, ein Beweis ist, daß Christen Südamerika eher besucht haben, als das Land von den Europäern entdeckt wurde.

Ich will aber nur den Leser von den Religionsideen dieses Volkes benachrichtigen und ihm überlassen, daraus den Schluß zu ziehen, den er selbst für den richtigsten hält. Aus dem Berichte des Charlevoix erhellt, daß sie sowohl von Christo, als von der christlichen Dreieinigkeitslehre einige Kenntniß haben; daß sie aber solches entweder nicht recht verstanden, oder es in der Folge verunstaltet haben. — Eine von ihren Traditionen sagt, daß ein Weib von großer Schönheit ohne Zuthun eines Mannes ein sehr schönes Kind geboren habe, welches, da es groß geworden, viele

Wunder gethan habe, hernach aber habe es sich in die Luft erhoben, und sey in die Sonne, die sie beleuchte, verwandelt worden. — Uebrigens beten sie eine Menge Untergottheiten an, deren einige über die Wasser gesetzt sind. Diese ruft man zur Zeit der Fischerei an und bringt ihnen Opfer von Tabaksrauch. Einige andere werden um Glück zur Jagd angerufen; man ermangelt auch nicht, ihnen, das ist den Priestern, von Zeit zu Zeit die Erstlinge von dem erlegten Wilde darzubringen. — Aber unter allen den übrigen Göttern beten sie drei an, welche höher sind als die andern und eine Art von Dreieinigkeit ausmachen. Dem Vater geben sie die beiden Namen Omeqwatuteqal und Uragoseriso. Der Sohn heißt Urasana, und der Geist Utapo. Diese drei Götter haben einen allgemeinen Namen und heißen Tintamacos. — Dies scheint wirklich die christliche Dreieinigkeitslehre zu seyn. Ob sie diese Lehre von Christen haben, kann ich nicht mit Gewißheit sagen, dem sey aber, wie ihm wolle, so ist es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß die Art, wie sie diese Gottheit verehren, ganz und gar ihre eigene Erfindung ist.

In einem Hause, dessen sie sich statt eines Tempels bedienen, ist ein Ort, vor welchem ein Vorhang gezogen und der gleichsam das Heiligthum ist, wo die drei Götter von ihnen angebetet werden und ihren Ausspruch thun. Der vornehmste Priester hat allein die Erlaubniß, da hineinzugehen; allen andern aber ist es bei Lebensstrafe verboten, einen Fuß hineinzusetzen. — Dies scheint wirklich die Spur einer Erzählung von dem Allerheiligsten der Juden und deren Hohenpriester zu seyn. — Die Zeit, wann sich diese Götter an diesem Orte einfinden, ist gemeiniglich die, wenn öffentliche Versammlungen angestellt werden, und ein großes Geschrei kündigt ihre Ankunft an. Alsdann fragt das Volk, welches in keiner andern Absicht zusammengekommen ist, als zu trinken und zu tanzen, mit lautem Geschrei: „Vater! bist du schon hier?“ Sie hören hierauf eine Stimme, welche antwortet: „Ja, meine Kin-

„ber, bleibet hier und macht euch recht lu-
„stig! Ich bin derjenige, der euch Wild und
„Fische im Ueberfluß gibt. Ich bin es, von
„dem Ihr alles Gute habt, das Ihr genie-
„ßet." — Was das für eine Gottheit sey, die diese
Antwort gibt, ist leicht zu begreifen. — Das leichtgläu-
bige Volk hält selbige für die Stimme des Gottes und hört
sie mit großer Ehrfurcht an. Sie nehmen sogleich den Gott
beim Wort, und fangen nun recht an, sich mit Trinken
und Tanzen zu belustigen. Wenn jemand berauscht wor-
den ist, entsteht eine Schlägerei, und selten endigt sich
diese Feierlichkeit, ohne daß jemand verwundet oder getöd-
tet wird. Zuweilen muß der Priester aus dem Heiligthume
herausgehen, um Frieden zwischen ihnen zu stiften, wenn
es zu weit geht. — Dieser Priester, der hinter dem Vor-
hange ist, will auch Theil an dem Feste haben. Man hört
daher eine Stimme, daß die Götter durstig seyen. Dar-
auf wird ein Gefäß mit dem Getränke Chica angefüllt
und einem angesehenen Manne oder Weibe übergeben. Der
Priester öffnet den Vorhang und nimmt es zu sich hinein.
Wenn die Götter hungert, werden sie auf dieselbe Art ge-
sättigt. — Dieser Betrüger, der solchergestalt auf Rech-
nung der Götter seinen Leib pflegt, hat durch seine Gau-
keleien das dumme, leichtgläubige Volk gänzlich in seiner
Gewalt. Manchmal befiehlt er ihnen, die Waffen zu er-
greifen, diese oder jene Dorfschaft anzufallen und auszu-
plündern, und dieser Befehl muß vollzogen werden, weil
man ihn für den Dollmetscher der Götter hält *). Dies ist
die Religionslehre und der Gottesdienst der Manjacicas.
Wenn anders diese Religion durch irgend eine Gelegenheit
von den Christen gekommen ist, so ist sie dermaßen verun-
staltet, daß sie sich über ihre Bemühungen, sie unter ihnen
einzuführen, nicht sehr werden freuen können.

---

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 15.
S. 254 ff.

Endlich will ich mich zu den Südseeinsulanern wenden. Es ist sonderbar, daß sie alle insgesammt einen unsichtbaren, allmächtigen Herrn und Schöpfer des Weltalls erkennen, der die verschiedenen Theile der Schöpfung durch mehrere untergeordnete Wesen vollendet hat *). Er ist in ihren Augen allwissend und gut. Er hört und sieht alle menschliche Handlungen und ist ein Geber alles Guten. Diesen höchsten Gott beten sie auch im Gefühle ihrer Bedürfnisse an und bringen ihm mit dankbarem Herzen die besten Früchte ihres Landes dar **).

Dieses sind die allgemeinen Begriffe von der Gottheit, die man auf den wichtigsten Südseeinseln findet; aber dennoch hat jede Inselgruppe, wie man sich leicht vorstellen kann, einige Verschiedenheiten der Meinungen und Gebräuche. Ich will daher insbesondere einiger von ihnen Erwähnung thun. — Die Einwohner der Gesellschaftsinseln nehmen ein höchstes Wesen an, von dem sie glauben, daß es alle, sowohl göttliche, als menschliche Wesen hervorgebracht habe. Diese Hervorbringung stellen sie sich als eine Zeugung vor. Sie gesellen daher ihrem großen Gotte, wie sie das höchste Wesen nennen, ein weibliches Wesen bei, und durch die Verbindung dieser beiden Wesen sey der

*) Die Otaheitier haben eine Tradition, nach welcher einst die großen Götter in ihrem Zorne die ganze Welt in Stücke sollen gebrochen haben; und daß alle Inseln um sie herum nur kleine Stücke von dem sind, was einst ein großes Land war: Wilsons Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 365. — Diese Tradition ist vielleicht in der Wahrheit gegründet. Höchst wahrscheinlich ist es, daß alle oder die meisten Südseeinseln einst festes Land gewesen sind, welches vielleicht mit einem andern Welttheile zusammengehangen hat, durch starke Erderschütterungen aber getrennt worden ist. Daher trifft man auf einigen dieser Inseln ausgebrannte Vulkane an; daher können die Bewohner weit entlegener Inseln noch einander verstehen.

**) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschnitt 9. S. 462.

Himmel mit untergeordneten Wesen und die Erde mit Menschen bevölkert worden. Mit diesem Weibe zeugte der große Gott die Schöpferin des Mondes, die in dem schwarzen Fleckchen wohnt, welches man im Monde sieht, ferner den Schöpfer der Sterne, den Gott und Schöpfer des Meeres und den Gott der Winde. — Das Meer steht unter dreizehn besondern Gottheiten, deren jede ein eigenes Geschäft hat. — Der große Gott wohnt in der Sonne. Sie stellen sich denselben als eine menschliche Gestalt mit schönen langen Haaren vor, welche bis zur Erde reichen. Er hat die Sonne erschaffen und wird als Urheber der Erdbeben betrachtet.

Außer diesen Göttern hat jede der Gesellschaftsinseln ihren eigenen Schutzgott, an welchen der Hohepriester jeder Insel sein Gebet richtet, und jede Familie hat ebenfalls ihren Schutzgott. Nach Wilsons Berichte glaubt man, daß diese Schutzgötter die abgeschiedenen Seelen ihrer Freunde seyen, welche ihrer ausgezeichneten Verdienste wegen zu Göttern erhoben worden. Sie stehen in dem Wahne, daß diese ihnen Krankheiten zuschicken, selbige aber auch abwenden und sie gegen den bösen Geist beschützen können. — Sie nehmen aber auch geringere Wesen an und unter diesen einen bösartigen Geist, der sich, ihrer Meinung nach, gemeiniglich an den Begräbnißplätzen in oder neben den kleinen Kästchen aufhält, worin die Knochen der Verstorbenen aufbewahrt werden. Die Otaheitier glauben, daß dieser böse Genius, wenn ihn die Priester anrufen, denjenigen plötzlich umbringe, über welchen sie seine Rache herabwünschen. Sie versichern auch, es sey gar nichts ungewöhnliches, daß das Gebet des Priesters in Erfüllung gehe. Höchst wahrscheinlich ist es, daß die Priester durch Gift solches zu bewerkstelligen wissen, wenn sie auf jemanden einen Haß geworfen haben, den plötzlich erfolgten Tod aber dem bösen Geiste zuschreiben. Dadurch machen sie sich dem Volke furchtbar und erwerben sich dessen Achtung; und diese Vermuthung wird dadurch bestärkt, daß die Otaheitier, denen

Berichte Wilsons zufolge, der Meinung sind, daß sich der böse Geist mit den Speisen in den Körper schleiche und dann Wahnsinn oder andere Krankheiten hervorbringe. Daß sich der böse Geist solchergestalt mit den Speisen in den Menschen schleicht, macht mich ein wenig argwöhnisch auf ihre Priester. Nach Forsters Berichte nehmen die Otaheitier noch einen andern bösen Geist an, der ebenfalls feindselig gegen die Menschen gesinnt ist, allein nicht durch Gebet, sondern nur durch Zischen verehrt wird. — Ich begreife nicht, warum sie zwei dergleichen böse Wesen annehmen, da eins genug seyn konnte, um von demselben alles Böse, das in der Welt gefunden wird, herzuleiten. Die Juden nehmen ja aber auch viele böse Geister außer dem obersten Teufel an.

Sie nehmen noch eine unterste Gattung von Geistern an, nämlich die abgeschiedenen Seelen. Diese schweben, nach ihrer Meinung, um die Leichname her und werden ebenfalls durch Zischen verehrt. Sie sollen hauptsächlich in den hölzernen Figuren wohnen, welche an den Begräbnißplätzen aufgestellt werden. Sie sind, nach dem Geschlechte der verstorbenen Person, entweder männlich oder weiblich. Vor diesen Geistern fürchtet man sich sehr, denn die Insulaner glauben, daß sie zur Nachtzeit in ihre Hütten kriechen und dem Schlafenden das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe fressen.

So haben diese Insulaner neben ihren schönen Ideen von der Allmacht, Allwissenheit und Güte des höchsten Wesens eine zahllose Menge untergeordneter Götter und böser Geister erdichtet. Sie haben aber doch vor so vielen andern rohen Völkern das voraus, daß sie, wie Cook berichtet, weder Bilder, noch irgend einen sichtbaren Theil der Schöpfung anbeten. Sie bezeigen zwar einem gewissen Vogel eine vorzügliche Achtung, und hegen in Ansehung desselben einige abergläubische Meinungen wegen künftigen Glücks und Unglücks. Sie verfolgen oder tödten ihn nicht; doch wenden sie sich niemals mit einem Gebete an ihn, nähern

sich ihm auch nie mit irgend einer abgöttischen Ehrenbezeugung. Sie thun also in diesem Stücke nicht mehr, als der große Haufe bei uns in Ansehung der Schwalben und Störche. Zwar hegt er rücksichtlich derselben einigen Aberglauben; dieser geht aber doch nicht in irgend eine religiöse Verehrung über *).

Die Opfer, welche die oben gedachten Insulaner den Göttern darbringen, bestehen in Schweinen, Hunden, Hühnern und Früchten, welche letztere an Gerüsten zwischen Blumenkränzen und dürren Zweigen hangen. Einige sind sogar so gewissenhaft, daß sie nie eine Mahlzeit anfangen, ohne zuerst einen Bissen davon für ihren Hausgott hinzulegen. Diese Opfer oder die feinsten Theile davon sollen den Göttern zur Nahrung dienen. — Hamilton erzählt, daß ein Otaheitier auf den von einem englischen Offizier gegen ihn geäußerten Wunsch, etwas zu essen zu bekommen, erwiederte, es sey viel fertiges Essen in der Nähe. Dann lief er sogleich zu einem nahe gelegenen gottesdienstlichen Orte, wo die Otaheitier ihren Göttern täglich Speisen vorsetzen, und kam in vollem Laufe mit einem gerösteten Ferkel zurück, welches erst an eben dem Tage als Opfer dargebracht worden war. Als der Offizier sich über diesen Beweis von Ruchlosigkeit wunderte, antwortete der Otaheitier, es sey noch mehr zurück als der Gott essen könne. Diese Speisen setzt man an den Begräbnißplätzen, die zugleich gottesdienstliche Oerter sind, den Geistern hin, damit sie sowohl der todten Leichname, als der lebenden Menschen schonen sollen; denn die Otaheitier glauben, daß diese Geister, wenn man sie nicht versöhnte, ihnen im Schlafe das

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschn. 9. S. 565 ff. Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 559. Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 350 ff. Wilsons Missionsreise, in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 363.

Herz und die Eingeweide aus dem Leibe fressen, und daß sie auch von den Leichnamen der Todten zehren würden*).

Außer Opfern von Thieren und Früchten werden zuweilen gar Menschen geopfert. Forster sagt, daß er von diesen Opfern nie etwas gesehen, noch je gehört habe; doch hält er es für möglich, daß man einen Verbrecher als ein Schlachtopfer für die Götter hingerichtet habe. Was aber Forster nur als möglich annimmt, erzählen Cook und Wilson als gewiß. Cook sagt ausdrücklich, daß die Otaheitier zuweilen Menschen opfern, und daß die Wahl des Opfers dem Priester überlassen werde. Wenn das ganze Volk versammelt ist, geht er ganz allein nach dem gottesdienstlichen Orte oder dem Begräbnißplatze hin, verweilt daselbst eine Zeitlang, und meldet der Versammlung, indem er wieder herauskommt, daß der oberste Gott sich mit ihm unterredet und ein Menschenopfer gefordert habe. Jetzt nennt er denjenigen, den die Gottheit hierzu gewählt hat, der auch sogleich ergriffen und zu Tode geprügelt wird. Bei einer solchen Gelegenheit sucht der Priester wahrscheinlich seinem eigenen Privathaß den Zügel schießen zu lassen. — So werden diese Betrüger als Dollmetscher der Willensmeinung der Götter betrachtet und deswegen in allen zweifelhaften Fällen um Rath gefragt**).

Doch werden der Aussage der Otaheitier nach zu Schlachtopfern nur solche Menschen genommen, die irgend eines begangenen Verbrechens wegen das Leben verwirkt haben. — Wenn dies anders seine Richtigkeit hat, so wird das Grausame bei diesem Opferdienste dadurch um etwas gemildert. Nach Cook's Berichte aber hängt die Wahl des Schlachtopfers lediglich von den Priestern ab, und es scheint dann, als wenn es hierbei nicht in Betrachtung komme, ob ein solcher ein Verbrecher sey oder nicht. Man

*) Reise um die Welt, von Hamilton. Kap. 1. S. 21 ff.

**) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschn. 9. S. 475 ff.

hat daher Ursache das Vorgeben der Otaheitier in diesem Stücke in Zweifel zu ziehen. Dies schließe ich sogar daraus, daß die Wahl ganz geheim gehalten wird. Man benutzt die Gelegenheit der Nacht, wenn der gewählte Strafwürdige in tiefstem Schlafe liegt, und bringt ihn, wenn es möglich ist, mit einem einzigen, ins Genick angebrachten, Steinschlag vom Leben zum Tode. — Wenn dieser immer ein Verbrecher seyn soll, der den Tod verdient, so sehe ich nicht ein, warum man denselben auf eine so hinterlistige Art zu tödten pflegt. — Uebrigens darf kein Bein an ihm zerbrochen, und der Körper weder zerfetzt noch verstümmelt werden. Das Schlachtopfer wird an einem Pfahl befestigt, in einen Korb von Kokosblättern gelegt und in einem Kahne nach dem Begräbnißplatze gebracht. — Auf diesen Inseln werden Weiber nicht geopfert. Sie dürfen bei keiner religiösen Versammlung erscheinen, nicht an den Opfern bei dem Begräbnißplatze Theil nehmen, auch nicht den heiligen Boden betreten, einige besondere Fälle ausgenommen.

Bei der Einweisung eines otaheitischen Königs werden drei Menschen geopfert. Der Priester höhlet einem Jeden ein Auge aus, und reicht es auf einem Pisangblatt dem König dar. Die todten Körper werden hierauf fortgetragen und begraben. Dieselbe Ceremonie wird hernach von einem jeden Oberhaupte der verschiedenen Distrikte von Otaheiti wiederholt. Einige bringen ein, andere zwei Menschenopfer, die an einem langen Pfahl befestigt sind. Man erklärt diese grausamen Opfer auf folgende Art: Der Kopf wird für heilig gehalten, und das Auge für dessen kostbarsten Theil. Dies wird daher dem Könige, als des Volkes Haupt und Auge überreicht. Bei der Ueberreichung des Auges sperrt der König den Mund auf, als wenn er es verschlingen wollte. Hierdurch, glauben sie, erhalte er großen Zuwachs an Weisheit und Klugheit; auch glauben sie, daß sein Schutzgott bei dieser Feierlichkeit zugegen sey, das Opfer annehme und durch Mittheilung mehrerer Le-

benskraft die Seele des Fürsten stärke *). So können Dummheit und Überglaube den Menschen grausam und gefühllos gegen die Seufzer und das Blut seiner Mitmenschen machen. Ein Gottesläugner kann wenigstens nicht unmenschlicher oder grausamer als ein abergläubischer Gottesverehrer seyn.

Die Neuseeländer glauben, wie die Gesellschaftsinsulaner, an ein höchstes Wesen, geben demselben aber noch andere untergeordnete Gottheiten, und schreiben diesen Wesen einen Einfluß auf die Welt zu. Cook sah bei ihnen keine gottesdienstlichen Oerter, wie bei den Otaheitiern; allein auf einem Felde sah er einen kleinen viereckigen, mit Steinen umgebenen, Platz, in dessen Mitte ein Stecken, demjenigen ähnlich, dessen sie sich statt eines Spatens zu bedienen pflegen, in die Erde gesteckt und ein Korb voll Farnkrautwurzeln aufgehängt war. Dieses war, wie die Eingebornen sagten, ein Opfer für die Götter, durch welches der Eigenthümer des Feldes ihren Segen und eine reiche Ernte zu erhalten hoffte **). Die Neuseeländer hatten also allerdings einen Begriff von Dankopfern; blutige Opfer aber scheinen sie nicht gehabt zu haben; denn in solchem Falle müßten die Engländer öffentliche gottesdienstliche Oerter, wenigstens einige Spuren dergleichen Opferdienstes angetroffen haben. Sie müssen folglich auch keine Menschenopfer gehabt haben, welches sonderbar genug ist, da die Neuseeländer doch weniger Kultur haben als die Otaheitier und die Bewohner der Freundschafts- und Sandwichsinseln, bei denen, wie ich sogleich zeigen werde, Menschenopfer gebräuchlich sind. Möglich ist es, daß die Neuseeländer, wie die Indianer von der Sekte des Budda,

*) Wilsons Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 338 und 375.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 316.

einige uns unbekannte Religionsprinzipien haben, die ihnen alle blutige Opfer, mithin auch Menschenopfer verbieten. Eine genaue Kenntniß der Sprache eines Volks und langer Umgang mit demselben ist erforderlich, um sich vollkommen mit allen seinen religiösen Ideen bekanut zu machen, da einige Völker solche, sogar mit Fleiß, vor Fremden geheim zu halten suchen.

Die Freundschaftsinsulaner nehmen gleichfalls ein höchstes Wesen an, weichen aber von den übrigen Insulanern darin ab, daß diese Gottheit bei ihnen weiblichen Geschlechts ist. Sie wohnt im Himmel, befiehlt über den Donner, den Wind und den Regen, und regiert überhaupt die Veränderungen des Wetters. Wenn diese Götrin zürnt, verdorren die Erzeugnisse des Erdbodens, der Blitz zerstört sie, und sie selbst werden mit Krankheiten und Tod heimgesucht; auch ihre Schweine und andere Thiere bleiben nicht verschont. Wenn dieser Zorn der Gottheit besänftigt ist, hören diese Plagen auf, und sie verlassen sich darauf, daß ihre Bemühungen, die beleidigte Gottheit zu versöhnen, sehr wirksam gewesen sind. — Den Grund der ihnen eigenthümlichen Idee, daß das höchste Wesen eine Göttin seyn sollte, zu untersuchen, würde ohne Zweifel eine vergebliche Arbeit seyn. Höchst wahrscheinlich wissen diese Insulaner nicht einmal selbst, warum sie dieses glauben. Vielleicht hat vor Alters ein Frauenzimmer mit Weisheit über diese Inselgruppe regiert. Dies konnte für ein rohes Volk schon genug seyn, zu glauben, daß die Göttin, die im Himmel regiere, auch weiblichen Geschlechts seyn müsse. Vielleicht haben sie sogar geglaubt, daß sie nach dem Tode die höchste Gottheit im Himmel geworden. Bekanntlich sind die rohen Menschen sehr geneigt, diejenigen zu vergöttern, bei welchen sie etwas Außerordentliches zu finden glauben. Dies ist aber nur eine Muthmaßung. — Uebrigens nehmen sie mehrere Götter an, die aber insgesammt dem höchsten Gotte untergeordnet sind. Sie haben unter andern einen Gott der Wolken und Nebel, wie auch Götter

des Meeres, von welchen der vornehmste eine Frau hat. Allein dieses Aberglaubens ungeachtet, beten sie, wie die Einwohner der Gesellschaftsinseln, nichts an, was sie mit eigenen Händen gemacht haben, auch nicht einmal irgend einen sichtbaren Theil der Schöpfung. Sie opfern weder Schweine, noch Hunde, noch Früchte, wie in Otaheiti geschieht, hingegen opfern sie, wie die Otaheitier, zu gewissen Zeiten wirklich Menschen, und ihre Begräbnißplätze sind zu gleicher Zeit der öffentlichen Gottesverehrung geweiht *).

Ich will nur noch die Bewohner der Sandwichsinseln anführen. Die Religion dieser Insulaner stimmt in der Hauptsache mit der der Gesellschafts- und Freundschaftsinsulaner überein. Ihre Begräbnißplätze, ihre Menschenopfer und gottesdienstlichen Gesänge, die sie mit einander gemein haben, sind ein unwidersprechlicher Beweis, daß ihre Religionsbegriffe einerlei Ursprung haben. Nur haben diese Insulaner mehrere und längere Feierlichkeiten als die übrigen. Sowohl auf den Begräbnißplätzen als in und außerhalb ihren Wohnungen sieht man eine unzählige Menge kleiner Bilder, denen sie verschiedene Namen geben; die Engländer merkten aber bald, daß sie nicht sehr in Ehren gehalten würden, denn man sprach oft mit Verachtung von ihnen und bot sie um Kleinigkeiten feil. Dabei aber haben diese Insulaner fast allemal irgend eine Lieblingsfigur, an welche sie, so lange sie bei ihnen in Gunst steht, ihre Gebete richten. Die Anbetung besteht darin, daß man das Bild mit rothen Gewändern bekleidet, vor ihm die Trommel rührt und Hymnen singt, wobei auch Büschel von rothen Federn zu seinen Füßen gelegt werden, und ein geschlachtetes Ferkel oder ein Hund auf dem in der Nähe errichteten Altar der Fäulniß überlassen wird. — Daß sie vor diesem Bilde Speisen hinsetzen, läßt vermuthen, daß sie in dem Wahne stehen, es wohne eine Gottheit darin.

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 122 ff.

Wie auf den Gesellschaftsinseln gewisse Vögel als heilig verehrt werden, so herrscht dieselbe Sitte auch hier. Wahrscheinlicherweise ist hier der Rabe ein Gegenstand der Verehrung, welches ich nicht daraus schließe, daß man diese Vögel um keinen Preis den Engländern verkaufen wollte, noch daraus, daß man sie warnte, sie weder zu verletzen noch zu beleidigen, sondern daraus, daß die Eingebornen von ihnen sagten, es wären Eatuas, ein Name, der bei ihnen ein göttliches Wesen bezeichnet. — Hieraus ergibt sich, daß die Sandwichsinsulaner, ob sie gleich rücksichtlich ihrer religiösen Meinungen mit den Bewohnern der andern Inselgruppen viel Aehnlichkeit haben, doch etwas von denselben abweichen, worüber man sich nicht wundern darf, da so viele Beispiele uns lehren, daß selbst die nahe angränzenden Völker eines und desselben Landes in ihren Meinungen und Gebräuchen oft ganz verschieden sind.

Zu den religiösen Gebräuchen dieses Volkes gehören auch Gebete und Opfer, die vor der Mahlzeit verrichtet werden. Ehe man zu essen anfängt, trinkt man Ava. Indeß dieser zubereitet wird, fängt die vornehmste Person der Gesellschaft einen Gesang an, worein sogleich einer, zwei oder mehrere von den Anwesenden einstimmen, und wobei sich die übrigen bewegen, und nach dem Takt sanft in die Hände klopfen. Wenn der Avatrank fertig ist, wird er denen, die nicht mit singen, in Bechern gereicht, die sie dann in der Hand halten, bis der Gesang geendigt ist, worauf sie einander laut zurufen und ihre Becher ausleeren. Die Sänger werden dann ebenfalls mit Ava bedient, und trinken ihn unter eben denselben Gebräuchen, und wenn jemand von vorzüglich hohem Range zugegen ist, so wird ihm zuletzt ein voller Becher gereicht. Er singt hierauf eine Zeitlang allein, worauf die andern antworten, gießt etwas von dem Getränke auf die Erde und leert dann den Becher aus. Wenn dies geschehen ist, schneidet man dem zubereiteten Fleisch ein Stück ab, legt es dem Bild des Eatua zu Füßen, singt einen Gesang und fängt die Mahlzeit an.

— Hieraus erhellt, daß diese Insulaner Hausgötter haben und sie mit Speise= und Trankopfern verehren. Die Andacht, mit welcher sie ihre Mahlzeiten anfangen, ist lobenswerth. Die Art, wie sich diese äußert, ist eine leicht verzeihliche Folge ihrer Religionsbegriffe. Von Menschen, welche glauben, daß eine Gottheit im Bilde sey, die des Essens und Trinkens bedürfe, kann man nichts anders erwarten. Man muß ihre frommen Gefühle billigen, während man ihre Einfalt beklagt.

Die oben genannten Speise= und Trankopfer kosten ihnen jedoch nicht viel Selbstverläugnung; sie bringen aber ihren Hausgöttern noch ein anderes Opfer dar, das nicht ohne Schmerzen abläuft, und beweist, daß sie für diese Götter einen hohen Grad von Achtung haben, oder sich sehr vor ihnen fürchten müssen. Dieses besteht darin, daß man sich die Vorderzähne ausbricht. Unter dem gemeinen Volke gibt es kaum Einen, und unter den Vornehmen nur sehr wenige, die nicht einen oder mehrere Vorderzähne verloren hätten. Uebrigens soll diese freiwillige Verstümmelung, wie auf den Freundschaftsinseln das Abhauen des kleinen Fingers, kein Zeichen der Betrübniß über den Tod verstorbener Freunde, sondern ein dem Eatua dargebrachtes Sühnopfer seyn, um eine Gefahr oder ein Unglück abzuwenden. — Diese Gewohnheit ist an sich thöricht genug, wiewohl nicht thörichter als die Kasteiungen der indianischen Andächtler, deren ich weiter unten erwähnen werde. Doch ist dieses nur eine Grausamkeit gegen ihre eigene Person, die höchstens Mitleid erregen kann; die Grausamkeiten aber, die sie der Gottheit zu Ehren an ihren Mitmenschen verüben, sind schaudererregend, und doch gehören diese zum öffentlichen Gottesdienste.

Der eigenen Aussage dieser Insulaner zufolge sind Menschenopfer bei ihnen häufiger, als auf allen übrigen Inseln im Südmeere. Man nimmt nicht nur bei dem Anfange eines Krieges, vor einer Schlacht und bei andern wichtigen Unternehmungen, zu diesem grausamen Gebrauche

seine Zuflucht; sondern auch schon der Tod eines angesehenen Oberhaupts erfordert ein Opfer von einem oder mehreren Leibeigenen, je nachdem sein Rang es mit sich bringt. Wenn irgend etwas die Abscheulichkeit dieser Sitte mildern kann, so ist es die völlige Unwissenheit, in welcher die unglücklichen Schlachtopfer über ihr Schicksal gelassen werden. Diejenigen, welche dazu ausersehen sind, schlägt man, wo man sie findet, mit Keulen todt, und bringt sie erschlagen auf den Platz, wo diese Feierlichkeit vollzogen werden soll *).

Daß die Menschen, die bei allen wichtigen Unternehmungen getödtet werden, Opfer sind, die man den Göttern darbringt, sie zu versöhnen und deren Gunst zum glücklichen Ausgange ihrer Unternehmungen zu gewinnen, kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Was für einen Zweck aber die Menschenopfer haben, die bei dem Tode der Oberhäupter gebracht werden, kann ich nicht mit gleicher Gewißheit sagen; ich vermuthe aber, daß sie zur Beförderung der Seelenruhe des Verstorbenen dienen sollen. Wenigstens gibt es Völker, die in dieser Absicht sowohl Thiere, als Menschen tödten. Ich will unter andern nur die Tscherkassen, eine am Kaukasus wohnende Völkerschaft, anführen. Diese hatten vor nicht gar langer Zeit die grausame Gewohnheit, Menschen zu opfern, und man behauptet, daß sie auch noch jetzt, wiewohl sehr insgeheim, diese Grausamkeit ausüben. Sie pflegten nämlich auf den Gräbern ihrer Väter, Brüder oder Freunde einige gefangene oder erkaufte Sklaven zu tödten. Einige Tscherkassen, die Reinegg's Freunde waren, versicherten ihn, daß sie dergleichen Menschenopfer für die Seelenruhe der Verstorbenen für außerordentlich heilsam hielten **). Möglich ist es, daß die Sandwichsinsulaner in derselben frommen Absicht den abgeschiedenen Seelen ihrer Oberhäupter dieses schreckliche Opfer

*) Cook a. St. B. 3. S. 454 ff.

**) Reinegg's allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Th. 1. S. 259.

bringen; wie Menschenblut aber die Seelenruhe der Verstorbenen befördern könne, müssen sie verstehen.

So habe ich den Leser mit verschiedenen rohen Völkern aller Welttheile bekannt gemacht, welche außer Fetischen und Untergöttern ein höchstes Wesen annehmen und verehren. Man hat gesehen, daß blutige Opfer von Menschen und Thieren hauptsächlich die Mittel sind, durch welche sie sich die Gunst der Götter zu erwerben suchen. Sonderbar ist es, wie Menschen auf den Gedanken gerathen können, die Gunst der Götter dadurch zu gewinnen, daß sie die Thiere tödten und ihnen ein Stück von dem Fleische oder dem Eingeweide darbringen. Meiner Vermuthung nach muß der ursprüngliche Grund dieser blutigen Opfer in der Meinung liegen, die überall bei den rohen Menschen herrschend ist, daß die Geister, gleich Thieren und Menschen, der Nahrung bedürfen, und daß sie die feinsten Theile der ihnen zum Opfer dargebrachten Thiere genießen. Sie finden es also höchst wahrscheinlich und billig, daß die Götter und Geister den Eifer, den sie um ihretwillen an den Tag legen, erkennen und ihnen ihre Gunst, ihren Schutz und ihren Segen, als Ersatz für die Bereitwilligkeit, womit sie selbige bewirthen und unterhalten, schenken müssen. Dies ist, meines Erachtens, die älteste Idee, die zu blutigen Opfern Anlaß gegeben hat. An Sühnopfer zur Auslöschung begangener Sünden oder Abwendung der verdienten Strafe haben die rohen Menschen schwerlich gedacht. Dieses setzte den Gedanken voraus, daß sie durch Sünden und Laster die Götter erzürnen könnten. Sie kannten aber das Lasterhafte unmoralischer Handlungen und das zwischen den Menschen und der Gottheit obwaltende Verhältniß zu wenig, als daß sie sollten glauben können, daß sie die Gottheit durch Laster erzürnten, und die Folgen des Zorns derselben durch Opfer abwenden müßten.

Wenn die Menschen zuerst aus den oben angeführten Ursachen auf den Gedanken gerathen waren, den Göttern Thiere zu opfern, so konnte leicht der Gedanke bei ihnen

entstehen, Menschen zu opfern. Die Geschichte lehrt, und der Leser hat aus dem Vorhergehenden ersehen, daß die rohen Völker dieselben Thiere, die sie selbst zur Nahrung gebrauchen, den Göttern opfern. Nichts ist daher natürlicher, als daß die Völker, die Menschenfresser sind, auch den Göttern Menschen opfern. Der Leser hat daher aus dem Vorhergehenden ersehen, daß verschiedene Völker sich aus den getödteten Menschen eine Mahlzeit bereiten, nachdem die Götter ihren Theil davon bekommen haben. — Es ist freilich wahr, daß viele jetzt Menschen opfern, die nicht selbst Menschenfresser sind. Ist es aber nicht möglich, daß ihre Vorväter in der grauen Vorzeit Menschenfresser gewesen sind? Dieses finde ich nicht nur möglich, sondern auch höchst wahrscheinlich. Solche Völker können allmählich aus mehrern Ursachen selbst aufhören, Menschenfresser zu seyn, und dennoch sehr wohl den von ihren Vorvätern gleichsam ererbten Gebrauch, Menschen zu opfern, beibehalten, um so viel mehr, da sie vielleicht glaubten, daß der Mensch, als ein edleres Geschöpf wie das Thier, auch den Göttern ein angenehmeres Opfer, wie dieses, seyn müsse, und daß sie folglich durch dergleichen Opfer der Gunst der Götter gewisser seyn könnten.

Die genauere Ergründung dieser meiner Meinung von der Entstehung der blutigen Opfer, besonders der Menschenopfer, stelle ich dem vernünftigen Leser anheim. So viel ist gewiß, daß die Lehre von der Seelenwanderung, so weit sie sich verbreitet, größtentheils alle blutige Opfer abgeschafft hat, und daß man folglich, wo diese Lehre herrscht, auch keine Menschenopfer antreffe. Die Anhänger dieser Lehre fürchten sich vor der Möglichkeit, Thiere zu tödten, in welchen die Seelen ihrer Väter, Verwandten oder Freunde seyn können; sie tödten daher die Thiere weder zu ihrer eigenen, noch zu der Götter Nahrung, und folglich noch weniger Menschen. Die Opfer, die sie den Göttern darbringen, sind einzig und allein aus dem Pflanzenreiche oder aus solchen Dingen genommen, die ohne Blutvergie-

fung geopfert werden können. — So opfern die Indianer den Göttern nichts als Geld, Reis, Weihrauch, Getreide, Früchte, Blumen, Kokosnüsse, Milch und Butter *). So findet man es auch bei den Malabaren. In Gemäßheit derselben Lehre opfern sie den Göttern nur Butter, Reis, Früchte, Confitüren, Gold, Silber und Edelsteine. Von dieser Mildthätigkeit ernähren sich nicht nur die Braminen, sondern sie theilen auch, wenn der Tempel reiche Stiftungen hat, alle Tage eine Menge Reis und andere Lebensmittel unter die Armen und fremden Reisenden aus, ohne dabei auf ihre Religion zu sehen. Dieser einzige Unterschied wird dabei beobachtet, daß ein armer Malabar von einem vornehmen Stande in die Pagode hineingehen und die Nacht über darin bleiben kann; die Armen hingegen der niedern Stämme und überhaupt jedermann, der nicht ihres Glaubens ist, das Almosen außerhalb des Tempels empfangen, ihn selbst aber nie betreten dürfen. Dergleichen Leute beherbergt man in einem andern, ausdrücklich dazu bestimmten Gebäude **). — Die Opfer der Indianer sind, wie aus der Natur derselben ersichtlich ist, Dankopfer; denn Gold, Silber und Edelsteine können doch unmöglich als etwas, das den Göttern Nahrung gebe, betrachtet werden. Durch diese Opfer wollen die Indianer ihre Dankbarkeit gegen die Götter an den Tag legen und diesen etwas von dem von ihnen empfangenen Guten gleichsam wiedergeben; auch sollen diese Opfer zur Unterstützung der Armen dienen, und solchergestalt sucht man auch hierdurch die Gunst der Götter zu gewinnen. Hierauf zielen jederzeit sowohl die unblutigen, als blutigen Opfer ab. —

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschnitt 3. §. 2.

**) Neuhof's Reise nach Ostindien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 14. S. 268.

Kap. 5.

Vorstellungen von dem Zustande der Seele nach dem Tode.

Die Frage, ob es Völker gebe, die keine Vorstellung von einem künftigen Leben haben, hat die Gelehrten in zwei Partreien getheilt. Die meisten sind der Meinung, daß es verschiedene Völker gebe, denen der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele gänzlich fehlt, und diese Meinung unterstützen sie mit den Berichten der Reisenden. Es ist aber die Frage, ob diese Nachrichten zuverlässig sind? Bei der Annahme derselben muß man immer behutsam seyn, wenn sie sowohl die Meinungen der rohen Menschen, als auch die Sitten und Gebräuche derselben betreffen. Um mit Sicherheit ihre Gebräuche zu erfahren, bedarf es nur gesunder Augen und einiger Aufmerksamkeit; einen richtigen Begriff aber von ihren Meinungen zu erhalten, erfordert einen längern Aufenthalt unter ihnen, Kenntniß ihrer Sprache, oder wenigstens einen zuverlässigen Dollmetscher und eine unbefangene Vernunft, damit man ihnen nicht den Gedanken von einem künftigen Leben abspreche, weil ihre Begriffe hiervon nur schwach und dunkel sind und nicht unsern Begriffen von der Unsterblichkeit der Seele ähneln.

Wenn allenfalls mehrere Reisende in ihren Berichten von einem und demselben Volke übereinstimmten, wenn sie sich lange genug in einem Lande aufgehalten hätten, um die Meinungen der Einwohner desselben hinlänglich kennen zu lernen; wenn sie ganz unbefangen ihre Untersuchungen anstellten, dann würden die Berichte derselben eine Zuverlässigkeit gewinnen, nach welcher sich ein sicheres Urtheil über die Meinungen der Völker fällen ließe. Dies ist aber nicht immer der Fall. Wenn es noch viele Völker gäbe, wenn sie die Mehrheit ausmachten, denen man alle Vorstellung von einem künftigen Leben abspräche; wenn diejenigen, die ein künftiges Leben glauben, nur als Ausnahmen be-

trachtet werden könnten, so würde ich nicht abgeneigt seyn, der Meinung derer beizutreten, welche vorgeben, daß es Völker gebe, die gar keine Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele haben. Wenn ich aber sehe, daß die allermeisten, uns bekannten, Völker aller Welttheile, die halb rohen, die ganz rohen und die wilden selbst in der Ueberzeugung, daß die Seele nach des Körpers Tode fortdaure, denke und wirke, einig sind; daß es derjenigen aber, denen man diese Ueberzeugung abspricht, nicht nur sehr wenige gibt, sondern auch, daß diese weder roher, noch wilder sind, als die vielen, denen man diese Vorstellung einräumen muß; so kann ich nicht läugnen, daß die Nachrichten mir ein wenig bedenklich vorkommen, die diesen Wenigen alle Vorstellung von einem künftigen Leben absprechen.

Daß die allermeisten Völker unwidersprechlich eine Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele haben, davon zeugen alle unsere Reisebeschreibungen, deren Verfasser die Meinungen der wilden und rohen Menschen zu entdecken gesucht haben. Davon zeugen alle diejenigen, die uns bloß berichten, daß es Völker gebe, die sich vor der Wiederkehr der Todten fürchten, die Todten verzehren und ihnen opfern, auch selbigen Nahrung und Bequemlichkeiten in jenem Leben zu verschaffen suchen. Diese Berichte, die in Menge vorhanden sind, bezeugen, daß diese Völker ein künftiges Leben glauben. Rechnet man hierzu noch die vielen Völker aller Welttheile, von einem Pole zum andern, welche, den Zeugnissen glaubwürdiger Reisenden zufolge, nicht nur ausdrücklich ihre Ueberzeugung von einem künftigen Leben äußern, sondern auch ihre Meinungen von der Beschaffenheit desselben zu erklären wissen; so kann ich kaum bezweifeln, daß diejenigen Reisenden, die diesen Wenigen diese Ueberzeugung absprechen, sie mißverstanden und ein gar zu übereiltes Urtheil über sie gefällt haben müssen.

So urtheile ich von La Perousen, wenn er berichtet, daß die Californier weder an einen Gott, noch an ein künftiges Leben glauben. Nur einige südliche Völkerschaften

sollen vor der Ankunft der Missionarien eine dunkle Idee von einem Paradiese mitten im Meere gehabt haben, wo die Auserwählten einer Kühlung genössen, die sie in ihren brennenden Sandwüsten nicht kennten. Die Hölle versetzen sie in die Bergklüfte *). — Die südlichen Californier sollen also eine Vorstellung von einem künftigen Leben haben, die nördlichen aber nicht? Ich sehe nicht ein, warum diese Idee weniger bei den nördlichen, als bei den südlichen Californiern entstehen sollte, worin der Leser vielleicht mit mir einig seyn wird, wenn ich weiter unten meine Meinung von der Veranlassung der Entstehung derselben geäußert habe. Ich sehe die Möglichkeit ein, daß La Perouse wegen seines kurzen Aufenthaltes an diesem Orte und seiner Unwissenheit in der Sprache dieses Volks, sich von den religiösen Ideen desselben nicht hinlänglich hat unterrichten können.

Hearne behauptet auch, daß die Einwohner an der Hudsons-Bay gar keine Vorstellung von einem künftigen Leben haben. Diese Behauptung gründet er auf die Aussage seines Begleiters, welcher gebildeter, als die übrigen Indianer, war, und ihn dessen mehr als einmal versichert hatte. Seiner Aussage nach haben sie weiter nichts zu thun, als sich um ihren Vortheil zu bekümmern, ihren Lüsten zu fröhnen, und so gemächlich, so zufrieden als möglich durch diese Welt zu gehen, ohne in einer künftigen Belohnungen zu hoffen, oder sich vor Bestrafung zu fürchten **). Sollte sich aber nicht dieser Reisende von der Aeußerung, daß diese Indianer in jenem Leben weder gute Folgen von ihren Handlungen in ihrem gegenwärtigen Leben hofften, noch böse befürchteten, zu der Behauptung haben verleiten lassen, daß sie kein künftiges Leben glaubten? Es gibt verschiedene Völker, welche, ob sie gleich ein künftiges Le-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 16. S. 377.

**) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Reinhold Forster. S. 282.

trachtet werden könnten, so würde ich nicht abgeneigt seyn, der Meinung derer beizutreten, welche vorgeben, daß es Völker gebe, die gar keine Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele haben. Wenn ich aber sehe, daß die allermeisten, uns bekannten, Völker aller Welttheile, die halb rohen, die ganz rohen und die wilden selbst in der Ueberzeugung, daß die Seele nach des Körpers Tode fortdaure, denke und wirke, einig sind; daß es derjenigen aber, denen man diese Ueberzeugung abspricht, nicht nur sehr wenige gibt, sondern auch, daß diese weder roher, noch wilder sind, als die vielen, denen man diese Vorstellung einräumen muß; so kann ich nicht läugnen, daß die Nachrichten mir ein wenig bedenklich vorkommen, die diesen Wenigen alle Vorstellung von einem künftigen Leben absprechen.

Daß die allermeisten Völker unwidersprechlich eine Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele haben, davon zeugen alle unsere Reisebeschreibungen, deren Verfasser die Meinungen der wilden und rohen Menschen zu entdecken gesucht haben. Davon zeugen alle diejenigen, die uns bloß berichten, daß es Völker gebe, die sich vor der Wiederkehr der Todten fürchten, die Todten verzehren und ihnen opfern, auch selbigen Nahrung und Bequemlichkeiten in jenem Leben zu verschaffen suchen. Diese Berichte, die in Menge vorhanden sind, bezeugen, daß diese Völker ein künftiges Leben glauben. Rechnet man hierzu noch die vielen Völker aller Welttheile, von einem Pole zum andern, welche, den Zeugnissen glaubwürdiger Reisenden zufolge, nicht nur ausdrücklich ihre Ueberzeugung von einem künftigen Leben äußern, sondern auch ihre Meinungen von der Beschaffenheit desselben zu erklären wissen; so kann ich kaum bezweifeln, daß diejenigen Reisenden, die diesen Wenigen diese Ueberzeugung absprechen, sie mißverstanden und ein gar zu übereiltes Urtheil über sie gefällt haben müssen.

So urtheile ich von La Perousen, wenn er berichtet, daß die Californier weder an einen Gott, noch an ein künftiges Leben glauben. Nur einige südliche Völkerschaften

sollen vor der Ankunft der Missionarien eine dunkle Idee von einem Paradiese mitten im Meere gehabt haben, wo die Auserwählten einer Kühlung genössen, die sie in ihren brennenden Sandwüsten nicht kennten. Die Hölle versetzen sie in die Bergklüfte *). — Die südlichen Californier sollen also eine Vorstellung von einem künftigen Leben haben, die nördlichen aber nicht? Ich sehe nicht ein, warum diese Idee weniger bei den nördlichen, als bei den südlichen Californiern entstehen sollte, worin der Leser vielleicht mit mir einig seyn wird, wenn ich weiter unten meine Meinung von der Veranlassung der Entstehung derselben geäußert habe. Ich sehe die Möglichkeit ein, daß La Perouse wegen seines kurzen Aufenthaltes an diesem Orte und seiner Unwissenheit in der Sprache dieses Volks, sich von den religiösen Ideen desselben nicht hinlänglich hat unterrichten können.

Hearne behauptet auch, daß die Einwohner an der Hudsons-Bay gar keine Vorstellung von einem künftigen Leben haben. Diese Behauptung gründet er auf die Aussage seines Begleiters, welcher gebildeter, als die übrigen Indianer, war, und ihn dessen mehr als einmal versichert hatte. Seiner Aussage nach haben sie weiter nichts zu thun, als sich um ihren Vortheil zu bekümmern, ihren Lüsten zu fröhnen, und so gemächlich, so zufrieden als möglich durch diese Welt zu gehen, ohne in einer künftigen Belohnungen zu hoffen, oder sich vor Bestrafung zu fürchten **). Sollte sich aber nicht dieser Reisende von der Aeußerung, daß diese Indianer in jenem Leben weder gute Folgen von ihren Handlungen in ihrem gegenwärtigen Leben hofften, noch böse befürchteten, zu der Behauptung haben verleiten lassen, daß sie kein künftiges Leben glaubten? Es gibt verschiedene Völker, welche, ob sie gleich ein künftiges Le-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 16. S. 377.

**) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Reinhold Forster. S. 282.

den glauben, doch nicht der Meinung sind, daß ihre Handlungen im gegenwärtigen Leben auf ihr Schicksal im künftigen einigen Einfluß haben, wovon im Folgenden verschiedene Beispiele vorkommen werden. Es gibt Völker, die ein künftiges Leben glauben, sich aber dessen ungeachtet nicht im geringsten darum bekümmern, sondern ganz so leben, als wenn sie es nicht glaubten.

Noch will ich die Tscheremissen anführen. Von ihnen sagt Bruce, daß sie über die Unsterblichkeit der Seele lachen *). Es ist aber die Frage, ob sie über den Gedanken von einem künftigen Leben, oder etwa über die Begriffe lachten, die er ihnen davon mittheilen wollte. Das letzte konnten sie wohl thun, ohne deshalb über den Gedanken an die Unsterblichkeit der Seele zu spotten. Und noch eine Frage: ist es nicht möglich, daß die Tscheremissen, die er auf seiner Reise sprach, Freigeister waren? Denn es gibt unter den rohen Völkern eben sowohl Freigeister, wie unter den civilisirten. In dem französischen Afrika traf Demanet dergleichen Freidenker an, welche ein künftiges Leben läugneten, obgleich der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele bei diesen Negern sehr allgemein ist. Zwar sind sie Anhänger des mahomedanischen Glaubens; dieser ist aber mit dem Heidenthume vermischt. Einige unter ihnen glauben, daß, wenn jemand stirbt, dieser dazu bestimmt sey, sogleich in einem schönern Körper und zu einem bessern Loose wieder geboren zu werden. Andere glauben, daß die Verstorbenen in Mahomeds Paradies eingehen und ihm daselbst dienen werden. Noch andere behaupten, daß man nach dem Tode dahin komme, wo der Schöpfer des Himmels und der Erde wohnt. Endlich gibt es welche, die den Tod für den Untergang des ganzen Menschen halten **). Wenn Bruce hier gewesen wäre und diese Neger

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 7. S. 272.

**) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Demanet. B. 2. S. 8.

gesprochen hätte, so hätte er vielleicht auch dem ganzen Volke den Gedanken an die Unsterblichkeit der Seele abgesprochen, und dies kann gerade mit den Tscheremissen der Fall seyn.

Daß der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele, welcher sich, den Berichten aller Reisenden zufolge, bei den allermeisten Völkern findet, ohne Ausnahme allen gemein seyn müsse, davon bin ich ganz überzeugt, und diese Ueberzeugung ist auf die Meinung gegründet, welche ich von der Veranlassung der Entstehung dieses Gedankens hege. — Der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele kann von der Offenbarung der Christen nicht hergekommen seyn. Man findet ihn an Orten, wo niemals Christen gewesen sind. Die alten Skandinavier glaubten an die Unsterblichkeit der Seele lange vor ihrer Bekanntschaft mit den Christen. Die Griechen und Römer hatten diese Lehre, ehe sie zum Christenthume bekehrt wurden. Als die Europäer nach Amerika kamen, ward sie allenthalben sowohl in den nördlichen als südlichen Ländern dieses Welttheils gefunden, und als die Inseln im Südmeere entdeckt wurden, fand man auch da diese Meinung allenthalben. — Wenn aber die wilden und rohen Menschen diese Meinung nicht aus einer Offenbarung erhalten haben, so haben sie sich gewiß eben so wenig durch Philosophiren über die Natur der Seele dieselbe erworben; denn höchst elend und unvernünftig sind ihre Begriffe von dem Wesen und der Natur der Seele, wovon weiter unten einige Beispiele vorkommen werden. Aus den erhabenen Anlagen unsers vernünftigen Geistes können wir den vernünftigen Schluß herleiten, daß er unsterblich seyn müsse. Diese Anlagen aber kennen die rohen Menschen nicht, so viel weniger, da sie bei ihnen nicht entwickelt sind; sie können folglich nicht diesen Schluß machen. — Angeborne Ideen von Unsterblichkeit lassen sich eben so wenig annehmen, als angeborne Ideen von einer Gottheit, welches ich im Vorhergehenden bewiesen habe. — Ein Kind, das niemals von einem künftigen Leben reden gehört hätte, würde,

nach meiner Ueberzeugung, von selbst nie auf den Gedanken fallen, daß jenseits des Grabes ein neues Leben zu erwarten sey. Wenn es aber eine angeborne Idee von der Unsterblichkeit der Seele hätte, so müßte sich doch wohl bei ihm diese Idee mit den Jahren entwickeln. — Einige sind der Meinung, daß alle Menschen einen natürlichen Trieb nach Unsterblichkeit fühlen, und daß die Vorstellung von einem künftigen Leben durch diesen Trieb geweckt werden müsse. Allein theils ist die Meinung unrichtig, daß alle Menschen einen Trieb nach Unsterblichkeit fühlen. Zwar wünschen alle, oder die meisten, wenn sie nicht mit gar zu großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, schon hiernieden unsterblich zu seyn, und empfinden daher eine natürliche Furcht vor dem Tode; nach einer Unsterblichkeit aber jenseits des Grabes spürt man bei den wilden und rohen Menschen keinen Trieb, ob sie gleich eine Vorstellung davon haben. Theils ist der Schluß, der aus diesem unrichtigen Vordersatze gezogen wird, eben so verkehrt, als der Vordersatz. Trieb nach Unsterblichkeit jenseits des Grabes setzt wenigstens eine dunkle Idee von einem künftigen Leben voraus. Man kann keinen Trieb nach dem fühlen, wovon man nicht die geringste Idee hat. Die Idee von Unsterblichkeit muß voraus gehen, und dann kann der Trieb dadurch geweckt werden, nicht umgekehrt. Aber eine solche angeborne dunkle Idee von Unsterblichkeit ist nicht denkbar.

Wenn aber die wilden und rohen Menschen nicht auf eine von diesen Arten auf diesen Gedanken von einem künftigen Leben gerathen sind, wie ist denn dieser Gedanke bei ihnen geweckt, wie so allgemein geworden? Meiner Vermuthung nach ist er aus Träumen entstanden. — Laßt uns diese rohen Menschen in ihrem ersten Kindheitszustande uns vorstellen. Wie unmöglich müßte es ihnen nicht seyn, sich einigen richtigen Begriff von Träumen zu machen. Was sie geträumt, müssen sie ohne Zweifel als etwas Wirkliches außer ihnen betrachtet haben. Träume können sogar so lebhaft seyn, daß erwachsene und kultivirte

Menschen oft ungewiß sind, ob das, was ihnen geträumt hat, ein Traum oder etwas Wirkliches gewesen sey. Zuweilen können sie hierüber nicht zur Gewißheit gelangen, ohne durch Vergleichung mehrerer Umstände, woraus sie schließen, es müsse nur ein Traum gewesen seyn.

Nun ist es mir begreiflich, daß weil die rohen, wie die civilisirten Menschen von ihren verstorbenen Freunden träumen, daß sie zu ihnen kommen, mit ihnen sprechen u. dergl., sie auch solches als etwas wirkliches müssen angesehen haben. Sie müssen geglaubt haben, der Verstorbene sey des Nachts bei ihnen gewesen und habe mit ihnen gesprochen, und nun war der Gedanke bei ihnen geweckt, daß, ob der Mensch gleich sterbe, er doch fortdaure, daß außer dem Körper, der verbrannt oder begraben werde, etwas am Menschen seyn müsse, das nicht sterbe, das den Untergang des Körpers überlebe. — Da sie natürlicherweise in Träumen ihre verstorbenen Freunde in der nämlichen Gestalt sehen müssen, in welcher sie unter ihnen lebten, oftmals vielleicht mit ihrem Jagd- und Fischereigeräth, so entsteht daraus unter den rohen Menschen häufig der Gedanke, daß sich die Verstorbenen ungefähr in dem nämlichen Zustande, wie in dem gegenwärtigen Leben, befinden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Zustand etwas besser sey; daß sie auch in jenem Leben auf Jagd und Fischerei gehen, daselbst essen, trinken und Kleider anlegen; denn sie haben sie des Nachts in Kleidern gesehen. — Sie träumen auch zuweilen von ihren noch lebenden Freunden, und daraus entsteht der bei den rohen Menschen auch nicht so ganz ungewöhnliche Gedanke, daß die Seele während des Schlafes den Körper verlasse und in der Welt herum wandre. Diesen Wahn findet man bei den Otaheitiern und mehrern *).

So finde ich in den Träumen den Ursprung der allge-

*) Wilsons Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neusten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 369.

meinen Idee von einem künftigen Leben, wie auch aller der irdischen und thörichten Vorstellungen, welche sie sich von diesem Leben machen. Bei ihnen gleicht das künftige Leben ganz dem gegenwärtigen, und anders kann es nicht seyn, wenn die Vorstellung von jenem Leben aus Träumen von den Verstorbenen entstanden ist.

Ist aber die hier von mir geäußerte Meinung richtig, so kann es uns nicht auffallen, daß der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele selbst bei den wildesten Völkern angetroffen wird; so müssen wir glauben, — es mögen manche Reisende dagegen einwenden, was sie wollen — daß keinem Volke dieser Gedanke gänzlich fehlt. Es gibt kein Volk, es mag so thierisch seyn, wie es will, das nicht träumt, und von seinen verstorbenen Freunden träumen muß; denn die Thiere träumen. Es gibt keinen, der sich nicht zuweilen des Morgens seiner Träume erinnert; denn sonst wäre er kein Mensch; und der oben erwähnte Schluß ist weder zu schwer, noch zu klug, als daß man selbigen den rohesten Menschen zutrauen könnte.

Meine Meinung von der Entstehung der allgemeinen Vorstellung von einem künftigen Leben scheint durch die Nachrichten der Reisenden bestärkt zu werden. Bei den Einwohnern von Nutka fand man die Meinung, daß wenn jemand sterbe, er hernach in der Luft aufstehe; und diese Meinung sollen sie, wie sie sagen, von einem alten Mann erhalten haben, der in den ältesten Zeiten von der Luft herab gekommen war *). Ich finde es nicht unwahrscheinlich, daß dies ein Traum von einem alten verstorbenen Manne gewesen seyn mag, und dieses konnte hinreichend seyn, die Idee von der Fortdauer nach dem Tode zu erregen. — Noch mehr aber werde ich in dieser Meinung durch das Beispiel der Madegassen bestärkt. Sie glauben, daß die Menschen nach dem Tode böse Geister werden, die

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 1. S. 286.

ihnen manchmal erscheinen, und im Traume mit ihnen reden*). Diese sehen also ihre Träume für etwas wirkliches außer ihnen an. Sie glauben fest, daß es die Verstorbenen sind, die zurückkommen und mit ihnen des Nachts reden. Dies kann aber mit gutem Grunde von allen andern Völkern gelten, bis einige allmählig durch eine geringe Entwickelung der intellectuellen Anlagen einsehen lernten, was Träume sind. Nun aber war der Gedanke von einem künftigen Leben schon geweckt; er war Volksglaube geworden, und verlor sich folglich nicht, weil man sich nachher richtigere Begriffe von Träumen machte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Gedanke von einem andern Leben, nachdem er bei den wilden und rohen Menschen geweckt worden war, ein sehr verschiedenes Schicksal bei ihnen haben mußte. Bei einigen erzeugte er durchaus kein Nachdenken. Sie glaubten eine Unsterblichkeit, eine Fortdauer nach des Körpers Tode, bekümmerten sich aber übrigens nicht weiter darum, grübelten weder darüber, wie der Zustand der Seele, noch wie die Beschäftigungen derselben in jenem Leben beschaffen seyn würden. — Andere, die etwas mehr dabei dachten, malten sich den Zustand der Seele in jenem Leben, jeder nach seiner Art und nach seiner Fantasie, aus.

Zu den ersten rechne ich die Einwohner von Neuholland. Sie glauben wirklich ein Leben nach dem Tode; aber ihre Idee davon ist nur schwach und dunkel. Sie meinen, daß sie nach dem Tode in die Wolken übergehen. Dieser Glaube aber hat auf ihr Verhalten keinen Einfluß, da sie nichts weiter dabei denken**). Bei den Sandwichsinsulanern konnten die Engländer auch keine deutlichen und bestimmten Vorstellungen von einem künftigen Leben finden.

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 3.

**) An account of the english colonie in New South Wales, by David Collins; in allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. I. St. 4. S. 360.

Nichts desto weniger glaubten sie dennoch ein künftiges Leben. So oft man sie fragte, wohin die Todten gingen, erhielt man zur Antwort: daß der Athem, den sie für die Seele oder den unsterblichen Theil halten, zum Eatua (Gott) gegangen sey. Setzte man seine Nachfrage weiter fort, so schienen sie einen besondern Ort zu beschreiben, wo sich die Verstorbenen aufhielten. Hieraus erhellt, daß diese Wilden nicht gesucht haben, sich einen bestimmten Begriff von dem Zustande der Seele nach dem Tode des Körpers zu machen, worüber man sich auch nicht wundern darf, da es nicht schien, daß sie in jenem Leben Belohnung erwarteten oder sich vor Strafe fürchteten. Die Frage, wie ihr Zustand jenseits des Grabes beschaffen seyn werde, mußte ihnen folglich sehr gleichgültig seyn *).

Dieselben dunklen Begriffe findet man bei den Einwohnern von Guayra. Diese Indianer glauben, daß sich die Seele, wenn sie aus dem Körper scheidet, nicht weit von demselben entferne und wohl gar bei ihm in dem Grabe zur Gesellschaft bleibe, weshalb man auch einen leeren Raum daselbst läßt, damit sie Platz haben möge. Die ersten Indianer, die das Christenthum annahmen, konnte man mit vieler Mühe kaum von diesem Gebrauche abbringen. Man erwischte sogar einige christliche Weiber, welche heimlich an den Begräbnißort ihrer Kinder und Männer gegangen waren, und die Erde, womit sie bedeckt waren, durch ein Sieb laufen ließen, um ihren Seelen eine Erleichterung zu verschaffen, die, wie sie sagten, ohne diese gebrauchte Vorsicht gar zu sehr gedrückt werden würden. Hieraus erhellt, daß diese Indianer glaubten, daß die Seele sowohl ein von dem Körper verschiedenes Wesen sey, als daß sie nach dem Tode des Körpers fortdauere. Dieser Gedanke war aber schwach und unentwickelt. Die Seele war etwas Materielles, wie der Körper. Sie hielt sich in der Nähe des

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 460.

Körpers oder im Grabe auf, und mußte in letzterm Falle nicht nur Platz haben, sondern man mußte auch dafür sorgen, daß sie von der Erde nicht gar zu sehr gedrückt würde. Dies waren die Vorstellungen der Wilden von dem Zustande der Seele nach dem Tode. Weiter gingen sie nicht.

Es gibt jedoch nur wenige Völker, die bei dergleichen oberflächlichen, eingeschränkten Vorstellungen stehen bleiben. Es ist natürlich, daß Menschen, die ein künftiges Leben glauben, auch die Beschaffenheit desselben zu erfahren, die Decke, welche die Zukunft verhüllt, aufzuheben, in den Zustand der Verstorbenen ein wenig hinein zu sehen und sich einen Begriff von den Beschäftigungen derselben zu machen wünschen. Daher findet man, daß sich die meisten, sowohl wilde als rohe, Menschen von allem diesem gewisse Vorstellungen gebildet haben, und daß diese Vorstellungen von dem künftigen Zustande der Seele und den Beschäftigungen derselben von dem gegenwärtigen Leben hergenommen sind. Es muß in jener Welt ungefähr wie in dieser aussehen; gleiche Lebensart, gleiche Beschäftigungen, gleiche Ergötzlichkeiten müßen in beiden Statt finden, nur mit dem Unterschiede, daß der Zustand der Menschen in jenem Leben etwas besser, als in dem gegenwärtigen seyn wird. Man kann nichts anders erwarten, als daß Menschen, die nichts als das Sinnliche und Irdische kennen, ihre sinnlichen, aus der gegenwärtigen Welt genommenen, Vorstellungen auf die zukünftige übertragen.

Zum Beweise des Gesagten könnte es hinreichend seyn, die Grönländer anzuführen. Diese stimmen aber in ihren Begriffen von jenem Leben nicht ganz mit einander überein. Einige glauben, daß die Seelen der Menschen von denen der Thiere nicht unterschieden seyen. — Diese Meinung wird schwerlich ein wahrer Philosoph mit hinlänglichen Gründen widerlegen können. Möglich ist es immer, daß der Unterschied, welchen wir zwischen den Seelen der Menschen und der Thiere wahrnehmen, nicht in der Verschiedenheit ihres Wesens, sondern lediglich in der verschiedenen Organisation,

Nichts desto weniger glaubten sie dennoch ein künftiges Leben. So oft man sie fragte, wohin die Todten gingen, erhielt man zur Antwort: daß der Athem, den sie für die Seele oder den unsterblichen Theil halten, zum Eatua (Gott) gegangen sey. Setzte man seine Nachfrage weiter fort, so schienen sie einen besondern Ort zu beschreiben, wo sich die Verstorbenen aufhielten. Hieraus erhellt, daß diese Wilden nicht gesucht haben, sich einen bestimmten Begriff von dem Zustande der Seele nach dem Tode des Körpers zu machen, worüber man sich auch nicht wundern darf, da es nicht schien, daß sie in jenem Leben Belohnung erwarteten oder sich vor Strafe fürchteten. Die Frage, wie ihr Zustand jenseits des Grabes beschaffen seyn werde, mußte ihnen folglich sehr gleichgültig seyn *).

Dieselben dunklen Begriffe findet man bei den Einwohnern von Guayra. Diese Indianer glauben, daß sich die Seele, wenn sie aus dem Körper scheidet, nicht weit von demselben entferne und wohl gar bei ihm in dem Grabe zur Gesellschaft bleibe, weshalb man auch einen leeren Raum daselbst läßt, damit sie Platz haben möge. Die ersten Indianer, die das Christenthum annahmen, konnte man mit vieler Mühe kaum von diesem Gebrauche abbringen. Man erwischte sogar einige christliche Weiber, welche heimlich an den Begräbnißort ihrer Kinder und Männer gegangen waren, und die Erde, womit sie bedeckt waren, durch ein Sieb laufen ließen, um ihren Seelen eine Erleichterung zu verschaffen, die, wie sie sagten, ohne diese gebrauchte Vorsicht gar zu sehr gedrückt werden würden. Hieraus erhellt, daß diese Indianer glaubten, daß die Seele sowohl ein vom dem Körper verschiedenes Wesen sey, als daß sie nach dem Tode des Körpers fortdauere. Dieser Gedanke war aber schwach und unentwickelt. Die Seele war etwas Materielles, wie der Körper. Sie hielt sich in der Nähe des

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster, B. 3. S. 460.

Körpers oder im Grabe auf, und mußte in letzterm Falle nicht nur Platz haben, sondern man mußte auch dafür sorgen, daß sie von der Erde nicht gar zu sehr gedrückt würde. Dies waren die Vorstellungen der Wilden von dem Zustande der Seele nach dem Tode. Weiter gingen sie nicht.

Es gibt jedoch nur wenige Völker, die bei dergleichen oberflächlichen, eingeschränkten Vorstellungen stehen bleiben. Es ist natürlich, daß Menschen, die ein künftiges Leben glauben, auch die Beschaffenheit desselben zu erfahren, die Decke, welche die Zukunft verhüllt, aufzuheben, in den Zustand der Verstorbenen ein wenig hinein zu sehen und sich einen Begriff von den Beschäftigungen derselben zu machen wünschen. Daher findet man, daß sich die meisten, sowohl wilde als rohe, Menschen von allem diesem gewisse Vorstellungen gebildet haben, und daß deren Vorstellungen von dem künftigen Zustande der Seele und den Beschäftigungen derselben von dem gegenwärtigen Leben hergenommen sind. Es muß in jener Welt ungefähr wie in dieser aussehen; gleiche Lebensart, gleiche Beschäftigungen, gleiche Ergötzlichkeiten müßen in beiden Statt finden, nur mit dem Unterschiede, daß der Zustand der Menschen in jenem Leben etwas besser, als in dem gegenwärtigen seyn wird. Man kann nichts anders erwarten, als daß Menschen, die nichts als das Sinnliche und Irdische kennen, ihre sinnlichen, aus der gegenwärtigen Welt genommenen Vorstellungen auf die zukünftige übertragen.

Zum Beweise des Gesagten könnte es [illegible] die Grönländer anzuführen. Diese stimmen [illegible] Begriffen von jenem Leben nicht ganz mit [illegible] Einige glauben, daß die Seelen der [illegible] der Thiere nicht unterschieden seyen. — [illegible] schwerlich ein wahrer Philosoph mit [illegible] widerlegen können. Möglich ist es [illegible] schied, welchen wir zwischen den [illegible] der Thiere wahrnehmen, nicht [illegible] Wesens, sondern lediglich in der [illegible]



durch welche diese Seelen und die Anlagen derselben wirken und entwickelt werden, gegründet ist. In diesem Stücke kann man nicht sagen, daß diese Grönländer unvernünftig denken, ob man sich gleich leicht vorstellen kann, daß ihre Meinung nicht auf vernünftige Gründe gebaut ist. — Andere aber machen sich eine eben so unvernünftige, als lächerliche Vorstellung von der Seele. Sie nehmen zwar eine vom Körper unterschiedene Seele an, beschreiben sie aber so materiell, daß sie ab- und zunehmen, zertheilt werden, ein Stück verlieren und wieder reparirt werden, oder gar auf eine Zeitlang den Körper verlassen kann, so daß schon mancher, wenn er eine weite Reise angetreten, seine Seele zu Hause gelassen hat, und doch immer frisch und gesund geblieben ist. Einige meinen, daß die Seele des Nachts auf die Jagd, zum Tanz, zum Besuch u. s. w. gehe. — Der Leser sieht wohl selbst ein, daß dies ein Betrug ihrer Träume, und ein Beweis des oben Gesagten ist, daß es Menschen gibt, die so roh und, rücksichtlich der Natur der Träume, so unwissend sind, daß sie alles, was ihnen träumt, für etwas Wirkliches halten. — Doch gibt es einige Grönländer, die vernünftiger über die Natur der Seele denken. Sie behaupten, daß die Seele ein von dem Körper ganz verschiedenes, von aller Materie freies geistiges Wesen sey, das keiner materiellen Nahrung bedürfe, und daß es, während der Körper im Grabe verwese, nach dem Tode noch lebe und eine andere als leibliche Nahrung, die sie aber nicht kennen, haben müsse. Ihre Angekoks oder Zauberer bestärken sie in dieser Meinung von der geistigen Natur der Seele, indem sie öfters ins Reich der Seelen zu reisen vorgeben, und sagen, die Seele sey bleich und weich, und wenn man sie anfassen wolle, fühle man nichts, weil sie weder Fleisch, noch Bein, noch Sehnen habe. — Hieraus erhellt, welche Vorstellung sich die Grönländer von einem Geiste machen. Dieser muß folglich nach unsern philosophischen Bestimmungen kein Geist seyn. Diese waren aber nicht einmal den Griechen oder Römern und folglich

noch weniger den Grönländern bekannt. Wenn wir daher in der Geschichte der rohen Völker von einem Geiste und geistigen Wesen lesen, müssen wir uns von diesem Ausdrucke nicht irre leiten lassen. Ein Geist ist bei ihnen ein Wesen von keiner so groben und materiellen Substanz, als der Körper. So räsonnirten die Grönländer über das, was außer ihrer Sphäre lag. Wir räsonniren anders über das, was wir eben so wenig verstehen.

Auch rücksichtlich der Begriffe von dem Zustande nach dem Tode weichen die Grönländer von einander ab. Gemeiniglich glauben sie, das künftige Leben sey besser als das gegenwärtige und höre niemals auf; allein wo oder wie der Aufenthaltsort der Todten beschaffen sey, darüber sind sie verschiedener Meinung. Weil sie ihre meiste und beste Nahrung aus dem Meere bekommen, so suchen sie den Ort der Seligen unter dem Meere oder der Erde und glauben, daß die tiefen Löcher in den Felsen die Eingänge dazu seyn. Daselbst wohnt Torngarsuk und seine Mutter. Da ist ein beständiger Sommer, schöner Sonnenschein und keine Nacht. Da ist gutes Wasser und ein Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Renuthieren, die man ohne Mühe fangen kann, oder gar in einem großen Kessel lebendig gekocht findet. Dahin kommen aber nur diejenigen, die zur Arbeit getaugt, viele Wallfische und Seehunde gefangen, viel ausgestanden haben, im Meere ertrunken oder während der Geburt gestorben sind. Man sieht hieraus, daß sie doch einen Begriff von der Belohnung des Guten hatten. Die abgeschiedenen Seelen kommen aber nicht tanzend in die elisäischen Felder, sondern müssen fünf Tage lang, andere sagen, noch länger, an einem rauhen Felsen, der daher schon ganz blutig ist, hinab rutschen. Insonderheit werden die armen Seelen bedauert, die diese Reise im kalten Winter oder bei stürmischem Wetter thun müssen, weil da leicht eine zu Schaden kommen kann. — Diese Grönländer, nach deren Meinung sich der Aufenthaltsort der Seligen unter dem Meere oder der Erde befindet, behaupten, daß

nur die untauglichen, faulen Leute in den Himmel kommen und dort einen großen Mangel an allem haben, vermuthlich weil es im Himmel weder Seehunde, noch Rennthiere gibt; daher die Seelen sehr mager und kraftlos sind, zumal da sie wegen der schnellen Umdrehung des Himmels gar keine Ruhe haben. Besonders kommen die bösen Leute und Hexen dahin und werden von Raben dermaßen geplagt, daß sie selbige nicht von ihren Haaren abhalten können. — Hieraus ergibt sich, daß diese Grönländer, die sich eine solche Vorstellung von dem Zustande nach dem Tode machen, unter diejenigen gehören, von welchen ich oben gesagt habe, daß sie sich die Seele als ein ganz materielles Wesen denken.

Die Grönländer aber, die mehr von der Schönheit der himmlischen Körper eingenommen sind, suchen die Wohnung der Seligen im obersten Himmel über dem Regenbogen, und die Fahrt dahin ist so leicht und hurtig, daß die Seele noch denselben Abend, da sie den Körper verläßt, im Monde, der ein Grönländer gewesen, ausruhen und mit den übrigen Seelen Ball spielen und tanzen kann. Dieser Seelentanz ist, wie sie meinen, das Nordlicht. Im Monde stehen die Seelen in Zelten um einen großen See herum, in welchem eine Menge Fische und Vögel sind. Wenn dieser See überläuft, regnet es auf die Erde. Uebrigens essen die Seelen nichts als Seehundsköpfe, welche niemals verzehrt werden. — Die Seelen sind also auch hier von aller Arbeit frei. Faulenzen zu können, macht jederzeit die höchste Glückseligkeit der rohen Menschen aus. Nahrung ist aber doch, selbst im Himmel, erforderlich; nur muß sie keine Mühe kosten.

Die Grönländer, die vernünftiger als alle die übrigen seyn wollen, lachen über das alles. Sie meinen, daß, wenn es ein Paradies gebe, wo sich die Seelen von der Jagd nähren, es im Himmel seyn müsse und nur eine Zeitlang währen könne; hernach aber kämen sie in die stillen Wohnungen. Was aber daselbst ihre Nahrung und Geschäfte seyen, wissen sie nicht. — Sie sind also in diesem Stücke

so viel vernünftiger, als die übrigen, daß sie ihre Unwissenheit gestehen. Mit der Hölle aber wissen sie ein wenig besser Bescheid und versetzen solche in die unterirdische Gegend, die ohne Licht und Wärme und mit immerwährenden Schrecken und Angst angefüllt ist. Jedoch hat diese Meinung die gute Wirkung, daß diese Grönländer ein ordentliches Leben führen, und sich alles dessen enthalten, was in ihren Augen böse ist *).

Diese Wirkung hat die Vorstellung von einem künftigen Leben nicht bei allen rohen Völkern. Von rohen Menschen ist nicht zu erwarten, daß sie den unzertrennlichen, natürlichen Zusammenhang zwischen ihrer Denkungs- und Handlungsart in dem gegenwärtigen und ihrem Schicksale in jenem Leben sollten einsehen können. Dazu ist mehr Philosophie, als sie haben können, erforderlich. Unser roher Pöbel, der doch allerdings rücksichtlich des Unterrichts etwas vor jenen voraus hat, sieht nicht einmal diesen Zusammenhang ein. Von diesen ließe sich etwa so viel erwarten, daß sie positive Belohnungen und Strafen in jenem Leben annehmen müßten. Einige aber haben durchaus keine Vorstellung von der Gerechtigkeit ihrer Götter; andere glauben, daß sie sich um die Handlungen der Menschen nicht bekümmern. Höchstens glauben sie, die Götter seyen Wesen, die ihnen hienieden Böses zufügen, wenn sie sie nicht dann und wann durch Opfer besänftigen. Die Vorstellung von einem künftigen Leben hat also auf ihre Moralität nicht den geringsten Einfluß, weil sie jenseits des Grabes weder Belohnung noch Strafe erwarten. Ihrer Meinung nach kommen die guten und bösen Seelen an einerlei Ort zusammen und befinden sich in einerlei Zustande. Und wenn auch der Zustand derselben etwas verschieden ist, so ist doch dieser Unterschied keinesweges in dem vergangenen Leben gegründet. Ich will dies mit einigen Beispielen beweisen.

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt V. §. 36. 37.

So glauben die Kussier zwar, ein Geist ergreife und trage die Seele des Sterbenden davon, und der Verstorbene komme in den Genuß alles dessen, was ihm der Geist im Augenblick des Todes versprochen habe. Sie haben aber keinen Begriff von dem Lohne guter oder von der Strafe böser Menschen *). Die Otaheitier haben ebenfalls keine Vorstellung hiervon, und wenn auch einige sie haben, — denn sie scheinen in ihren Meinungen von dem Zustande des künftigen Lebens nicht ganz einig zu seyn, — so ist sie doch sehr schwach. Sie glauben, daß im menschlichen Körper ein Wesen wohne, welches sehe, höre, schmecke, rieche und fühle. Einige glauben, daß dieses Wesen nach der Auflösung des Körpers um den Leichnam schwebe, und daß es zuletzt sich in gewisse hölzerne, menschliche Figuren zur Ruhe begebe, welche zu diesem Behuf um die Begräbnißplätze aufgestellt werden. — Andere sind von der Gewißheit eines glückseligen Lebens in der Sonne überzeugt, und hoffen dereinst Brodfrucht und Fleisch, welche keiner vorhergegangenen Zubereitung bedürfen werden, dort zu essen. — Noch andere behaupten, daß die Seele um die Lippen des Sterbenden herum flattere, und dann aufsteige und sich mit der Gottheit vermische. In diesem Zustande bleibe sie eine Zeitlang, und gehe dann an den Ort, welcher zum Empfang der Seelen bereitet sey; dort bleibe sie in ewiger Nacht. Sie wissen nichts von Strafen nach dem Tode für Verbrechen, die auf der Erde begangen worden sind. Die Seelen der Guten und Bösen werden ohne Unterschied mit der Gottheit vereinigt, wahrscheinlich um dadurch gereinigt und zu einem glückseligen Leben vorbereitet zu werden, weil sie ferner behaupten, daß ein Mann, der sich einige Monate vor seinem Tode alles Umganges mit Frauenzimmern enthält, sogleich zu seinem ewigen Aufenthalt gelange, indem ihn diese Enthaltsamkeit schon hin-

*) Allgemeine geographische Ephemeriden, von Gaspari und Bertuch. XI. Bandes 4. Stück. S. 481.

länglich gereinigt hat. — Ich schließe hieraus, daß weil diese von einer Reinigung reden, die nöthig sey, um gleich nach dem Tode ein glückseliges Leben zu genießen, sie auch einen schwachen Begriff von der Sünde haben müssen, als etwas, das auf den Zustand des künftigen Lebens Einfluß haben könne. — Sie lehren ferner, daß die Seelen diejenigen Leidenschaften, von denen sie sich in dem gegenwärtigen Leben haben beherrschen lassen, auch dort nicht ablegen werden. Seelen, die vordem Feinde waren, kämpfen auch dort mit einander, so oft sie einander begegnen, wiewohl vergebens, weil sie in diesem Zustande unverwundbar sind. — Eheleute, wenn sie sich nach dem Tode begegnen sollten, treten wieder in Verbindung mit einander. Stirbt der Mann zuerst, so kennt er seine Frau, sobald sie in das Reich der Geister kommt, und geht in dem großen Hause, Taurna, wieder mit ihr um, wo sich die Seelen der Verstorbenen mit den Göttern ergötzen. Hierauf kehren beide in ihre eigene Hütte zurück, um dort ewig zu wohnen und eine geistige Nachkommenschaft zu zeugen, wobei sie demungeachtet nicht verheirathet sind, auch nicht nach Art der körperlichen Geschöpfe Kinder zeugen. — Auch gibt es, nach ihrer Lehre, verschiedene Sammelplätze der Seelen nach dem Tode; sie glauben z. B., daß die Ertrunkenen im Meere bleiben, wo sie ein schönes Land mit Häusern und allem, was sie glücklich machen kann, antreffen. — Einige glauben, daß es zwei Aufenthaltsörter der Seelen und verschiedene Stufen der Glückseligkeit gebe. Jedoch betrachten sie solche nicht als Oerter der Belohnung und Strafe, sondern nur als Aufenthaltsorte für verschiedene Stände. Der erste ist ihrer Meinung nach für ihre Oberhäupter und Standespersonen bestimmt, der andere für die gemeinen Leute. Sie vermuthen aber nicht, daß ihre Handlungen in diesem Leben den geringsten Einfluß auf das zukünftige haben, ja sie glauben nicht einmal, daß ihre Götter sich überhaupt im geringsten darum bekümmern*).

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die

Hieraus erhellt, daß wenn wir einige ausnehmen, die eine gewisse Sündenbefleckung anzunehmen scheinen, von der man gereinigt werden müsse, ehe man zu einer vollkommnen Glückseligkeit gelange, die übrigen von den Folgen guter oder böser Handlungen in jener Welt nicht die geringste Vorstellung haben.

Diese Vorstellung haben die Caraiben eben so wenig. Sie glauben, daß jeder von ihnen so viele Seelen habe, als sie Pulsschläge bemerken, und unter allen diesen Seelen sey die Seele des Herzens die vornehmste; diese fahre nach dem Tode mit ihrem Gott gen Himmel; denn nach ihrer Meinung hat jeder Mensch seinen eigenen Gott. Sie glauben auch, daß diese Seele daselbst eben ein solches Leben führe, als ihr Körper auf der Erde gethan. Was die anderen Seelen betrifft, so glauben sie, daß einige davon sich nach dem Tode am Meerufer niederlassen, wo sie Schiffe umwerfen und allerlei Unordnungen auf der See anrichten. Einige begeben sich, ihrer Meinung nach, in die Wälder*). Der Zustand des künftigen Lebens ist also bei ihnen keine Folge der Handlungen des vergangenen Lebens.

Dasselbe findet man bei den Hottentotten. Daß sie ein künftiges Leben glauben, erhellt daraus, daß sie fürchten, die Todten möchten wiederkommen und sie beunruhigen. Daher ziehen alle Einwohner eines Dorfs anderswo hin, wenn jemand bei ihnen gestorben ist; denn sie glauben, daß sich die Verstorbenen da aufhalten, wo sie gestorben sind. Sie nehmen auch nichts von ihrem Eigenthum mit sich, weil sie befürchten, daß ihnen die Todten nachfolgen und

---

Welt. Hauptst. 6. Abschn. 9. S. 462. Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 556. Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 353 ff.

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America, Th. 2. B. 5. Hauptst. 5. Abschn. 5. §. 9.

sie beunruhigen möchten. Sie lassen daher alles, was ihnen zugehörte, in ihrer Hütte zurück bleiben. Doch glauben sie, daß ihre Zauberer die Todten beschwören und es verhindern können, daß sie nicht erscheinen und sie erschrecken. Der Glaube an ein künftiges Leben hat aber keinen Einfluß auf ihre Handlungen. Von einem verschiedenen Zustande nach dem Tode für Gute und Böse haben sie keinen Begriff. Der Kranke spricht daher niemals von seinem künftigen Zustande, ruft bei seinem Ende keinen seiner Götter an, und die Umstehenden sprechen auch nicht von etwas, das auf das Zukünftige Beziehung haben könnte*). Die Wilden auf St. Domingo scheinen ebenfalls von Belohnung oder Strafe in jenem Leben nicht den geringsten Begriff zu haben. Sie glauben zwar einen Ort, wo die Seelen der Frommen ihre Belohnung empfangen; für die Bösen aber haben sie keinen Ort zur Bestrafung. Ein jeder verlegte das Paradies in seine Provinz, und stellte sich da ein nach ihrer Art herrliches Leben vor. Sie freuten sich insbesondere darauf, ihre Freunde und Verwandte wieder anzutreffen und ihre geliebtesten Weiber wieder zu bekommen**).

Die Manjacicas nehmen auch nur einen Himmel an, wohin die Seelen, nach ihrer Trennung vom Körper, durch Priester gebracht werden, wo eine ewige Freude ihrer wartet. Sobald daher einer von ihnen stirbt und das Leichenbegängniß vorbei ist, bekommt der Priester, welcher seine Seele in den Himmel bringen soll, einige Geschenke von der Familie. Hierauf gießt er Wasser aus, um die Seele zu reinigen, tröstet die Hinterbliebenen und verspricht ihnen bald gute Nachrichten von der Seele des Verstorbenen zu bringen. Er entfernt sich alsdann eine Zeitlang, und bei seiner Zurückkunft läßt er die Freunde des Verstorbenen zu-

*) Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, von Kolbe. Th. 1. Kap. 12.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 1. B. 4. Hauptst. 5. §. 69.

sammen rufen; und meldet ihnen die glückliche Ankunft der Seele ihres Freundes im Himmel. Er erzählt mit vielen Umständen, was es ihm für Mühe gekostet, mit der Seele über die Berge, Flüsse und durch die Wälder bis an den großen Fluß zu kommen, worüber eine Brücke geschlagen ist, über welche ein Gott die Aufsicht hat. Uebrigens glauben sie, daß der Himmel ein mit großen Bäumen besetzter Ort sey, von welchen ein Gummi herabträufelt, das den Seelen zur Nahrung dient. Auch gibt's daselbst viel Honig, aber wenig Fische. Die Seelen sind in drei Klassen eingetheilt. In der ersten sind die Ertrunkenen, in der andern die, die in den Wäldern umgekommen, und in der dritten die, welche in ihren Hütten gestorben sind*). Diese Klassifikazion bezieht sich ohne Zweifel auf ihre Nahrungswege, die Fischerei und Jagd, und durch diesen Vorrang sollen sie ermuntert werden, Gefahren keck entgegen zu gehen. Diejenigen, welche in ihren Hütten eines natürlichen Todes sterben, kommen in die unterste Klasse. Für die bösen Seelen haben sie keine besondere Klasse, keinen besondern Ort. Da der Priester so gut bezahlt wird, so ist es nicht mehr wie billig, daß er sie alle in den Himmel bringt.

Bei den oben erwähnten Völkern und allen denen, die gleiche Begriffe von dem künftigen Leben haben, konnte folglich der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele keinen Einfluß auf ihr gegenwärtiges Verhalten und ihre Moralität gewinnen. Von ihren Handlungen in dem gegenwärtigen Leben hatten sie in dem künftigen weder etwas zu hoffen noch zu fürchten. Diese beiden mächtigen Triebfedern wirkten folglich bei ihnen nichts. Allerdings ist es keine wahre Tugend, das Gute blos deshalb zu thun, weil man auf Belohnung hofft, und das Böse blos deswegen zu lassen, weil man sich vor Strafe in jenem Leben fürchtet; es ist aber für das gemeine Beste, wie für den einzelnen Men-

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 15. S. 255.

schen doch immer besser, böse Handlungen aus Furcht zu unterlassen, als sie zu thun, weil nichts zu fürchten ist. Die kriminellen Gesetze eines Staats bilden auch keine tugendhaften Unterthanen, schrecken aber doch manche Lasterhafte von dem Bösen ab, welches sie sonst gethan haben würden. Furcht vor positiven Strafen in jener Welt kann bei dem rohen gemeinen Volke, bei welchem die sittlichen Gefühle nicht in dem Grade entwickelt sind, daß es die Tugend um ihrer selbst willen liebt, das nämliche, wiewohl nicht immer mit gleicher Kraft, bewirken, da die zukünftige Strafe nur in der Ferne gesehen wird. Diese Furcht haben die Völker nicht, welche sich von Belohnung oder Strafe in jenem Leben keine Vorstellung machen. Was diese aber in der künftigen Welt nicht hoffen oder fürchten, das hoffen oder fürchten einige in der gegenwärtigen, und solchergestalt könnte dies bei ihnen ungefähr gleiche Wirkung haben.

So scheinen die Freundschaftsinsulaner von zukünftigen Strafen für Fehler, die sie in diesem Leben begehen, keinen Begriff zu haben. Dagegen glauben sie den Strafen, die sie verdienen, schon auf Erden ausgesetzt zu seyn, und bedienen sich daher aller ersinnlichen Mittel, um selbige abzuwenden und die Gunst ihrer Götter zu gewinnen. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Gedanke an Strafe hienieden auf diese Insulaner keine sonderliche Wirkung thun könne, indem sie solche durch verschiedene Mittel abwenden zu können glauben. In Ansehung des künftigen Lebens haben sie nichts zu fürchten. Dort sind Gute und Böse mit einander versammelt. Da leben sie ewig und genießen die ausgesuchtesten Leckereien, die daselbst im Ueberflusse gefunden werden. — Man sollte billig glauben, daß Menschen, die, nach ihrer Ueberzeugung, jenseits des Grabes nichts zu befürchten, dagegen aber so viel zu erwarten haben, sich über die Annäherung des Todes nicht sehr ängstigen würden, und doch thun sie es, welches der seltsame Gebrauch beweist, der den Tod verhüten soll. Wenn jemand

tödtlich krank ist, schneidet er den kleinen Finger ab, weil man glaubt, die Gottheit werde mit diesem Opfer zufrieden seyn und die Genesung bewirken. Daher kommt es, daß es auf diesen Inseln so viele Menschen gibt, denen der kleine Finger, zuweilen sogar an beiden Händen, weggeschnitten ist *). Es ist zu vermuthen, daß diese Insulaner nicht fest davon überzeugt sind, daß es ein künftiges Leben gibt; denn sonst kann ich nicht begreifen, daß so sinnliche Menschen lieber einen Finger aufopfern, als zu Freuden, welche sie sich so sinnlich vorstellen, eingehen wollen. Die Geschichte lehrt auch, daß andere rohe Völker von den sinnlichen Begriffen, welche sie sich von dem künftigen Leben machen, den Vortheil haben, daß sie mit vieler Ruhe und getrosten Muthes dem Tode entgegen gehen.

Ich habe gezeigt, daß der Gedanke an die Strafe der Götter in diesem Leben, wenn er auch etwas wirke, doch nicht auf das Verhalten dieser rohen Menschen alles wirken könne, weil sie glauben, Mittel erfunden zu haben, um dergleichen Strafe abzuwenden. Auf die Madegassen hingegen scheint der Gedanke an eine gegenwärtige Strafe doch etwas mehr Wirkung zu thun, ob sie gleich keine künftigen Strafen fürchten. In jener Welt erwarten sie weder Belohnung ihrer guten, noch Bestrafung ihrer bösen Handlungen. Sie hoffen zwar Glückseligkeit in jenem Leben, in den Gegenden, wo die Gottheit wohnt; Belohnung und Strafe aber finden, nach ihrer Meinung, im gegenwärtigen Leben Statt. Rücksichtlich der Belohnung des Guten glauben sie, daß der Rechtschaffene in diesem Leben auf eine gute Gesundheit, auf Beständigkeit seiner Freunde, auf Vermehrung seines Vermögens, auf Gehorsam seiner Kinder und auf das ganze Glück seiner Familie hoffen dürfe; der Gottlose hingegen habe das Gegentheil von allem diesem zu befürchten. Unter dieser Voraussetzung fügen sie bei ih-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 121. ff.

den Eidesleistungen Segnungen für die, welche sie beobachten, und Flüche gegen die Uebertreter derselben hinzu. Bei ihren Verträgen berufen sie sich immer auf das Urtheil der Götter, und noch nie hat man gehört, daß ein Madegasse seinen Eid gebrochen, wenn er auf die gewöhnliche Art nach der Vorschrift ihrer Vorväter geleistet war *).

So wohlthätig wirkt der Gedanke an die Strafe der Götter in diesem Leben auf diese rohen Menschen, ob sie gleich keine Vorstellung von zukünftigen Strafen haben. Viele von den rohen Völkern müssen bald bemerkt haben, daß hienieden gute Handlungen nicht immer belohnt und böse nicht immer bestraft wurden. Sobald sie einige Vorstellung von der Gerechtigkeit ihrer Götter erhielten, mußten sie natürlicherweise auf den Gedanken gerathen, daß die Belohnung guter und die Bestrafung böser Handlungen, die hier auf dieser Welt nicht Statt findet, in jener Statt finden müsse. So erhielten die rohen Menschen allmählich einen Begriff von einem zwiefachen Zustande in jenem Leben, und man findet, daß dieser Gedanke der allgemeinste ist. Einige ließen es hierbei bewenden, ohne weiter über die Beschaffenheit dieses doppelten Zustandes zu grübeln; andere malten sich denselben aus, jeder nach seiner Art, seiner Fantasie und den Vorstellungen, welche sie sich von der höchsten Glückseligkeit und der höchsten Unglückseligkeit machten.

So findet man es bei den Anhängern der Sintoreligion auf Japan. Diese glauben, daß die Seelen der Guten unmittelbar nach dem Tode in den höchsten der drei und dreißig Himmel, den die Götter bewohnen, versetzt werden; hiervon aber seyen die Seelen der Bösen zu ihrer Strafe und Reinigung eine Zeitlang ausgeschlossen. Doch gibt es, ihrer Meinung nach, außerhalb dieses glückseligen Orts keine eigentliche Hölle oder irgend einen strafenden Zustand für die bösen Seelen **). Ihre Strafe besteht allein

*) Benjowsky's Begebenheiten und Reisen, B. 2. S. 230 ff.

**) Kämpfer's Geschichte und Beschreibung von Japan, Th. 1. B. 3. Kap. 2.

in dem Verluste der Glückseligkeit, und diese Strafe währt nicht länger, als bis sie dermaßen gereinigt sind, daß sie daran Theil nehmen können. Sie ist folglich nicht ewig. Sie ist nur negativ. Der unbefangene Leser wird finden, daß die Japaner einen doppelten Zustand annehmen, und daß ihre Meinung rücksichtlich desselben vernünftiger ist, als man bei so rohen Menschen erwarten sollte. Man findet aber nicht, daß sie ihre Ideen von der Beschaffenheit desselben weiter ausgemalt haben, welches auch vernünftig ist. Alle Grübeleien über den Zustand der Seele nach dem Tode sind fruchtlos, diejenigen ausgenommen, die durch eine richtige Schlußfolge aus der Natur der Seele, sofern wir diese kennen, hergeleitet werden können. Geht man außerhalb dieser Gränzen, so schwärmt man in dem Reiche der Fantasie herum.

Es gibt mehrere Völker, als die oben erwähnten, die auch nicht über die Beschaffenheit dieses doppelten Zustandes nach dem Tode grübeln, und zwar gewiß nicht aus der Ueberzeugung, daß dergleichen Untersuchungen fruchtlos sind, sondern aus Gleichgültigkeit. So glauben zwar die Canibalen, daß die guten und bösen Handlungen dieses Lebens Vergeltung und Strafe erhalten werden; sie verlangen aber nicht zu wissen, worin diese Vergeltung und Strafe bestehen, oder an welchem Orte sie geschehen soll *). Die Kaffern glauben auch ein anderes Leben, wo der Rechtschaffene belohnt und der Böse bestraft werden wird; allein aus ihren Antworten auf Barrow's Fragen über die Unsterblichkeit der Seele ergab sich, daß sie sich wenig um den Zustand nach dem Tode bekümmerten **). Dasselbe gilt ohne Zweifel auch von den russischen Lappen. Ihre Vorstellungen von dem künftigen Leben scheinen nicht weiter zu gehen, als daß der oberste Gott, der im Himmel wohnt, die frommen Todten

*) Berkel's Reise nach Surinam. Kap. XI.

**) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 242. — Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 210 ff.

T

ten zu sich nimmt, daß die gottlosen aber in die Hölle, die in dem Mittelpunkte der Erde befindlich ist, kommen, wo der Oberste der bösen Götter regiert. Auch glauben sie, daß unter der Oberfläche der Erde eine Göttin sey, bei welcher sich die abgeschiedenen Seelen bis zur Entscheidung ihres Schicksals aufhalten *).

So gibt es verschiedene Völker, welche einen zwiefachen Zustand, für die Guten und Bösen, glauben, ohne sich weiter um die Beschaffenheit des künftigen Lebens zu bekümmern. Diese sind aber doch nur Ausnahmen. Obgleich jeder Versuch, den Zustand nach dem Tode sterblichen Augen zu enthüllen, eine fruchtlose Arbeit ist, so ist es doch dem Menschen natürlich, im voraus etwas von dem wissen zu wollen, was er jenseits des Grabes zu hoffen oder zu fürchten hat. Die meisten Völker haben daher über diesen Gegenstand ihrer Hoffnung und Furcht gegrübelt. Jeder hat nach seiner Art über diese Materie philosophirt, oder wohl richtiger fantasirt. Was ein jeder für den höchsten Gipfel der Glückseligkeit auf dieser Welt hielt, mußte auch in jener seine Glückseligkeit ausmachen, und das größte Uebel, welches man sich hienieden denken konnte, mußte jenseits des Grabes die Bestrafung der Gottlosen ausmachen. Menschen, die nur sinnliche Freuden und Leiden kannten, konnten sich natürlicherweise auch in jenem Leben nur solche denken. Wenn die zukünftige Welt ungefähr wie die gegenwärtige beschaffen war, so war sie für sie gut genug, wenn sie nur ein wenig besser und von dem vielerlei Ungemach frei war, womit die Menschen hienieden zu kämpfen haben. Zu höhern geistigen Seligkeiten konnten sich die rohen Menschen mit ihren Gedanken nicht empor schwingen; denn solche waren ihnen unbekannt. Von den nagenden Vorwürfen eines bösen Gewissens und den demüthigenden Gefühlen der Entadelung des Geistes können diese Men-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 12.

schen keinen Begriff haben, bei welchen das Gewissen selten oder niemals erwacht, und die von der Hoheit der Seele, von der Fähigkeit derselben, Veredlung zu empfangen und ihrer Freude darüber nicht die geringste Idee haben. Sie mußten also natürlicherweise die Bestrafungen des künftigen Lebens in solche Leiden setzen, welche sie hienieden für die schmerzhaftesten halten. Ich will dies mit wenigen Beispielen beweisen.

Unter allen mir bekannten wilden und rohen Völkern, die über den Zustand des künftigen Lebens etwas nachgedacht haben, haben die Peruaner, nachdem die Ynkas sie umgebildet hatten, einigermaßen vernünftig gedacht. Sie glaubten, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, daß die Seele ein unsterbliches Wesen und der Leib von Erde sey und wieder zur Erde werde. Sie glaubten nach diesem Leben ein anderes, welches in Ansehung der Belohnung und Bestrafung für die Guten glücklich, für die Bösen aber unglücklich sey. Die Frommen wären im Himmel, wo sie die Belohnung ihrer Tugenden empfingen. Diese bestände nicht in der Sättigung fleischlicher Lüste, sondern in einem ruhigen und sorgenfreien Leben. Sie glaubten, daß der Mittelpunkt der Erde zum Aufenthalt der Bösen bestimmt wäre. Hier würden sie mit allen den Krankheiten und Unfällen, die auf dieser Welt angetroffen werden, unaufhörlich und ohne Ruhe bestraft *).

Die meisten unsrer rohen Christen machen sich keine vernünftigere Vorstellungen von dem künftigen Leben, als diese Peruaner. Haben auch jene in ihrer Hölle eben nicht Krankheiten oder andere irdische Plagen, so haben sie statt derer Feuer und Schwefel. Von allen den wilden Völkern aber, die einen doppelten Zustand nach dem Tode annehmen, sind es auch die Peruaner, welche sich von dem künftigen Leben die vernünftigsten Vorstellungen machen.

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 2. Hauptst. 3. Abschn. 4. §. 9.

Bey allen übrigen Völkern sieht es in der künftigen Welt, wie in der gegenwärtigen, aus. Nur ist jene, was den Aufenthalt der Seligen betrifft, dieser nachgebildet, mit dem Unterschiede, daß alles dort besser ist. — Georgi's Berichte zufolge halten die östlichsten sibirischen Völker das künftige Leben für eine verbesserte Fortsetzung des jetzigen. Sie erwarten daselbst reichlichere Befriedigungen ihrer Wünsche, große Heerden, schöne Hunde, gute Jagden, rasche Weiber oder Männer, und alles was hier ein Gegenstand ihrer Wünsche seyn konnte. Da diese rohen Menschen sich so sinnliche und angenehme Vorstellungen von dem künftigen Leben machen, so sterben sie ganz ruhig. Weit entfernt den Tod zu scheuen, befördern sie vielmehr denselben durch Selbstmord mit ganz kaltem Blute*).

Die Nordamerikaner machen sich von der Glückseligkeit des künftigen Lebens völlig dieselben Vorstellungen, wie die oberwähnten nordöstlichen Asiaten. Sie glauben, daß sie in jener Welt gleiche Beschäftigungen haben, wie in dieser, wiewohl mit weniger Arbeit und Mühe. Sie hoffen in angenehme Gegenden zu kommen, wo ein stets heitrer Himmel und ein ewiger Frühling herrscht, wo die Wälder mit Wild und die Seen mit Fischen, die sich ohne Mühe fangen lassen, angefüllt sind, wo sie also im größten Ueberflusse und Vergnügen leben**). Aus diesen Vorstellungen von der Glückseligkeit des künftigen Lebens leuchtet der natürliche Hang dieses Volkes zur Faulheit und zum Müßiggange hervor. Der Himmel würde ihren Wünschen nicht entsprechen, wenn sie nicht daselbst ohne Mühe alles im Ueberfluß erhalten könnten. Vernünftige Seelenfreuden kennen diese Indianer nicht. Sie gehören nicht zu dem Begriffe, welchen sie sich von der Glückseligkeit machen. Dagegen glauben sie, daß sinnliche Freuden in jener, wie

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 382. ff.

**) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 13.

in dieser Welt, nach Verdienst ausgetheilt werden; dieses besteht aber darin, daß sie geschickte Jäger und tapfre Krieger gewesen sind. Von sittlichen Vollkommenheiten ist bei ihnen die Rede nicht. Diese sinnlichen Vorstellungen von der Glückseligkeit des künftigen Lebens bringen bei diesen rohen Menschen die Wirkung hervor, daß sie mit der größten Gleichgültigkeit und Gelassenheit dem Tode entgegen gehen. Kein Indianer wird durch die Nachricht, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe, im geringsten niedergeschlagen, sondern er redet mit denen, die ihn umgeben, mit Muth und Gelassenheit, gibt seinen Kindern seinen letzten Rath, und nimmt einen feierlichen Abschied von allen seinen Freunden *).

Die Völkerschaften, welche an dem Amazonenflusse in Südamerika auf der Seite von Maynos wohnen, glauben an die Fortdauer der Seele unter menschlicher Gestalt in einer andern Welt. Diese Indianer erklärten den Missionarien: „Wir fürchten keinesweges den Tod; unsre „Voraltern und unsre Freunde erwarten uns in der andern „Welt; sie halten gekochten Pisang und Maniok zu unserm „Empfange bereit. Wir sorgen dafür, daß man uns ins „Grab eine kupferne Axt, einen Bogen und eine vollständige Rüstung legt, um damit auf der Stelle unsern siegreichen Einzug in dem Himmel zu halten, indem wir den „Weg über die Milchstraße einschlagen, diesen lichtstrahlenden Garten, wo unsre Vorfahren sich mit Tänzen und „Gastereien ergötzen. Doch werden uns unsere nachbleibenden Verwandten manchmal die Todten der feindlichen „Stämme bekämpfen sehen: das ist die Zeit, wo düstere „Wolken sich sammeln und ein heftiges Gewitter ankündigen, flimmern wird der Blitz in unsern Händen; und „das Getöse des Falles unserer vom Himmel hinabgestürzten Feinde, die sich in reißende Thiere verwandeln, wird

*) Roger's Beschreibung von Nordamerika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 11. S. 265.

ним den Lüften wie der schrecklichste Donner wiederhallen *).

Die Muskogulgen denken rücksichtlich des Einflusses des gegenwärtigen Lebens auf das zukünftige vernünftiger, als jene. Sie glauben, daß die Verstorbenen verschiedene Grade von Glückseligkeit genießen, je nachdem sie ihr irdisches Leben zugebracht haben. Ist jemand ein geschickter Jäger gewesen; hat er wohl für seine Familie gesorgt, sich als unerschrockener Krieger, ferner gerecht und aufrichtig gezeigt, kurz, hat er so viel Gutes gethan, als er konnte, so wird er ihrer Meinung nach in der Geisterwelt ein warmes, angenehmes Land bewohnen, wo es große, grüne, blumenreiche Wiesen und hohe Wälder gibt, die von klaren Flüssen bewässert werden und reich an Reben und allen Arten von Wild sind; wo der Himmel rein, ohne Wolken und still ist; kurz, wo volles, ununterbrochenes Vergnügen herrscht **).

Die norwegischen Finnen und Lappen zogen gleichfalls, ehe sie zum Christenthume bekehrt wurden, rücksichtlich der Glückseligkeit jenes Lebens, das sittliche Verhalten des Menschen in Betrachtung. Sie glaubten, daß diejenigen, welche nicht dem Fluchen, dem Zanken und Stehlen ergeben gewesen, nach dem Tode zu dem Aufenthalt der Seelen führen, welcher ihrer Meinung nach unter der Erde sey, und daß sie daselbst neue Körper bekämen. Auch glaubten sie, daß Rennthiere, Bären und Vögel nach dem Tode neue Körper erhalten würden. — Uebrigens bildeten auch diese das zukünftige Leben dem gegenwärtigen nach. Sie glaubten, daß sie in jener Welt dasselbe Gewerbe treiben würden, wie in dieser. Daselbst würden sie schießen, sich mit dem andern Geschlechte vergnügen, essen, trinken, tanzen, Taback rauchen und sich bei Branntwein belustigen.

*) Malte Bruuns neuestes Gemälde von Amerika und seinen Bewohnern. Aus dem Französischen von Griepel. S. 494 ff.

**) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 472.

Jedoch würde in jenem Leben alles weit vorzüglicher seyn und ihre Vergnügungen weit vollkommner als in dem gegenwärtigen. Deswegen legte man ins Grab bei den Todten, wenn sie Mannspersonen waren, ein Beil und ein Feuerzeug, und wenn es eine Frauensperson war, gab man ihr eine Scheere und eine Nadel mit, damit sie sich derselben in der andern Welt bedienen könnte. So oft sie in den drei ersten Jahren bei dem Grabe vorbei gingen, steckten sie ein Stück Taback, oder etwas, was der Verstorbene in diesem Leben am meisten geliebt hatte, in die Erde, den Wahn hegend, daß diese Dinge in jener Welt wachsen und größer werden würden. — Wenn die Verstorbenen solchergestalt eine Zeitlang in der Unterwelt zugebracht hatten, hegte man die Hoffnung, daß sie von diesem Orte in den eigenen Himmel Gottes würden versetzt werden *).

Ich habe gezeigt, wie sich die rohen Menschen die Glückseligkeit des künftigen Lebens vorstellen. Man muß keinesweges glauben, daß ihre Vorstellungen hiervon Allegorien oder Bilder seyen, worunter sie etwas anderes verstehen, oder worin höhere Wahrheiten und edlere Hoffnungen eingehüllt liegen. Wer dies vermuthen kann, kennt die wilden und ganz rohen Menschen nicht. Was sie von dem Zustande des künftigen Lebens lehren, ist unläugbar bloße Meinung, eine Lehre, die nach den Worten zu verstehen ist. Diejenigen, welche keine andere Glückseligkeit kannten, als in angenehmen Gegenden wandern, essen, trinken, singen, mühsamer Arbeit überhoben seyn u. dergl., konnten sich auch keine andere Glückseligkeit denken, oder eine andere in der künftigen Welt zu genießen wünschen, als die, welche sie in der jetzigen genießen. Eine Welt, worin sie nicht diese Seligkeiten zu gewärtigen hatten, war für sie nicht wünschenswerth. Dasselbe muß ohne Zweifel auch von den Vorstellungen gelten, welche sie von dem un-

*) Jessens Afhandling om de norske Finners og Lappers hedenske Religion. §. 28.

glückseligen Zustande jenseits des Grabes äußern. Allerdings ist ihre Vorstellungsart von dem gegenwärtigen Leben genommen; sie enthält aber gleichfalls lauter Meinung. Keine Exegese kann ihrer Lehre hiervon eine vernünftigere Meinung geben, als die, die in den Worten liegt. Ich will auch mit einigen Beispielen die Gedanken der wilden und rohen Menschen von der Unseligkeit des künftigen Lebens darthun und dabei dem Leser zeigen, was diese auch von den Freuden der Seligen denken.

So glauben die Brasilianer, daß die Seelen nicht mit den Leibern sterben, sondern in angenehme Gegenden und Thäler, die, wie sie sagen, hinter den Bergen liegen, versetzt werden, wo sie große Vergnügungen, als Tanzen, Singen und dergl. genießen sollen. Dieser Zustand der Glückseligkeit aber ist nicht der Tugend bestimmt. Davon haben diese Wilden keinen Begriff. Tapferkeit ist die einzige Tugend, die sie kennen. Der glückselige Zustand ist daher nur solchen tapfern Männern und Weibern bestimmt, die in ihrer Lebenszeit verdienstliche Handlungen gethan; das heißt, viele von ihren Feinden getödtet und verzehrt haben. Diejenigen hingegen, die feige gewesen sind, sollen von bösen Geistern gequält werden*). Die Tschuwaschen, eine Völkerschaft, die an beiden Seiten der Wolga wohnt, haben doch eine Vorstellung von Moralität und den Folgen derselben in jenem Leben. Sie glauben, daß redliche Leute nach dem Tode in das Land der Zufriedenheit versetzt werden, in welchem sie die Ihrigen, ihr Vieh und Vermögen in einem bessern Zustande, als sie es in der jetzigen Welt verlassen, wiederfinden. Die Bösen aber werden in kalten, unfruchtbaren Steppen als Gerippe ohne Fleisch herumirren**). Diese Strafe der Bösen finden die

*) Neuhof's Reise nach Brasilien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 11. S. 121 ff.

**) Die Apalachiten in Florida wollen auch in ihrer Hölle Kälte haben. Sie halten dafür, daß diejenigen, welche einen guten

Mörsaken gar zu gelinde. Nach ihrer Meinung sollen sie in Theerkesseln gekocht werden *).

Die Kalmucken machen auch einen Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen hienieden und folglich auch zwischen Belohnung und Strafe in jener Welt. Für die größte Sünde halten sie Verläugnung der Religion, Lästerung der Götter, Versagung der Abgaben an dieselben und Verachtung des geistlichen Standes. Nach diesen folgt der Todtschlag, nicht nur der an Menschen, sondern auch der an jeder lebendigen Kreatur bis auf das geringste Geschöpf begangen wird. Sie haben sich einen Richter ausgesonnen, den sie Irlik Chän nennen. Dieser hat alle Laster und Tugenden ausgeübt, und ist, weil er um alles Thun der Menschen Bescheid weiß, zum Richter der Seelen erkoren worden. Vor ihm müssen alle Seelen vor Gericht erscheinen, große Heilige ausgenommen, welche geradesweges gen Himmel fahren. Die Gerichtsbedienten sind schwarze und weiße böse Geister und Schutzgeister, wovon allen lebenden Wesen einige zugegeben sind. Diese Bedienten sind bei diesem Gerichte Sachwalter. Irlik Chan hat auch ein Tagebuch, worein alles Thun der Menschen eingetragen wird. In diesem sieht er öfters nach, damit er nicht von den Sachwaltern oder dem vor Gericht Stehenden betrogen werde. Ist die Sache zweifelhaft, so wiegt er sie in einer Wage ab. In die eine Schale legt er

Lebenswandel geführt, der Sonne eifrig gedient und den Armen Gutes gethan haben, nach dem Tode in den Himmel versetzt und in Sterne verwandelt werden; da im Gegentheil die, die lasterhaft gelebt, in die Tiefen der hohen Gebirge gegen Norden geworfen werden, wo sie unter Schnee und Eis, unter Löwen, Bären, Tigern und andern wilden Thieren ein außerordentliches Elend ausstehen und in beständiger Angst schweben müssen. — Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. — Th. 2. B. 4. Hauptst. 4. §. 75.

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 43. und 59.

die guten, in die andern die bösen Werke und fällt darnach das Urtheil. — Der Meinung der Kalmucken nach, muß man im Gedächtniß behalten, was man in dieser Welt Gutes gethan hat und es dem Richter dreist vorhalten; sonst kommen die Schüchternen zuweilen, statt in's Paradies, in die Hölle, weil es manchmal den Sachwaltern nicht beifällt, was ihren Schutzverwandten rechtfertigen oder verdammen kann, und der Richter selbst, über seine vielen Geschäfte verdrießlich, zuweilen vergißt, in seinem Buche nachzusehen. Dieser Richter hat seinen Thron zwischen Himmel und Erde, wo er mit vielen tausend schwarzen Geistern umgeben ist. — Von Paradiesen haben die Kalmucken eine große Menge, indem sie jedem Gotte einen besondern Himmel zuschreiben, worin die guten Seelen seinen Hofstaat ausmachen. — Die Hölle stellen sie sich unter der Erde vor. Hier werden einige in Stücke zerhauen und wieder belebt. Andere werden in Pfannen und an Bratspießen gebraten, noch andere in einem entsetzlich großen, mit Pech angefüllten, Kessel gesotten. Einige werden an Haken an den Rippen aufgehangen, andere werden gerädert, noch andere in Mörsern zerstampft u. s. w. Diese Marter müssen die Sünder zwei hundert Millionenmal tausend Jahre ausstehen, nach deren Verlauf sie herausgelassen werden, und Leiber von lebendigen Geschöpfen in dieser Welt zu bewohnen bekommen, und also wird vielleicht aus einem alten kalmuckischen Fürsten eine Kohlmade oder eine Wanze werden *). — Alle diese unsinnigen Vorstellungen, denen der gemeine Mann Glauben beimißt, sind ohne Zweifel von ihren Priestern erdichtet, welches ich theils daraus schließe, daß Verachtung des geistlichen Standes unter die größten Sünden gerechnet ist; theils daraus, daß die Priester es übernommen haben, sowohl durch Gebete als durch Verlesung gewisser, heiliger Bücher über die Verstor-

*) Lepechin Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 288 ff.

denen, sie vor der bestimmten Zeit von dieser Hölle zu befreien. Diese Arbeit wird den Priestern reichlich vergütet, und man kann leicht denken, daß, weil die Höllenstrafe mit so entsetzlichen Farben abgemalt wird, die Hinterbliebenen gern alles, was sie in ihrem Vermögen haben, hergeben, um ihre verstorbenen Freunde sobald wie möglich aus einem so qualvollen Zustande zu erretten.

Die Indianer am Oronoko sind, hinsichtlich des Zustandes des künftigen Lebens, nicht derselben Meinung. Sie scheinen alle einen Begriff zu haben, daß die Seele ein vom Körper verschiedenes Wesen ist, glauben auch alle ein künftiges Leben, weichen aber in ihren Vorstellungen von der Beschaffenheit desselben von einander ab. — Einige meinen, daß die Seelen nach dem Tode jenseits des Meeres, oder in die Gegenden, welche die Europäer bewohnen, gehen. Dort verfertigen sie allerlei künstliche Arbeiten für ihre zurück gebliebenen Verwandten, als unsere Bänder und andere Waaren, die ihnen am bewundernswürdigsten scheinen. Uebrigens weisen sie allen, sowohl Guten als Bösen, ohne Unterschied nach dem Tode einerlei Wohnort an. — Andere nehmen zum Aufenthalt der Guten einen Ort an, wo sie die vortrefflichsten Speisen genössen; die Bösen aber kämen in Gegenden, wo nichts als herbe und wilde Früchte wüchsen. — Einige glauben, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie gut oder böse gewesen, daß die Seelen, sobald sie den Leib verlassen, sich gegen Westen begeben, wo sie ohne Beschwerden und Arbeit in Ruhe leben. Vorher begegnet ihnen aber ein großer Vogel, der ein Feind des ganzen Menschengeschlechts ist. Dieser mißgönnt ihnen das westliche Paradies; er greift daher die Todten an, tödtet sie, sie müßten sich denn tapfer wehren, und frißt sie auf. — Endlich bestimmen einige den guten Seelen einen angenehmen Ort zum Aufenthalt, ohne jedoch diesen näher zu beschreiben; die bösen aber kommen in einen Brunnen, worin ein beständiges Feuer brennt. Doch kommen diesen, wie bei den Kalmucken, die Priester oder Zauberer zu Hülfe,

welche vorgeben, daß sie diesem qualvollen Orte entgehen können, wenn sie gewisse, den Göttern angenehme, Lieder sängen. Alsdann flögen sie ohne Gefahr darüber weg und landeten im Paradiese *). — Wenn es möglich wäre, wie es allerdings ist, daß die Vorstellung von dergleichen schrecklichen Strafen in jenem Leben die Wirkung haben könnte, einige von der Ausübung gewisser groben Laster abzuschrekken, so suchen die Priester auch hier, wie bei den Kalmukken, ihres Vortheils wegen diese Wirkungen dadurch zu vernichten, daß sie dem Volke einbilden, daß sie durch Absingung einiger Lieder sie von der Strafe, die sie in jenem Leben erwarte, befreien können.

Endlich komme ich zu den Mahomedanern. Daß sie ein künftiges Leben glauben, ist allbekannt; die Vorstellungen aber, welche sie sich von dem Zustande des künftigen Lebens machen, dürften vielleicht nicht so bekannt seyn; ich will daher derselben kürzlich Meldung thun. — Die Mahomedaner waschen ihre Todten mit vieler Sorgfalt, rasieren sie über den ganzen Körper, und brennen Rauchwerk rings um sie herum, um die bösen Geister zu entfernen. Sie glauben, daß, wenn der Todte ins Grab gekommen ist, sich zwei Engel bei ihm einfinden, um ihm Rechenschaft von seinem geführten Wandel abzufordern. Hat er als ein rechtschaffener Mann gelebt, so folgen zwei andere Engel, weiß wie Schnee, den beiden ersteren nach, und sprechen mit ihm von den Vergnügungen, die er in der andern Welt genießen werde. Hat er aber lasterhaft gelebt, so kommen zwei schwarze Engel und quälen ihn unaufhörlich auf verschiedene Art. — Rücksichtlich der Glückseligkeit jenes Lebens wußte Mahomed sich nach dem Geschmacke seiner Araber zu richten. Er beschrieb daher das Paradies als eine Wiese, voller Quellen und Gärten, wo es Blumen und die schönsten Früchte im Ueberflusse gebe. An diesem be-

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 435 ff.

zaubernden Orte fließe Milch, Honig und Wein; dies sey aber nicht ein Wein, der in den Kopf steige oder den Gebrauch des Verstandes hindere. In diesen Gegenden spazieren die schönsten Weiber, die weder gar zu willig, noch gar zu unbarmherzig seyen. Da heirathe man diejenigen, an denen man Gefallen finde; denn sie sind von verschiedener Schönheit. Ihre Augen, die so groß wie Eier sind, seyen auf ihre Männer, welche sie auf das zärtlichste lieben, gerichtet. Die Mädchen seyen daselbst immer von der weiblichen Schwäche frei. Man kenne da weder Krankheiten, noch Arzeneien. — Dies ist ein Paradies, ganz für sinnliche Wollüstlinge eingerichtet. Ihre Hölle muß natürlicherweise ganz das Gegentheil davon seyn. Die Verdammten werden in ein Feuer hinab gestürzt, in welchem sich ihre Haut jeden Augenblick erneuert, um ihre Strafe zu vermehren. Sie leiden einen brennenden Durst, ohne Hoffnung, sich mit einem Tropfen laben zu können; und wenn man ihnen zu trinken gebe, so sey es ein giftiger Trank, der sie quäle, ohne sie zu tödten. Endlich, um das Maaß ihres Unglücks voll zu machen, gebe es daselbst keine Weiber *).

Aus dem bereits Gesagten erhellt, daß die meisten Völker, die einen gedoppelten Zustand nach dem Tode glauben, ein Feuer in dem Aufenthalte der Bösen annehmen. Hier sollen sie zur Strafe gekocht, gebraten, verbrannt werden, der Leiden nicht zu gedenken, welche ihnen die bösen Geister zufügen. Die Widaher in Afrika und die Tunkinesen in Asien haben ebenfalls ein Feuer in ihrer Hölle **). Dieser so sehr häufige Gedanke ist ohne Zweifel theils in ihrer Meinung von der Rachsucht der Götter, welche nur auf die härteste Art, die sich denken läßt, Verbrechen zu bestra-

*) Voyage du Levant, par Tournefort. Tom. 2. Litt. XIV.
**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 4. S. 327. — Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard. S. 112.

fen wissen, theils darin gegründet, daß kein Gefühl dem Menschen schmerzhafter ist, als das, welches das Feuer verursacht. Man sollte billig glauben, daß solche entsetzliche Vorstellungen von den Strafen, welche auf die Verbrecher warten, einen jeden von lasterhaften Thaten abschrekken müßte. Etwas wirken sie wohl auch, thun aber bei weitem nicht eine so allgemeine Wirkung, als man erwarten sollte. Dieses kommt ohne Zweifel daher, daß alle diejenigen Völker, welche sich doch einen Himmel wünschen und sich vor der Hölle fürchten, verschiedene Hülfsmittel erfunden haben, vermittelst welcher sie dieser zu entgehen und jenen in Besitz zu nehmen hoffen; und dieser Mittel werde ich im nächsten Kapitel Erwähnung thun.

Daß diejenigen Völker, die nicht ganz thierisch sind, einiges sittliches Gefühl haben, einen Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen erkennen und an eine belohnende und strafende Gerechtigkeit der Götter glauben, auf die Meinung gerathen können, daß es in jenem Leben einen doppelten Zustand, der Belohnung und Strafe, für Gute und Böse gebe; ist nicht schwer zu begreifen. Allein wie verschiedene Völker auf den Gedanken an die Auferstehung der Todten gerathen sind, ist mir unerklärbar. Daß die alten Perser die Auferstehung des Leibes angenommen haben, ist, wie ich in meinen historisch-philosophischen Untersuchungen gezeigt habe, in ihrer Lehre von der gänzlichen Besiegung Ahrimans durch Ormudz gegründet; allein eine solche, der alten persischen ähnliche, Lehre findet man nicht bei den Peruanern, den Gallas, den Changallas, den Kamtschadalen, und bei diesen trifft man gleichfalls den Gedanken an die Auferstehung des Leibes an. Daß dieser Gedanke sich von Persien aus nach diesen so weit entfernten Gegenden sollte verbreitet haben, finde ich durchaus nicht wahrscheinlich; und daß er in den ältesten Zeiten durch Juden und Christen sollte dahin gebracht worden seyn, kommt mir eben so unwahrscheinlich vor. Wenn dieses auch von den Gallas und Changallas gelten könnte, welche viel-

leicht diese Meinung von den Abyssiniern können erhalten haben, wie mag er denn von Juden oder Christen nach Peru und Kamtschatka gekommen seyn? — Dürfte ich eine Muthmaßung äußern, so wäre es die, daß der Gedanke an die Auferstehung des Leibes bei einigen Völkern aus dem Wunsche, mit dem Leibe einst wieder vereinigt zu werden, entstehen konnte, indem man die Hoffnung hegte, dadurch alle die ehemaligen sinnlichen und irdischen Vergnügungen in desto vollerem Maße genießen zu können; und bekanntlich ist der Einfältige sehr geneigt zu glauben, was er heftig wünscht. — Ich will aber lieber diese Frage unbeantwortet lassen, als schwache Muthmaßungen anführen. Ein Verfasser, der eine Ehre darein setzt, alle Fragen beantworten und alle Zweifel heben zu können, muß oft die demüthigende Erfahrung machen, daß er gefehlt habe. Ich werde mich daher damit begnügen, zu zeigen, daß die oben erwähnten Völker die Auferstehung des Leibes wirklich geglaubt haben.

Die alten Peruaner glaubten, daß alle Menschen in dieser Welt wieder aufleben und die Seelen aus den Gräbern mit allem, was von ihren Körpern übrig geblieben, aufstehen würden. Damit nun die Nägel und Haare nicht weit gesucht werden möchten, weil an demselben Tage ein großer Lärm und eine große Verwirrung seyn würden; so haben sie selbige sorgfältig auf, um sie desto leichter finden zu können *). Die Gallas glauben ebenfalls, daß sie einmal mit ihrem Leibe so auferstehen würden, wie er hier auf Erden war, und dann ein neues Leben anfangen. Wo sie alsdann hinkommen, wissen sie nicht; sie glauben aber, daß sie in einen weit vollkommenern Zustand versetzt werden, daß sie alsdann nicht öfter sterben, auch keine Krankheit oder irgend eine Art von Leiden empfinden, sondern im Umgange mit ihrer Familie und in Gesellschaft mit ihren

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America, Th. 2. B. 2. Hauptst. 3. Abschn. 4. §. 9.

Freunden, mit welchen sie vordem hier auf der Erde gelebt haben, ein müßiges Vergnügen genießen werden *). Derselben Meinung sind die Shangallas, die auch in der Nähe von Abyssinien wohnen. Wenn jemand stirbt, begraben sie mit ihm den Bogen, der ihm am meisten gefallen hat, in der Hoffnung, daß er selbigen, wie er sey, bei der Auferstehung des Leibes wieder erhalten werde. Der Todte soll dann mehrere Kräfte bekommen, keine Noth leiden, sondern das Vermögen haben, alle menschliche Vergnügungen in vollem Maße zu genießen **).

Endlich findet man dieselbe Vorstellung bei den Kamtschadalen. Diese nehmen nicht nur die Unsterblichkeit der Seele an, sondern glauben auch, der Leib werde wieder auferstehen und mit der vorigen Seele vereinigt werden, und alsdann ewig leben, allein auf eben die Art, wie auf dieser Welt, unter beständiger Arbeit. Doch werde es in der Rücksicht viel besser seyn, daß sie alles im Ueberflusse haben, niemals hungern, von den Russen frei seyn und wieder in ihrer alten Freiheit leben werden. — Weil ihnen von Tugend und Laster nichts bewußt ist, sondern sie alles für Recht halten, was ihre Wünsche und Begierden befriedigt, und nur das für Sünde halten, wodurch sie sich selbst in Gefahr oder Verderben stürzen; so haben sie keinen Begriff von Belohnungen und Strafen nach dem Tode, sondern glauben nur, daß diejenigen, die hier auf Erden arm gewesen, in jener Welt reicher, die Reichen aber an ihrer Stelle arm werden würden. — Sie nehmen ferner an, daß man in jener Welt, wie auf dieser, lebe, Hütten baue, Fische, Thiere, Vögel fange, esse, trinke, singe und tanze. Auch sey es daselbst weit angenehmer als hier, es gebe weniger Sturmwinde, Regen und Schnee, als auf Kamtschatka, auch erhalte ein jeder seine Weiber wieder. —

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce, Th. 2. B. 3. S. 219 ff.

**) Bruce a. St. Th. 2. B. 4. S. 553.

Diese sinnlichen Vorstellungen von der Glückseligkeit des künftigen Lebens bewirken, daß sie sich nicht im geringsten vor dem Tode fürchten. In vorigen Zeiten ließen sie sich sogar lebendig von Hunden zerreißen, ertränken, erhenken, und legten sogar, wenn Trübsale sie beugten, Hand an sich selbst*). Solche Wirkung kann auf die Menschen die Einbildung haben, daß sie den Zustand des künftigen Lebens kennen und durch Vergleichung mit dem des gegenwärtigen jenen besser als diesen finden. Die Menschen wünschen so sehr die Decke aufzuheben, die uns die Zukunft verhüllt, wie auch zu wissen, worin die Freuden und Beschäftigungen der seligen Geister bestehen werden. Wenn dieser Blick über das Grab hinaus möglich, wenn er untrüglich hell und vollständig wäre, wenn wir den Zustand jener Welt eben so vollkommen kennten, als wir die anmuthigen Gegenden kennen, in welchen wir den nächsten Sommer unter auserkornen Freunden zuzubringen gedenken, würde uns dann nicht diese Welt weit weniger interessiren? Unsre gegenwärtigen Freuden würden uns anekeln, unsre Beschäftigungen kindisch werden. Würden nicht viele, wie die Kamtschadalen, bei dem geringsten unangenehmen Zufall, durch gewaltsame Mittel den Uebergang in jene Welt beschleunigen? Es ist folglich Weisheit, daß ein undurchdringlicher Schleier den Zustand des künftigen Lebens sterblichen Augen verhüllt. Kein Vernünftiger müsse wünschen, selbigen wegziehen zu können.

Ich muß den Leser wegen dieser kleinen Abschweifung um Verzeihung bitten, und lenke daher wieder ein. Ich habe derjenigen Völker erwähnt, welche außer der Unsterblichkeit der Seele auch die Auferstehung des Leibes glauben, oder annehmen, daß die Seele einmal mit ihrem Leibe wieder vereinigt wird und in denselben wieder zurückkommt. Es gibt aber noch

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 24. Kraschenninikow's Beschreibung von Kamtschatka; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 285.

eine andere Auferstehung, oder Zurückkunft der Seelen, welche nach der Meinung verschiedener Völker darin besteht, daß die Seele, von ihrem eigenen Leibe getrennt, in den Leib eines andern Menschen oder Thieres übergeht, und auf solche Art in einer andern Gestalt auf die Erde wieder zurückkommt. — Dies nennt man die Seelenwanderung. — Diese Meinung ist in Asien sehr allgemein. Sie ist auch eigentlich asiatischen Ursprungs und hat sich mit den Anhangern des Budda in Indien, China, Siam und mehrern asiatischen Gegenden verbreitet. Die Meinungen hierüber sind aber allenthalben nicht völlig einerlei. In meinen historisch-philosophischen Untersuchungen habe ich dieser unter den Indianern und Chinesen verbreiteten Meinung Erwähnung gethan. Ich will daher nur einige andere in den asiatischen Ländern berühren, deren ich in jener Schrift nicht Gelegenheit hatte zu erwähnen.

Die Sumatraner glauben die Seelenwanderung, haben aber einen unvollkommenen Begriff davon. Es gehen allerlei Erzählungen bei ihnen herum von diesem oder jenem Manne, der in einen Tiger oder in ein anderes wildes Thier verwandelt worden. Sie glauben überhaupt, daß die Tiger von den Geistern verstorbener Menschen belebt werden, daher sie auch nicht dahin zu bringen sind, ein solches Thier zu fangen, außer im Falle der Selbstvertheidigung, oder in der ersten Hitze, wenn es einen ihrer Verwandten oder Freunde umgebracht hat. Sie sprechen mit einer Art Schrekken von denselben, und nennen sie nicht gern bei ihrem Namen, sondern ihre Vorfahren oder die Alten, entweder weil sie selbige wirklich dafür halten, oder in der Absicht, ihnen dadurch zu schmeicheln. Wenn ihnen die Europäer mit Hülfe einiger abergläubischer Personen Fallen stellen, so gehen diese des Nachts auf den Platz und verrichten einige Ceremonien, um das Thier, wenn es gefangen werden oder die Lockspeise wittern sollte, zu überzeugen,

daß die Falle nicht von ihnen oder mit ihrer Einwilligung gestellt worden sey *).

Was den Wahn dieser Insulaner, daß die abgeschiedenen Seelen gerade in Tiger übergehen, veranlaßt haben mag, ist nicht möglich mit Gewißheit zu sagen. Weil aber die Tiger so reißende und schädliche Thiere sind, so sollte man beinahe glauben, daß sie, wie einige wenige Völker, zu welchen die Madegassen gehören, in der Meinung stünden, daß die Seelen der Menschen nach dem Tode böse Geister werden **), und sich daher in den Tigern, als den gefährlichsten Thieren, die sie kennen, aufhalten. Dies ist aber nur eine bloße Muthmaßung.

Wie die Sumatraner von den alten Indianern am Ganges in dem Wahne abweichen, daß die abgeschiedenen Seelen hauptsächlich in Tiger übergehen, so weichen die Birmanen wieder von beiden in der Meinung ab, daß die Seelen der Menschen hauptsächlich in Hühner übergehen. — Sie behaupten, daß die Seelen existirt haben, ehe sie die Körper belebten. Sie behaupten ferner, daß die Thiere eben sowohl, als die Menschen, Seelen von vernünftiger und geistiger Natur haben, und daß die Thiere bloß zur Strafe für vormals begangene Fehler des Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt sind. — Von den Seelen der Menschen glauben sie, daß die bösen entweder an Orte der Strafe kommen, oder Thiere werden, und daß die guten entweder wieder Menschen werden, oder in die höhern Gegenden der Freude gelangen. — Sie nehmen keine ewigen Belohnungen oder Strafen an. Sie glauben, es gebe in der Vertheilung des Guten und Bösen keinen andern Richter und kein anderes Maaß, als bloß die guten und bösen Handlungen eines jeden in dem vergangenen Leben. — Es ist eine große Seltenheit in diesem Stücke, eine so vernünftige Idee bei den rohen Völ-

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 323 ff.

**) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 3.

tern zu finden, welche beinahe alle eine göttliche Rache als Richtschnur der Härte der Strafe annehmen. Bei den Birmanen wird diese einzig und allein durch die menschlichen Handlungen bestimmt. — Was ihre Meinung von der Seelenwanderung betrifft, so glauben sie, wenn sie ein Thier auf den Hinterbeinen stehen sehen, oder einen Papagei sprechen hören, oder irgend eine Handlung vornehmen, die nur auf die entfernteste Art einer menschlichen Handlung ähnlich sieht, dieses Thier sey seiner Verwandlung zum Menschen sehr nahe. Ob sie aber gleich glauben, daß die Seelen in alle Arten von Thieren übergehen können, weswegen sie auch keine Thiere tödten, aus Furcht die Seele irgend eines Menschen zu verscheuchen, die in diesen Thieren wohnen möchte, so schlachten sie doch am allerwenigsten die Hühner, und nennen daher einen Europäer, wenn sie ihn recht nachdrücklich schimpfen wollen, einen Hühnermörder *).

Obgleich die Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung, rücksichtlich der Thiere, in welche die abgeschiedenen Seelen hauptsächlich übergehen, nicht völlig einig sind, so stimmen sie doch alle in der Meinung überein, daß die Seelen, wenn sie den Leib verlassen, nicht gleich in die Körper der Thiere oder Menschen übergehen, sondern erst Belohnung oder Strafe für ihren guten oder schlechten Lebenswandel empfangen, ehe dies geschehen könne. — Unter mehrern Völkern trifft man diese Meinung bei den Siamern an. Sie glauben fest, daß nach dem Tode des Menschen etwas von demselben übrig bleibe, welches für sich bestehe, von seinem Körper unabhängig existire und unsterblich sey; allein sie legen dem, was übrig bleibt, die nämlichen Glieder und die nämlichen festen und flüssigen Substanzen bei, aus welchen der gröbere Körper zu-

*) Kurze Nachrichten von den Reichen Pegu und Ava, von Marzia Percoto; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Sprengel. Th. 4. S. 293. und 300.

sammengesetzt ist. Sie nehmen dabei bloß an, daß die Seele aus einer sehr feinen Materie bestehe, um sich dem Gesichte und der Berührung zu entziehen. — Diese Meinung ist ohne Zweifel bei allen rohen Völkern herrschend, denn von einem reinen Geiste, der von aller Materie frei sey, können sie sich unmöglich einen Begriff machen. Nur mit Hülfe vieler philosophischer Schlüsse sind wir auf die Idee von einem reinen Geiste gekommen. Wenn anders meine Vermuthung richtig ist, daß Träume von den Verstorbenen den rohen Menschen die erste Idee von der Unsterblichkeit der Seele beigebracht haben, so ist es sehr begreiflich, daß sie sich keine andere Vorstellung von den abgeschiedenen Seelen machen können, als die, welche die Siamer haben. — Diese nehmen auch die Seelenwanderung an, behaupten aber, daß die Seelen vorher nach ihren guten oder bösen Handlungen entweder belohnt oder bestraft werden, und daß die Seelenwanderung alsdann ihren Anfang nehme *). Die Seelenwanderung selbst ist keine Strafe vergangener böser Handlungen, sondern nur ein Mittel zur Reinigung der Seele, ein Mittel, sich der höchsten Glückseligkeit empfänglich zu machen, welche nach ihrer Meinung darin besteht, daß die Seele nicht mehr verbunden ist, einen Körper zu beleben, sondern nach geendigter Wanderung ewig in der Ruhe bleiben könne.

Wenn man weiß, daß diejenigen Völker, welche die Seelenwanderung annehmen, der Meinung sind, daß die Seelen zuvor belohnt oder bestraft werden müssen, ehe diese Wanderung beginnt, so ist es begreiflich, daß die Anhänger dieser Lehre sowohl die Seelen der Verstorbenen verehren, als Nahrung für sie hinsetzen können, welches letztere ganz überflüssig seyn würde, wenn die Seelen gleich nach dem Tode des Körpers in Thiere oder Menschen übergingen. — So glauben die Cochin-Chinesen an die Lehre von der

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere, Abschnitt 3. Kap. 19.

Belohnung und Bestrafung und von der Seelenwanderung. Sie meinen auch, daß die Seelen der Verstorbenen Unterhalt bedürfen, und deswegen legen sie allerlei Nahrungsmittel neben den Gräbern ihrer Freunde hin, und sind der Meinung, daß der Geruch davon sie schon sättige *).

Derselben Meinung sind die Chinesen und Tunkinesen. Letztere glauben auch die Seelenwanderung. Nach ihrer Meinung werden die Kinder im Schoose der Mutter von den Seelen derjenigen Kinder belebt, welche starben, ehe sie zur völligen Reife ihres Verstandes gelangen konnten, von den Seelen aller übrigen Menschen hingegen werden Viele Geister, in deren Macht es steht, Böses und Gutes zu thun. Diese sollen beständig in der Irre umher wandern, und dem Mangel an allen Bedürfnissen ausgesetzt seyn, wenn ihre Familie sie nicht unterstützt, oder sie sich nicht selbst ihre Bedürfnisse durch das Böse und Gute, das in ihrem Willen steht, verschaffen. Die Tunkinesen lassen sich aber nicht darüber heraus, wie lange die Familie zu dieser Hülfe verbunden ist. Dies ist wahrscheinlich auch schwer für sie zu bestimmen, da sie nicht wissen können, wie lange die Seelen in diesem Zustande bleiben, ehe sie in andere Körper übergehen; denn alsdann haben sie natürlicherweise keine Bedürfnisse mehr. Indeß sind diese Vorstellungen von dem Zustande eines künftigen Lebens die Ursache, warum die Tunkinesen den Tod für das größte Uebel halten, das ihnen begegnen könne. Sie nehmen sich daher sorgfältig in Acht, von Dingen zu sprechen, die den geringsten Bezug darauf haben könnten. Einem Menschen merken zu lassen, daß sein letzter Augenblick nahe sey, würde die größte Unhöflichkeit und eine Art von Barbarei seyn **).

So habe ich den Leser mit der Lehre der Asiaten von der Seelenwanderung bekannt gemacht. Wiewohl aber

*) Borri's Beschreibung von Cochin-China; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 6. S. 318 ff.

**) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Richard. S. 90.

diese Lehre am häufigsten in Asien angetroffen wird, so trifft man doch selbige auch in andern Welttheilen, sowohl in Afrika als Amerika, an. In Afrika findet man sie bei den Madegassen. Zwar glauben diese nicht, daß die Seelen überhaupt aus einem Thiere in das andere übergehen; allein sie stehen doch in der Meinung, daß einige Seelen in einen Thierkörper oder in eine Pflanze übergehen*). Auch bei den Negern auf der Küste von Guinea findet man diese Meinung. Rücksichtlich des Zustandes der Seele nach dem Tode theilen diese Neger sich in zwei Sekten. — Einige glauben, daß die guten Menschen, insonderheit die, welche auf ihrer Matte sterben, und ein ehrenvolles Begräbniß erhalten, zu der Gottheit übergehen; dagegen sey es der Seele sehr hinderlich, wenn der eine Theil des Leibes von dem andern getrennt werde; denn in solchem Falle hält man dafür, daß die Seele in jenem Leben auch zertheilt werde. — Andere nehmen eine Seelenwanderung an, und glauben, daß die Seelen nicht nur in Menschenkörper, sondern auch in Thiere, Vögel und Fische übergehen. — In der ersten Meinung ist ohne Zweifel die Trauer gegründet, welche die Neger empfinden, wenn im Kriege die Köpfe ihrer Freunde in der Gewalt ihrer Feinde bleiben. Einige dieser Negerstämme haben den Gebrauch, die Köpfe ihrer besiegten Feinde mit sich zu nehmen, und zuweilen binden sie diese an ihre Trommeln, in dem Wahne, daß die Seele durch den Lärm derselben viel leide. Es kommt daher nichts der Qual gleich, die der Neger empfindet, wenn er weiß, daß sich der Kopf seines Freundes in feindlicher Gewalt befindet. Dieses kränkt ihn, so lange er lebt, ja diese Trauer geht sogar auf die Nachkommen über, welche ihr ganzes Leben hindurch darauf sinnen, wie sie diesen Kopf wieder erhalten und diese Missethat an den Nachkommen ihrer Feinde rächen sollen. Ein Neger wagt sein Leben und alle diejenigen, die ihm lieb sind, wenn er nur die geringste

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und China. Kap. 2. §. 3.

Hoffnung hat, seinen Zweck zu erreichen*). So können religiöse Vorurtheile eben sowohl, als politische, Veranlassung zum Blutvergießen geben.

Wenn wir uns nach Amerika wenden, so finden wir, daß die Grönländer eine Seelenwanderung angenommen haben, aber doch nur von dem einen Menschen in den andern**). Die Mexikaner hatten ebenfalls die Lehre von der Seelenwanderung, nahmen aber zugleich drei Plätze für die abgeschiedenen Seelen an. Die Seelen derer, welche ertranken, vom Blitze erschlagen wurden, an der Wassersucht, Geschwülsten, Wunden und andern Krankheiten starben, kamen ihrer Meinung nach mit den Seelen der Kinder, wenigstens derer, die dem Gott des Wassers geopfert wurden, an einen kühlen, angenehmen Ort, wo sich dieser Gott aufhielt, und wo sie die herrlichsten Mahlzeiten und alle Arten von Vergnügungen genossen. — Die Seelen der Krieger, die im Kriege blieben, und Weiber, die bei der Geburt starben, gingen ins Haus der Sonne und lebten daselbst in Freuden. Allein nach einem herrlichen Leben von vier Jahren gingen diese Seelen in Vögel mit schönen Federn und lieblicher Stimme über; doch behielten sie die Freiheit, wieder nach dem Himmel zurück zu kehren, oder auf der Erde zu singen und den Saft aus den Blumen zu saugen. — Andere glaubten, daß die Seelen der Verstorbenen von Stande in Körper lieblich singender, schöner Vögel und der edelsten vierfüßigen Thiere, die Seelen geringer Personen hingegen in schlechtere Thiere und Insekten übergingen. — Sie nahmen auch eine Hölle an, worin ein Gott und eine Göttin regierten. Dieser Ort war ganz finster, und es scheint, als wenn sie denselben in den Mittelpunkt der Erde setzten. Sie glaubten aber nicht, daß die Seelen dort eine andere Strafe, als den Aufent-

*) Tilforladelig Efterretning om Kysten Guinea, of Römer, Kap. 3. und 4.

**) Cranz Historie von Grönland, Buch III. Abschn. V. §. 36.

halt an einem finstern Orte litten*). Es gibt mehrere rohe Völker, welche sich den Aufenthalt der Unseligen als einen finstern Ort vorstellen**).

So trifft man die Lehre von der Seelenwanderung nicht nur in dem alten Aegypten und Asien, sondern auch in Amerika und verschiedenen Gegenden von Afrika an. Daß diese Lehre sich von Aegypten nach Guinea, oder von Indien nach Grönland verbreitet hat, ist durchaus nicht wahrscheinlich. Auch ist es nicht nothwendig, daß eine Idee, die man an mehrern Orten antrifft, aus derselben Quelle entsprungen seyn muß. Das Menschengehirn, das in Einem Lande eine Mißgeburt ausbrütet, kann in mehrern Ländern dieselbe hervorbringen, wovon verschiedene Beispiele in der ganzen Abhandlung vorgekommen sind. Es beruht lediglich darauf, daß ein Mann, der in einigem Ansehen bei seinem Volke steht, einen Einfall bekommt, ihn dreist äußert und

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexico. Buch 6. Abschnitt 1.

**) Die Bewohner der Ufer des Ucayal in Peru nehmen gleichfalls die Seelenwanderung an. „Warum" sagte einer von ihnen zu einem Jesuiten, „sprichst du mir so viel von meinen Sünden? Alles, was du mir von den Höllenstrafen sagst, ist nur „ein Gewebe von lügenhaften Fabeln. Ich weiß gar wohl, „daß meine Sünden mich nicht verbrennen machen werden; ich „sehe rund um mich her das, was meine Voraltern nach ihrem „Tode geworden sind. Die gerechten und weisen Caciken, die „tapfern Krieger, die getreuen Frauen leben nach dem Tode „in den Körpern der sich durch Kraft, Behendigkeit oder Anmuth auszeichnenden Thiere. Wir achten besonders die großen „Affen, wir begrüssen sie, wir erweisen ihnen alle mögliche „Ehre, weil die Seelen unsrer Väter in ihren Körpern wohnen. Was die Bösen und Verräther betrifft, so irren sie entweder in den Lüften, oder schmachten in dem Grunde der „Flüsse angekettet. Aber niemand von uns wird in einer andern Welt verbrannt." Malte Bruuns neuestes Gemälde von Amerika und seinen Bewohnern. Aus dem Französischen von Griepel. S. 495.

Anmerkung des Uebersetzers.

klug zu unterstützen weiß; dann läßt sich der leichtgläubige und abergläubische Pöbel, der begierig nach allem hascht, was er nicht versteht, weil es ihm wunderbar vorkommt, leicht überreden, denselben anzunehmen. — Will der Leser fragen, wie jemand auf die Meinung von der Seelenwanderung gefallen sey, was Veranlassung dazu gegeben haben könne, so antworte ich: das weiß ich nicht. Jeder Einfall, er mag so thöricht seyn, wie er will, und jede, selbst die ungereimteste, Lehre muß wohl eine Veranlassung haben. Meinungen werden nicht aus Nichts erzeugt; allein der Grund der Entstehung derselben läßt sich nicht allenthalben entdecken. Die Lehre von der Seelenwanderung kann vielleicht in jedem Lande, wo man sie findet, einen besondern Ursprung haben. In Einem Lande kann die Erfindung dieser Lehre moralische Absichten gehabt haben, um das rohe gemeine Volk von gewissen großen Lastern abzuschrecken, in einem andern politische, um des Lebens gewisser, dem Staate nöthiger, Thiere zu schonen. Und wenn diese Meinung erst beim Volke aufgekommen war, hat sie sich allmählig von selbst auf die Thiere, deren Leben nicht wichtig war, erstreckt. Einige haben sich vielleicht, bloß durch die vermeintliche Aehnlichkeit zwischen Menschen und gewissen Thieren, sogar verleiten lassen zu glauben, daß die Seelen der Menschen in den Thierkörpern herum wanderten. — Die Geschichte entzieht uns ihre Hülfe, die uns nöthig ist, wenn wir mit einiger Gewißheit entscheiden wollen, wo die eine oder andere Ursache Veranlassung zu dieser Meinung gegeben hat.

Bevor ich dieses Kapitel schließe, will ich noch einige der Völker anführen, welche nicht nur die menschliche Seele für unsterblich halten, sondern auch den Thieren Unsterblichkeit zuschreiben. Diese Meinung findet man bei den oben erwähnten Mexikanern *) und mehrern. — Die Un-

*) Clavigero a. St.

richtigkeit dieser Meinung läßt sich meines Erachtens mit keinen philosophischen Gründen beweisen. Da es außer Zweifel ist, daß die Thiere, wie die Menschen eine Seele haben, und diese mit einem Vorstellungsvermögen, mit Einbildungskraft, Gedächtniß und einem gewissen Vermögen zu schließen begabt ist; da es eben so wenig zu bezweifeln ist, daß die Thier- wie die Menschenseele einen feinern organischen Körper hat, der die Verbindung zwischen der Seele und dem groben materiellen Körper knüpft, so wird es auch höchst wahrscheinlich, daß die Thierseele eben sowohl nach dem Tode fortdauern könne, als die Menschenseele, und dann in ihrem neuen Zustande zu einem höhern Grade von Entwickelung und einer Veredlung empor steige, deren sie in diesem Leben, ihrer gröbern Organisation und der Einrichtung derselben wegen, nicht empfänglich war, und welche die Thiere in diesem Leben nicht haben mußten, wenn sie fähig seyn sollten, ihre Bestimmung für diese Welt zu erreichen.

Der Leser kann leicht begreifen, daß die rohen Menschen nicht durch dergleichen Vernunftschlüsse auf den Gedanken an die Unsterblichkeit der Thiere gebracht worden sind. Sie müssen einen andern, ihrem Fassungsvermögen angemessenern Schluß gemacht haben. Sie wurden eine große Aehnlichkeit zwischen sich und den Thieren gewahr, und der Unterschied zwischen den wilden, ganz rohen Menschen und den Thieren ist wahrlich auch nicht sonderlich groß. Sie glaubten sogar bei einigen Thieren viel Verstand zu finden und hatten eine gewisse Vorliebe für andere. Dieses und jenes brachte sie leicht auf den Schluß, daß die Seelen der Thiere, wie die der Menschen, unsterblich seyen. Selbst unter den gesitteten Völkern ist wohl manche Dame nicht weit davon entfernt, ihrem Schooshunde eine Unsterblichkeit zuzuschreiben, weil sie findet, daß er so viel Verstand als ein Mensch hat, es aber nicht mit voller Ueberzeugung glauben darf, weil nichts davon in der Bibel steht. So müssen auch, weil der Bär für ein sehr kluges

Thier gilt, die russischen Finnen und alle heidnische nord- und nordöstliche Völker glauben, daß die Seelen der Bären nach dem Tode eben so wie die Menschenseelen fortleben *). Derselben Meinung sind die Ostiaken. Daher singen sie Entschuldigungslieder, wenn sie einen Bären erlegt haben, und erweisen dem aufgehangenen Balge viele Höflichkeiten, damit er sich nicht im Reiche der Schatten an ihnen rächen möge **).

Wenn man aber erst auf den Gedanken gerathen ist, daß Ein oder mehrere Thiere unsterblich sind, entweder weil man eine gewisse Vorliebe für sie hat, oder weil man denselben einen hohen Grad von Verstand beimißt, so geht man leicht und schnell zu dem andern Gedanken über, daß alle Thierseelen ohne Ausnahme unsterblich sind. Dieser Glaube ist auch der allgemeinste. Die siberischen Völker, welche Anhänger der schamanischen Lehre sind, halten den Zustand der Thiere sowohl, als der Menschen nach dem Tode für eine Fortsetzung des gegenwärtigen Lebens ***). Die Kamtschadalen nehmen nicht nur die Auferstehung der Menschen an, wie ich oben gezeigt habe, sondern glauben auch, daß alle Geschöpfe bis auf die kleinste Fliege wieder auferstehen werden ****). Die Otaheitier gehen noch weiter. Sie behaupten, daß nicht nur alle Thierarten, sondern auch Bäume und Früchte, ja sogar die Steine Seelen haben. Wenn die Thiere sterben, die Früchte genossen, und die Steine zerschlagen werden, steigen ihre Seelen zur Gottheit hinauf und gehen dann erst an die für sie bestimmten Oerter *****). Daß die Otaheitier den Thieren und Pflanzen

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 21.

**) Georgi a. St. S. 83.

***) Das schamanische Heidenthum; in der Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 383.

****) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 24.

*****) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 356.

eine Seele zuschreiben können, läßt sich einigermaßen erklären. Da sie Bewegungen in den Pflanzen merken, und sie, den Thieren gleich, geboren werden, Nahrung einziehen, wachsen und absterben sehen, so können sie wohl auch, wie einige unserer Philosophen, glauben, daß die Pflanzen eben sowohl, wie die Thiere, eine Seele haben und daß diese nach dem Absterben der Pflanze, wie die der Thiere, unsterblich seyn müsse. Wenn sie glauben, daß Steine Seelen haben, so kann ich auch begreifen, daß sie diesen Unsterblichkeit beimessen; denn warum sollte eine Seele weniger fortdauern, als die andere? Wie sie aber auf den Gedanken gerathen sind, daß Steine Seelen haben, begreife ich nicht. Allein gewiß ist es, daß die Otaheitier nicht die einzigen sind, die diese Meinung hegen. Die Talapoinen in Siam glauben, daß die ganze Natur belebt sey. Nicht allein die Menschen, Thiere und Pflanzen, sondern auch der Himmel, die Gestirne, die Erde und die andern Elemente, die Flüsse, die Berge, die Dörfer und selbst die Häuser sind, nach ihrer Meinung, belebt *). Wenn der Mensch einmal seiner Fantasie freies Spiel läßt, so kennt er keine Gränzen mehr, hauptsächlich, wenn sie in dem unsichtbaren Reiche herum schwärmt.

Kap. 6.

Mittel, sich einen glückseligen Zustand nach dem Tode zu verschaffen.

Nachdem der Gedanke an die Moralität der Handlungen und deren Folgen bei verschiedenen Völkern erregt worden war, fing man auch an, auf Mittel zu sinnen, die bösen Folgen böser Handlungen in jenem Leben abzuwehren. Von

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubère. Abtheil. 3. Kap. 19.

natürlichen bösen Folgen schlechter Handlungen hatte man eben so wenig einen Begriff, als von natürlichen guten Folgen jenseits des Grabes der in dem gegenwärtigen Leben ausgeübten guten Handlungen. Die Strafe, die man in jenem Leben befürchtete, war bloß positiv, nur in den willkührlichen Beschlüssen der Gottheit begründet. Es kam also nur darauf an, durch ein oder das andere Mittel die Gottheit besänftigen und sie bewegen zu können, die über die Verbrecher verhängte Strafe nachzulassen. — In dem Vorhergehenden, wo ich die Gedanken der rohen Menschen von der Gottheit und ihre verschiedenen Arten, sie zu verehren, abgehandelt habe, ist zuweilen von mir, wo sich die Gelegenheit darbot, einiger Mittel Erwähnung geschehen, welche die rohen Menschen erdacht haben, um die Gerechtigkeit der Götter zu befriedigen und in jenem Leben die Strafen abzuwehren, welche sie durch ihr Verhalten in diesem Leben verdient haben. Ich will daher in diesem Kapitel nur kürzlich die Völker berühren, deren ich zuvor entweder nicht erwähnt, oder deren Vorbereitungsmittel zum künftigen Leben anzuführen ich keine Gelegenheit gehabt habe.

Die meisten Völker, die eine Gottheit erkennen, gebrauchen auch zur Verehrung derselben Opfer; allein bei sehr wenigen hat dieser Opferdienst auf das künftige Leben Bezug. Man wird aus dem Vorhergehenden ersehen haben, daß, wenn die wilden und rohen Menschen ihre Opfer den Göttern darbringen, sie dabei größtentheils keine andere Absicht haben, als sich die Gunst der Götter in diesem Leben, die zeitlichen Segnungen derselben und deren Schutz gegen ihre Feinde zu erwerben und die ihnen hienieden angedrohten Strafen abzuwenden. Weiter gehen gemeiniglich ihre Gedanken mit dieser Gottesverehrung nicht, und ihre Opfermahlzeiten, die gewöhnlich damit verbunden sind, zielen eben so wenig auf das künftige Leben ab, als sie die Erweckung guter moralischer Gefühle beabsichtigen, welche einigen Einfluß auf den Zustand jenes Lebens haben könnten. — Wenn sie glauben, daß die Götter durch

ihre Opfer besänftigt worden; so sind ihre Opfermahlzeiten nichts als Freudenmahle, und diese Freude legen sie durch Essen, Trinken, Tanzen und allerlei Schwärmen an den Tag.

Die von den rohen Menschen angewandten Mittel, welche eigentlich das künftige Leben berücksichtigen und darauf abzielen, ihnen eine glückselige Unsterblichkeit zu verschaffen, findet man hauptsächlich bei den Anhängern des Budda oder Fo und bei den Mahomedanern. — Zu diesen Mitteln rechne ich körperliche Reinigungen und Gebete. Die erstern findet man besonders bei den Indianern und den Anhängern von Budda's Lehre. So findet man, daß die Malabaren, die auf Ceilon wohnen, nicht allein fleißig opfern und gute Werke üben, sondern überdem jährlich einmal eine allgemeine Reinigung ihrer Sünden in einem heiligen Flusse suchen, in welchem sich erst einer von ihren Heiligen ersäufen muß. Wenn dies geschehen und dadurch das Wasser, ihrer Meinung nach, eine reinigende Kraft bekommen hat, werfen sich alle Anwesende ins Wasser mit einem starken Geschrei und beten, daß ihr Gott Rama ihre Unreinigkeiten von ihnen wegnehmen wolle. Sie meinen, daß durch die Reinigung des Leibes die Seele zugleich gereinigt werde *). Es ist beinahe unbegreiflich, wie diese Malabaren und alle die übrigen Indianer, die den Gebrauch haben, sich in ihren heiligen Flüssen zu reinigen, sich einbilden können, das Wasser könne die moralische Unreinigkeit der Seele wegnehmen. Ich vermuthe, daß die Erfinder dieses Reinigungsmittels es nur als ein Symbol der Reinigung des Herzens, die damit verknüpft seyn sollte, anempfohlen haben. Nichts ist aber allgemeiner, als daß der rohe und unwissende große Haufe in der Länge der Zeit die Absicht vergißt und sich allein an das Symbol hält.

Obgleich dergleichen Reinigungen hauptsächlich bei den Indianern gebräuchlich sind, so findet man sie doch auch

---

*) Wolfs Reise nach Ceilon. S. 157.

bei den Mahomedanern. Diese haben zweierlei Reinigungen, die große und die kleine. Die große geschieht durch dreimaliges Eintauchen des ganzen Körpers ins Wasser, die Jahreszeit mag so streng seyn, wie sie will. Diese Reinigung ist nur verheiratheten Personen nach der Beiwohnung befohlen, oder denen, die sich im Schlafe befleckt, oder auch denen, die sich beim Wasserlassen mit einem Tropfen benetzt haben. Diese sind bei den Muselmännern die drei größten Befleckungen. — Bei der Verrichtung der kleinen Reinigung wenden sie das Gesicht nach Mekka und waschen die Hände und Arme bis an den Ellbogen. Sie spülen dreimal den Mund aus und reinigen die Zähne mit einer Bürste. Darauf müssen sie die Nase dreimal waschen und das Wasser in die Nasenlöcher hinauf ziehen. Wenn dies geschehen, werfen sie mit den Händen dreimal Wasser aufs Gesicht. Auch die Ohren müssen in- und auswendig gereinigt werden. Hierauf endigt sich diese Ceremonie mit den Füßen. In Ermangelung des Wassers können sie hierzu Sand und Staub gebrauchen *). Da die Mahomedaner glauben, daß das, was den Körper befleckt, auch die Seele beflecken könne, so sind sie auch überzeugt, daß das, was den Körper reinigt, auch die Seele reinigen könne. Doch machen sie sich, so viel ich weiß, nicht so viel aus diesen Reinigungen, als die Indianer.

Das andere Mittel, sich die Gunst der Gottheit zu verschaffen und die Strafe derselben in jenem Leben abzuwenden, ist das Gebet. Dieses Mittel wird von den Anhängern Budda's und Mahomeds gebraucht. — Bei den Türken findet man eine religiöse Andacht, die auf ihren Gesichtern, in ihren Reden und selbst in ihren Geberden herrscht, und zu ihrem Charakter zu gehören scheint. Auf den Straßen sieht man sie allenthalben mit Rosenkränzen in den Händen. Man hört nichts als diese Ausrufungen: o Gott! sehr großer Gott! hoch erhabener

*) Voyage du Levant, par Tournefort, Tom. 2. Lat. XIV.

Gott! Jeden Augenblick tönen einem tiefe Seufzer entgegen, die sie allemal, wenn sie einen der Beinamen Gottes angeführt haben, ausstoßen. Wenn sie auf den Straßen Brod verkaufen, schreien sie: Gott ist freigebig. Verkaufen sie Wasser, so rufen sie: Gott ist großmüthig, und so auch bei den übrigen Waaren. — Wenn man sich grüßt, heißt es: Gott erhalte dich; wenn man dankt, sagt man: Gott beschütze dich. Mit einem Worte: der Name Gottes wird bei allen Gelegenheiten gebraucht*). Diese Menschen sind also äußerlich sehr religiös, ohne deswegen besser zu seyn. — Diese Andacht zeigt sich hauptsächlich in ihren Gebeten, welche gemeiniglich an guten Gefühlen reich sind. Man sieht sie auf den Landstraßen knieend, mit der Stirn die Erde berührend, beten, und in dieser andächtigen Stellung lassen sie sich durch keinen Tumult, den die Vorbeireisenden verursachen, stören, wovon ich selbst öfters Augenzeuge gewesen bin. — Außer den öffentlichen Gebeten, die alle Freitage in ihren Moscheen von dem Priester abgelesen werden, beten sie fünfmal des Tages, bei Anbruch desselben, zu Mittage, Nachmittags um drei und sechs Uhr und eine Stunde nach Untergang der Sonne**). Durch diese Andacht und diese Gebete glauben sie sich den Eingang ins Paradies eröffnen zu können; doch glauben sie zugleich, daß ihre Gebete nicht erhört werden, wenn sie nicht den festen Vorsatz gefaßt haben, ihren Feinden zu vergeben.

Wie die Türken ihre Andacht dadurch zeigen, daß sie immer den Namen Gottes im Munde führen, so haben die Perser die Gewohnheit, daß sie den Namen des höchsten Wesens nie anders als auf die ehrerbietigste Art und bei feierlichen Gelegenheiten aussprechen. Sie machen, wie

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Th. 2. Abtheil. 4. Kap. 40.

**) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 3. S. 65 ff.

die Türken, viel aus dem Gebete und in der nämlichen Absicht. Damit aber ihre Gebete dem höchsten Wesen desto angenehmer seyn können, wenden sie sich niemals an dasselbe, ehe sie sich gewaschen und ihre Bärte gekämmt haben. Sie sind ferner gewohnt, ihre Gebete nach einem Rosenkranze herzuzählen. Bei gewissen Stücken derselben stehen sie, oder knieen, oder fallen auf die Erde; dabei legen sie die Stirn auf ein Stück Erde, welches ihrer Meinung nach von Mekka hergebracht ist und eine gewisse Zauberkraft in sich hat. Sie tragen es beständig oben an dem Arm gebunden mit sich herum *).

Die Anhänger der Lehre des Fo betrachten das Gebet nicht weniger als ein sicheres Mittel, sich ein glückseliges Leben in jener Welt zu verschaffen. Die Japaner haben einen Gott, Omyto oder Amida genannt. Zu diesem Gotte beten sie unaufhörlich, und zählen, wie die Katholiken und Mahomedaner, ihre Gebete nach einem Rosenkranze her, den sie bei sich tragen. Dies scheint auch nothwendig zu seyn, indem sie ihre Gebete hundert und acht Mal wiederholen. Ihre Priester lehren sie, daß es so viele Sünden gebe, womit sie sich beflecken können, und daß sie sich gegen jede mit Einem dieser Gebete bewaffnen müssen **).

Hieraus erhellt, theils daß diese rohen Menschen keinen richtigen Begriff von dem Gebet, seiner Natur, Absicht und Wirkungsart haben, theils daß das Gebet für sie eine sehr langweilige und mühsame Arbeit seyn muß. Dasselbe Gebet hundert Mal und darüber zu wiederholen, muß ein gedankenloses Herplappern seyn, das Langeweile verursacht und ermüdet. Daher haben einige ein Gebetrad erfunden, oder ein Rad, worauf verschiedene Gebete geschrieben sind. Ein solches Rad findet man bei den Kal-

*) Hanway's Reisen; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 34.

**) Kircheri China illustrata. Pars III. Cap. II.

mucken. Dieses drehen sie schnell herum, und glauben, daß diese Bewegung desselben die nämliche Wirkung thue, als wenn sie diese Gebete herläsen*). So haben die Einwohner von Tibet und Butan auch ihre Gebetsräder, die von verschiedener Größe und Einrichtung sind, nachdem sie für Tempel oder Privathäuser bestimmt sind. Sie bestehen aus einem gerade stehenden, bemalten und mit goldenen Buchstaben beschriebenen Cylinder, welcher in einem Gehäuse um seine Axe läuft. Das Gehäuse hat eine Oeffnung und der Cylinder eine Kerbe, um die Hand hineinzustecken und ihn umzudrehen. Auf diesen Cylinder ist ein kurzes Gebet geschrieben. — Man hat auch kleinere Gebetsmaschinen, welche andächtige Leute beständig in den Händen tragen und herum drehen. Dieses, sagen die Geistlichen, kommt insonderheit alten oder einfältigen Leuten zu Gute, welche ihre Gebete nicht hersagen können, und sie glauben, daß diese Umdrehung einer Gebetsformel eben so wirksam sey, als wenn sie wirklich selbst beteten**). Manche Christen, die entweder aus einem Gebetbuche oder aus dem Gedächtnisse das eine Gebet nach dem andern gedankenlos herplappern, glauben ohne Zweifel das nämliche. Ihr Mund ist nur eine Gebetsmaschine, und mithin wäre es doch wenigstens bequemer ein Rad zu gebrauchen. Beides ist gleich nützlich, oder richtiger, gleich unnütz.

Daß diese beiden Mittel, körperliche Reinigungen und Hersagung der Gebete, welche die rohen Menschen erfunden haben, um sich ein glückseliges Leben in jener Welt zu verschaffen, zur Erreichung dieser Absicht ganz ungeschickt sind, muß ein jeder ohne mein Erinnern einsehen können, und eben so fruchtlos sind die übrigen Mittel, die ich noch anzuführen habe. Diese sind eigentlich die so-

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 353.

**) Turners Reisen nach Butan und Tibet, von Sprengel. S. 79.

genannten verdienstlichen Handlungen, Bußübungen, Fasten, gute Werke und Wallfahrten. Bei diesen Handlungen liegt ohne Zweifel folgende Meinung zum Grunde. Man will, um sich eine künftige Glückseligkeit zu erwerben, Pflichten erfüllen, die man sich selbst freiwillig auferlegt, und dadurch den Mangel in den anbefohlnen Pflichten ersetzen. Auf diese Art denkt man seine Rechnung für die andere Welt auszugleichen, und wenn das Gute, welches man freiwillig gethan, an Werth das Gute, welches man unterlassen, oder das Böse, welches man verübt hat, übertrifft, so zieht man noch eine Rechnung auf die Gottheit, welche nach dem Tode bezahlt werden muß.

Was die Bußübungen der rohen Menschen betrifft, so findet man diese hauptsächlich bei den Anhängern des Fo. So gibt es unter den Malabaren Leute, die durch ein strenges Fasten ihren Leib kasteien, sich selbst schlagen, nie sich setzen, sondern beständig stehen, es sey bei Tage oder bei der Nacht. Einige brechen sich irgend ein Glied an ihrem Leibe entzwei, um beständig Schmerzen zu empfinden *). In Tibet gibt es verschiedene Grade von Bußübungen, die man sich auferlegt, um die höchste Stufe von Heiligkeit und folglich auch von Seligkeit zu erlangen. Turner führt das Beispiel eines Pilgers, den er selbst gesehen, an, welches, nach meiner Meinung, hinreichen kann, dem Leser einen Begriff von den Bußübungen dieser Schwärmer beizubringen. — Sein erstes Gelübde bestand darin, zwölf Jahre hindurch auf seinen Beinen zu stehen, und sich nie zu setzen oder niederzulegen. Anfänglich ließ er sich, wenn er müde war, an einen Baum festbinden; in der Folge aber war dies nicht nöthig, und er konnte stehend schlafen. Nachdem er dieses Gelübde vollbracht hatte, zog er, die Arme beständig in die Höhe gehalten und über den Kopf die Hände zusammengefaltet, den größten Theil von Asien durch. Das Blut cirkulirte nicht mehr in seinen Armen, sie

*) Wolfs Reise nach Ceilon. S. 157 ff.

waren zusammengeschrumpft, unbiegsam und ohne alle Empfindung. Er hatte aber noch zwei gefährliche Proben zu machen, ehe er den hohen Rang eines heiligen Mannes erlangte. Die erste bestand darin, sich mit den Füßen an einen Baum über ein beständig unterhaltenes Feuer aufhängen und alle drei Viertelstunden von einer Seite zur andern schwingen zu lassen. Hielt er diese Feuerprobe aus, so ward er eben so lange lebendig begraben. Bei diesem Ziele seiner freiwilligen Leiden mußte er in einer tiefen Grube stehen, und die Erde ward über ihn geworfen, bis er ganz damit bedeckt war. Erstickte er in dieser Gruft nicht, so hatte er die höchste Stufe der Heiligkeit erlangt *).

Dieser Narr litt warlich genug, um den höchsten Grad der Seligkeit zu erlangen; allein es würde ihm ohne Zweifel noch schwerer angekommen seyn, seine Eitelkeit und den Gedanken an die Bewunderung seiner Landsleute, als diese körperlichen Schmerzen, zu überwinden. Von solchen Schwärmern hat man in Indien mehrere Beispiele, deren einige am Schlusse dieses Bandes vorkommen werden. Uebrigens ersieht man hieraus, welche Schmerzen und Martern ein Mensch standhaft aushalten kann, wenn Schwärmerei, Aberglaube und Eitelkeit mit im Spiele sind, und wie vorsichtig man seyn muß, ehe man aus einem heldenmüthigen Märtyrertode auf die Richtigkeit der dadurch zu beweisenden Sache schließt.

Zu den Bußübungen kann das Fasten gerechnet werden. Sich auf eine Zeitlang alle zur Erhaltung des Lebens nöthige Nahrung entweder gänzlich, oder doch zum Theil entziehen, wird für eine verdienstvolle Handlung gehalten, die der Gottheit besonders gefalle. — Es gibt ein besonderes und ein öffentliches Fasten, woran das ganze Volk Theil nimmt. Letzteres findet eigentlich bei den Anhängern der Lehre des Fo und den Mahomedanern Statt. Beide

*) Turners Reise nach Butan und Tibet, von Sprengel. S. 113 ff.

weichen von den katholischen Christen darin ab, daß jene sich während des Fastens aller Nahrung, diese sich nur gewisser Arten davon enthalten und andere genießen, die leckerhaft genug und zur Erhaltung des Lebens mehr als hinreichend sind.

Bei den Birmanen werden der achte Tag des zunehmenden Mondes, der funfzehnte oder der Tag des Vollmondes, der achte Tag des abnehmenden Mondes und der letzte Tag des Monats als Sabbathstage gefeiert. An diesen Tagen ruhen alle öffentlichen Geschäfte; es wird kein Handel getrieben; alle Handarbeiten sind verboten, und die recht Frommen fasten alsdann vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne. Aber diese Fasten werden außerhalb der Hauptstadt wenig beobachtet *). Die Mahomedaner haben eine große Fasten, die dreißig Tage dauert, da sie denn diese ganze Zeit über jeden Tag, vom Morgen bis zum Abend, fasten müssen, und weder essen, noch trinken, noch Tabak rauchen dürfen. Diese Fasten endigt sich mit dem Monde, und jeder ist so begierig nach dem Neumond, als dem Befreier von dieser beschwerlichen Enthaltsamkeit, daß sie auf die Dächer der Häuser und selbst auf die Gipfel der Berge steigen, ihn zu erblicken. Sobald er nur an dem Horizonte schimmert, begrüssen sie ihn mit verschiedenen ehrerbietigen Verbeugungen. Aus ihren Festungen wird diese angenehme Neuigkeit durch Kanonenschüsse bekannt gemacht. Die drei folgenden Tage werden in Ueppigkeit und Fröhlichkeit zugebracht **). Hieraus erhellt, wie wenig diese Art Bußübungen vom Herzen kommt. Allein die rohen Menschen denken niemals ans Herz. Sich der Laster und der Sättigung der Lieblingslüste zu enthalten, kostet mehr Mühe und Selbstbeherrschung, als sich des Es-

*) Reise des Herrn Symes nach dem Königreiche Ava; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 4. Abschnitt 14.

**) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 3. S. 65 ff.

sens und Trinkens zu enthalten. Man wählt daher das letztere als das leichteste, und dieses muß die Gottheit als einen Ersatz für den Mangel des erstern annehmen.

Die dritte verdienstvolle Handlung, durch welche die rohen Menschen sich einen glückseligen Zustand in jener Welt zu verschaffen suchen, besteht in Werken der Liebe und Barmherzigkeit. Die Mahomedaner zeichnen sich hierdurch vor allen andern Nationen aus. Es sind daher in der Türkei nur wenige Bettler, weil man der Dürftigkeit derselben zuvorzukommen sucht. Die Reichen gehen in die Gefängnisse, um diejenigen daraus zu befreien, die der Schulden wegen verhaftet sind. Ganzen, durch Feuersbrünste verarmten Familien wird durch die Freigebigkeit anderer wieder geholfen. Sie brauchen sich nur am Eingange der Moscheen einzustellen. — Auch in religiöser Absicht wenden sie ihr Vermögen zur Ausbesserung der Landstraßen und Anlegung von Cisternen zur Erquickung der Reisenden an. Sie lassen Spitäler, Karavanseras, Badehäuser, Brücken, Moscheen bauen. Ihre Barmherzigkeit geht so weit, daß der eine Arme dem andern von dem, was er übrig hat, gibt, und zwar in der Hoffnung, sich einen desto höhern Grad von Glückseligkeit in jener Welt zu erwerben. — In dieser Hoffnung erstrecken sich ihre Liebeswerke sogar auf die Thiere, die Pflanzen und die Todten. In den Städten wird an den Ecken der Straßen Fleisch verkauft, um es unter die Hunde zu vertheilen. Man sieht Leute mit gesundem Verstande aus lauter Frömmelei Stroh zusammentragen, damit die Hunde, hauptsächlich, wenn sie geworfen haben, darauf liegen können. Andere bauen denselben kleine Hütten, um ihnen mit ihren Jungen ein schützendes Obdach zu verschaffen. — Dies ist um so viel sonderbarer, da die Türken keine Liebhaber von Hunden sind und sie durchaus nicht in den Häusern vertragen; aber dadurch wird ihre Handlung auch desto verdienstlicher. Sie haben sogar öffentliche, durch Vermächtnisse errichtete Stiftungen, aus welchen an gewissen Tagen in der Woche eine gewisse Anzahl Hunde und

Katzen unterhalten wird. In Konstantinopel werden Leute besoldet, die durch Austheilung der Nahrung an diese Thiere die Absicht des Testators erfüllen sollen. Oft werden Bäckern und Schlächtern in der nämlichen Absicht kleine Summen vermacht. Ich habe selbst mehrmals gesehen, daß die Türken auf den Landstraßen kleine scharfe Steine bei Seite warfen, und als ich mich nach der Ursache erkundigte, erfuhr ich, daß dies ein Liebeswerk sey; man wollte nämlich verhüten, daß sich die Kameele die Füße nicht wund treten sollten. — So können religiöse Vorurtheile die Wirkung haben, daß ein Volk, welches mit den Menschen grausam verfährt, sich gegen die Thiere zärtlich bezeigen kann. — Die Türken glauben auch ein Werk der Liebe zu thun, wenn sie Vögel in Käfichen kaufen und selbigen ihre Freiheit schenken, während sie sich kein Gewissen darüber machen, ihre Weiber in Gefangenschaft und ihre Sklaven gefesselt zu halten. — Die Frömmelei Einiger geht sogar so weit, daß sie die Pflanzen begießen. Ihrer Meinung nach ist auch diese Handlung Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, angenehm. Sie glauben auch den Todten ein Vergnügen zu machen, wenn sie ihre Gräber mit Wasser begießen, weil sie erstern dadurch eine Erquickung zu verschaffen hoffen. Auch sieht man verschiedene Weiber des Freitags an den Begräbnißplätzen essen und trinken, in der Meinung, den Hunger und Durst ihrer verstorbenen Männer dadurch zu stillen. — Wie dieses zugehen könne, müssen sie verstehen *).

Wenn man diese Beschreibung lieset, kann man sich kaum enthalten, über die guten Werke dieses dummen, abergläubischen Volks zu lachen oder zu weinen, und durch diese glaubt es sich einen glückseligen Zustand in jener Welt zu erwerben. Welche Begriffe müssen diejenigen von der Gottheit haben, welche glauben können, daß sie sich durch dergleichen Künste, nachdem sie ein lasterhaftes Leben geführt,

---

*) Voyage du Levant, par Tournefort. Tom. II. Lat. XIV.

den Eingang ins Paradies eröffnen können. — Uebrigens will ich dem Leser überlassen, eine Anwendung hiervon auf verschiedene Christen zu machen, welche zum ersten Mal in ihrem Leben mit ihrem Ueberflusse Gutes thun, wenn der Tod sie verhindert, selbigen selbst länger zu behalten, und dann vergebe er dem Mahomedaner seine Thorheit, der doch am öftersten mit seinem Vermögen Gutes thut, während er noch am Leben ist.

Endlich komme ich zu dem vierten Mittel, welches die rohen Menschen anwenden, um sich einen glückseligen Zustand in jener Welt zu verschaffen. Dieses sind ihre Wallfahrten zu den Gräbern der Heiligen, oder andern heiligen Orten. Bekanntlich machen die Mahomedaner solche Reisen nach Mekka. Im Vorhergehenden habe ich der Anhänger der Sintoreligion in Japan und der Reisen derselben nach dem heiligen Tempel in Isje erwähnt, von welcher Reise sie sich den Vortheil versprechen, von ihren Sünden gereinigt und der Glückseligkeit des künftigen Lebens theilhaftig zu werden; ich will daher hier nur der Aegypter Erwähnung thun. — Bekanntlich ist der mahomedanische Glaube in Aegypten herrschend. Man hat aber demselben eine Menge Ceremonien beigefügt, die nicht von den Befehlen Mahomeds ursprünglich herrühren, z. B. Brüderschaften von Bußübenden, Nachtprocessionen mit Wachslichtern, Trauerlieder bei Leichenbegängnissen, und dergleichen. Außer diesen religiösen Uebungen haben sie auch ihre Wallfahrten, die sie sehr lieben. Es scheint aber, als wenn ihre Munterkeit und Lust zu Ausschweifungen mehr Antheil an diesen Reisen habe, als der Heilige, dessen Grab sie besuchen, und die Andacht, die sie auf dergleichen Reisen begleiten sollte. — Die vornehmsten dieser Heiligen sind einer in Kairo und ein anderer in Tanta, einer Stadt, die im Mittelpunkte von Delta liegt. Im Julius fangen diese Wallfahrten an, und dann sieht man mehr als zwei hundert tausend Menschen von Ober- und Nieder-Ae-

gypten sich an dem Grabe des letzt genannten Heiligen versammeln *).

Dergleichen Wallfahrten haben ohne Zweifel anfangs einen religiösen, von Gefühlen der Andacht begleiteten Zweck gehabt. Man wollte sich dadurch die Gunst der Gottheit, das Vertrauen des Heiligen, dessen Grab man besuchte, die Vergebung der Sünden und einen glückseligen Zustand in jener Welt erwerben. Obgleich Aberglaube und religiöse Vorurtheile bei diesen Wallfahrten zum Grunde liegen, so wäre es doch möglich, daß sie, richtig angewandt und aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, einen heilsamen Einfluß auf die Moralität und mithin auch auf das künftige Leben haben könnten. Es geht aber mit diesen Ceremonien in Aegypten, wie beinahe mit allen den christlichen gottesdienstlichen Gebräuchen, daß man den wahren Zweck derselben entweder ganz aus dem Gesichte verliert oder nur schwach empfindet, und daß sie dadurch nicht allein unnütz, sondern schädlich werden. Bei diesen Wallfahrten finden sich Kaufleute, Tänzerinnen, Gaukler und Taschenspieler ein, welche daselbst verbleiben, so lange das Volk versammelt ist. Ergötzlichkeiten vertreiben die Andacht. Die Leute kehren mit der Ueberzeugung zurück, eine verdienstliche Handlung gethan zu haben, und kommen unmoralischer zurück, als sie weggingen. Dergleichen Reisen haben also natürlicherweise keine guten Folgen für das künftige Leben.

Ich will noch die Indianer anführen, bei denen man alle die Mittel vereinigt findet, welche die oben erwähnten Völker einzeln anwenden, um ihre Glückseligkeit in der künftigen Welt zu befördern. — Der Indianer ist vor seiner Einweihung zu keiner Religionsübung verbunden, und alle, die er vorher verrichtet, geben ihm kein Verdienst. Einige vernachlässigen zwar die gewöhnliche Einweihung,

*) Totts Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 2. S. 339 ff.

sie haben aber dann in dem künftigen Leben keinen glücklichen Zustand zu hoffen. — Ehe noch der Indianer eingeweiht wird, muß er sich mehrere Tage durch Fasten, Almosengeben und andere gute Werke vorbereiten. An dem zur Einweihung bestimmten Tage badet er sich und geht dann zum Priester, der ihn fragt, ob es sein Ernst sey, eingeweiht zu werden, und ob er sich stark genug fühle, die Ceremonien, die man ihm vorschreiben werde, künftig jeden Tag zu verrichten. Besteht der Jüngling auf seinem Vorsatz, so hält der Priester eine Rede an ihn über die Laster, die er künftig fliehen, und die Tugenden, die er ausüben soll, und droht ihm die Strafe des Himmels an, so wie er ihm andererseits die herrlichsten Belohnungen verspricht. Darauf geht er mit ihm in ein zubereitetes Zimmer, und läßt die Thür offen stehen, damit die übrigen Anwesenden an dem zu haltenden Opfer Antheil nehmen können. Sobald das Opferfeuer angezündet ist, sagt der Priester dem Jüngling hinter einem Vorhang ein Wort von einer oder zwei Sylben, das er sich wieder leise ins Ohr sagen läßt, und in diesem Worte besteht das ganze Gebet, welches der Eingeweihte hinfort des Tages wohl hundert tausend Mal in größter Stille wiederholen und sich dabei sorgfältig hüten muß, daß man die Bewegung seiner Lippen nicht merke. Er darf dasselbe niemanden, selbst keinem andern Eingeweihten entdecken, ausgenommen einem Sterbenden von seiner Sekte, damit er durch Anhörung dieses Gebetes selig werde. Dieses geheime Wort ist das einzige Gebet der Indianer. — Hat der Neueingeweihte dieses Gebet einige Mal wiederholt, so unterrichtet ihn der Priester in den Ceremonien, die er beim Aufstehen und bei jeder Mahlzeit verrichten muß, lehrt ihn auch verschiedene Lobgesänge auf die Götter und entläßt ihn unter vielen Ermahnungen zu einem rechtschaffnen Leben.

Nach der Einweihung fangen seine äußern Religionsübungen an, welche in Fasten, Gebeten, Kasteiungen und hauptsächlich darin bestehen, daß man den Namen

der Gottheit den Tag über wo möglich tausend Mal ausspricht. Auch Almosen machen einen Theil ihrer verdienstlichen Handlungen aus; am meisten aber tragen diejenigen, die den Braminen gegeben werden, zur Glückseligkeit des künftigen Lebens bei. — Auch das Baden im Meer und in heiligen Flüssen ist eine wesentliche Religionspflicht. Ueberdies müssen sie zu den berühmtesten Tempeln wallfahrten und Wasser aus dem Ganges schöpfen. Doch glauben sie die Gunst der Götter besonders dadurch zu gewinnen, daß sie auf den Landstraßen Teiche, Tempel und Ruhegebäude für die Reisenden anlegen*).

Hieraus erhellt, daß die Indianer kein Mittel von denen, welche die rohen Menschen anwenden, um sich einen glückseligen Zustand in der künftigen Welt zu erwerben, unversucht lassen; nur Schade, daß keins von diesen Mitteln zum Ziele führt. Jedoch zeichnen sich die Indianer vor den meisten andern Völkern darin aus, daß sie, außer diesen Hülfsmitteln, es für nothwendig halten, Tugenden zu üben, die Laster zu fliehen und sich eines rechtschaffenen Wandels zu befleißigen. Was der Erfüllung dieser moralischen Pflichten abgeht, soll wahrscheinlich durch die äußerlichen religiösen Pflichten, welche sie sich selbst auflegen, ersetzt werden.

Kap. 7.

Gottesdienstliche Oerter.

Sobald die Menschen auf den Gedanken geriethen, Götter zu verehren, entweder um ihren Zorn abzuwenden, oder ihre Gunst zu gewinnen, mußten sie darauf bedacht seyn, öffentliche Oerter einzurichten, an welchen sich das Volk

*) Sonnerat Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschnitt 1. §. 6. Abschn. 3. §. 8.

zu gewissen Zeiten zur Verehrung der Gottheit versammeln konnte. — Es ist begreiflich, daß, so lange sie noch nicht Häuser für sich selbst zu bauen wußten, sie auch nicht darauf denken konnten, Häuser für die Gottheit zu erbauen. Die Hütten, welche sie allmählich für sich selbst errichteten, waren zu gottesdienstlichen Versammlungen zu klein. Ihr Gottesdienst mußte daher an öffentlichen Plätzen, die geräumig genug waren, das ganze Volk zu fassen, gehalten werden. — Die Südseeinsulaner wählten zu dem Ende ihre Begräbnißplätze. Auf den Sandwichs = Freundschafts- und Gesellschaftsinseln findet man, daß diese Oerter zugleich zum öffentlichen Gottesdienste bestimmt sind. — Auf Otaheiti sind selbige gemeiniglich am Strande angelegt, und bestehen aus großen Steinhaufen mit hohen Stufen fast in Gestalt der ägyptischen Pyramiden. Zuweilen findet man an der einen Seite einer solchen Pyramide einen mit platten Steinen gepflasterten und mit einer Mauer umgebenen Platz. Bisweilen sind in geringer Entfernung vom Begräbnißplatze ein oder mehrere kleine Schoppen errichtet, unter denen sich diejenigen aufhalten, die entweder ihr Gebet verrichten, oder daselbst die Begräbnißfeier ihrer verstorbenen Anverwandten begehen wollen. Auch trifft man erhöhete, auf Pfeilern ruhende Bühnen von verschiedener Größe daselbst an. Auf eine solche Bühne legen die Einwohner die Opfer, welche sie ihren Gottheiten darbringen *). Der geheiligte Boden um die Begräbnißplätze herum dient auch zu einer Freistätte für Verbrecher. Dorthin fliehen die Otaheitier, wenn sie Gefahr befürchten; besonders wenn zahlreiche Menschenopfer zu erwarten sind. Man darf sie von hier nicht mit Gewalt wegreißen, sucht aber wohl durch List sie zu verleiten, ihren Zufluchtsort zu verlassen **).

Diese Sitte, die Begräbnißplätze zu gottesdienstlichen

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschnitt 9. S. 470 ff.

**) Wilsons Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 377.

Oertern zu machen, ist, so viel ich weiß, bei keinen andern Völkern, als bei den Bewohnern der Südseeinseln üblich, wenn ich die Christen ausnehme, welche die gottesdienstlichen Oerter zu Begräbnißplätzen machen, welches auf eins hinaus läuft. Nur schließen letztere diese Oerter ein, daß sie den Gestank der todten Körper behalten können; erstere hingegen haben selbige unter freiem Himmel an offenen Plätzen, am Strande, damit der Gestank weggeführt werde.

Uebrigens ist der Gebrauch, den Gottesdienst in den Wäldern und auf den Bergen zu halten, bei den rohen Völkern der allgemeinste. Diese sind ohne Zweifel die ältesten gottesdienstlichen Oerter gewesen, bis sich die Menschen Häuser zu erbauen lernten, und selbst dann behielten doch viele die Gewohnheit der Vorfahren bei, die Götter in den Wäldern oder auf den Bergen zu verehren. — So verehren die Tscheremissen ihre Götter auf freien, heiligen Plätzen, die sie in allgemeine und besondere, für einzelne Familien, theilen. Sie sind in Hainen oder Wäldern, wo aber diese fehlen, müssen sie doch Einen, und wenn's seyn kann, mehrere Bäume, am liebsten Eichen, enthalten. Unter dem vornehmsten Baume steht, statt eines Altars, ein Tisch, und neben dem Platze ist ein Schoppen, unter welchem das Opferfleisch gekocht wird. Kein Frauenzimmer darf sich diesem geheiligten Orte nähern, und Mannspersonen müssen sich vorher baden und reinlich kleiden, auch wo möglich nicht mit leerer Hand erscheinen*). Die Ostiaken halten ebenfalls ihren Gottesdienst auf Hügeln in den Wäldern, wo ihre Götzen stehen. Diese Wälder sind ihnen so heilig, daß sie von denselben weder Holz, noch von den Quellen Wasser nehmen. Die Gränzen dieser heiligen Wälder wissen sie nach Flüssen, Bächen oder andern Kennzeichen genau zu bestimmen. Sie wagen nicht, daselbst Gras

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 34.

zu mähen, zu jagen oder zu fischen, ja sie dürfen sich nicht einmal dort einen Schluck Wasser nehmen, weil sie befürchten, sie möchten die Gottheit, der ein solcher Ort geweiht ist, erzürnen. Wenn sie bei solchen Gegenden vorbei reisen müssen, hüten sie sich, mit dem Boote dem Ufer zu nahe zu kommen, oder das Land mit den Rudern zu berühren; und wenn der Weg neben diesem Orte vorbei zu weit ist, so versehen sie sich im voraus mit Wasser, weil sie lieber den unerträglichsten Durst leiden wollen, als daß sie wagen sollten, einen Schluck von dem Wasser, worauf sie segeln, zu nehmen *).

Die Hottentotten wählen auch zu ihren heiligen Oertern meistentheils Hügel; und es ist sonderbar, daß derselbe Überglaube, den man im Norden bei dem rohen gemeinen Volke findet, daß es gewisse Hügel gebe, worin sich Geister aufhalten, auch bei diesen Bewohnern des südlichen Afrika angetroffen wird. Sie glauben ebenfalls, daß es Hügel gebe, in welchen sich irgend ein Heiliger befinde, und so oft sie an einen solchen Ort kommen, gehen sie nicht vorüber, ohne dem daselbst wohnenden Wesen ihre Verehrung zu bezeigen. Zuweilen hucken sie ein wenig nieder, hüllen den Kopf in ihren Mantel ein und singen ein kleines Lied. Zu andern Zeiten tanzen sie an einem solchen Orte, singen leise dabei und klatschen mit den Händen. Solches beruht aber auf dem Werthe, den sie diesem Heiligen beilegen, und nachdem Zeit und Witterung es erlauben **).

Ich könnte leicht noch mehrere von den rohen Völkern anführen, welche die Wälder und die Hügel zu ihren gottesdienstlichen Oertern gewählt haben, und ohne Zweifel sind diese die allerältesten. Die Ursache ist wohl nicht, wie einige meinen, ursprünglich darin zu suchen,

---

*) Georgi a. St. S. 81. — Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 3. S. 61.

**) Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, von Kolbe, Th. 1. Kap. 12.

daß die Dunkelheit der Wälder den Verehrern der Götter Gefühle der Andacht einflößen sollte. Hierauf haben die wilden Menschen schwerlich gedacht. Die wahre Ursache ist ohne Zweifel die, daß die ältesten Menschenarten in den Wäldern lebten; es war also natürlich, daß sie ihre gottesdienstlichen Oerter da hatten, wo sie sich aufhielten. Daß die Nachkommen späterer Zeiten, ob sie gleich nicht länger in den Wäldern wohnten, doch nach der Gewohnheit der Vorfahren fortfuhren, die Götter in den Wäldern zu verehren, ist ganz begreiflich. Diese Oerter waren durch das Alter geheiligt. Ihre Vorfahren hatten daselbst die Gottheit verehrt, und bekanntlich halten die rohen Menschen alte hergebrachte Gebräuche immer für heilig und weichen niemals von denselben ab. Es läßt sich aber auch vielleicht noch eine Ursache denken, warum die Nachkommen ferner ihren Gottesdienst in den Wäldern hielten. Ich habe im Vorhergehenden gesagt, daß die rohen Völker glauben, daß Geister oder Götter in den Bäumen wohnen; es konnten also ihren gottesdienstlichen Uebungen keine Oerter angemessener scheinen, als solche, wo sich die Götter aufhielten, wo man mit Gottheiten ganz umgeben war.

Aus derselben Ursache wählten ohne Zweifel einige Völker die Hügel der Wälder und andere die Berge zu ihren gottesdienstlichen Oertern, nicht, wie einige meinen, weil sie glaubten, daß sie an diesen hohen Orten den Göttern näher wären, sondern weil sie in dem Wahne standen, daß die Hügel und Berge die Wohnungen der Geister wären. Diese Oerter waren ihnen also dadurch heilig, daß sich eine Gottheit daselbst aufhielt, und folglich mußten sie sich zu gottesdienstlichen Oertern am besten schicken. Dies ist ohne Zweifel die Ursache, warum es so viele Völker gibt, welche die Berge zu ihrem Gottesdienste gewählt haben. So haben die russischen Lappen heilige Berge, die immer vom Rennthier Beinamen haben. An diesen Oertern stehen geheiligte Bäume, an welche sie Figuren geschnitzt haben,

und in der Nähe sind drei bis fünf Fuß hohe Opfergerüste. Auch haben sie daselbst hölzerne oder steinerne Götzen *).

So hatten die alten norwegischen Lappen auch ihre heiligen Berge, und dieser gab es eine große Menge. An diesen verrichteten sie ihre Opfer und hielten sie sehr in Ehren. Sie wohnten daselbst dem Gottesdienste nie anders, als in ihren Feierkleidern bei, und fielen daselbst auf die Kniee vor den Göttern. Sie besuchten diese Oerter jährlich, und ob sie gleich nicht jedes Jahr neue Opfer brachten, so rührten sie doch wenigstens die Knochen der Thiere an, die sie vorher da geopfert hatten. Sie wollten nicht an einem solchen heiligen Berge wohnen, um nicht den Berggeist mit Kindergeschrei oder anderm Tumult, der ihn beunruhigen könnte, zu beschweren. Wenn sie neben einem solchen heiligen Orte vorbei reisten, wollten sie da nicht schlafen, welches ihrer Meinung nach eine Geringschätzung des Gottes seyn würde. Auch sprachen sie da nicht laut oder machten einige Bewegung, die Lerm verursachen konnte. Die Weiber durften nicht dahin sehen, sondern mußten sich das Gesicht bedecken; und wenn ein Mann diesen heiligen Ort besuchte, wollte er nichts tragen, das ein Weib am Leibe gehabt, denn solches würde seiner Meinung nach den Ort entheiligen. Ja er wollte nicht einmal dahin in Schuhen gehen, welche, um gegerbt zu werden, in einem Kessel mit den Schuhen eines Weibes gelegen hatten **). Hieraus erhellt, daß die Lappen das schädliche Vorurtheil von der Geringschätzigkeit und Unreinigkeit des andern Geschlechts mit so vielen andern Völkern gemein haben.

Ich habe gezeigt, wie die rohen Völker Wälder, Hügel und Berge zu ihren gottesdienstlichen Uebungen wählten, und meine Vermuthungen von der Ursache dieser Wahl gesagt. — Ueber diesen Gebrauch der Vorfahren halten

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 12.

**) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kap. 20.

einige von den rohen Völkern so steif und fest, er ist ihnen so heilig, daß sie sogar, nachdem sie Hütten, selbst Tempel für die Götter zu bauen angefangen, dennoch die Wälder für den passendsten Ort zu diesen Gotteshäusern halten. Die Molucken sind in so fern um einen Schritt weiter als die oben erwähnten Völker gekommen, daß sie zur Haltung des Gottesdienstes Hütten erfunden haben; diese errichten sie aber tief in den Wäldern, wo sie am dunkelsten sind*). Die Mexikaner hatten eine zahllose Menge Tempel, große und kleine. Es gab keinen bewohnten Ort ohne Tempel, und etwas beträchtliche Oerter hatten deren viele. Sie führten aber auch einige auf den Gipfeln der Berge, in den Wäldern und an den Heerstraßen auf**). So schwer hält es, die Gebräuche der Vorfahren, welche ihres hohen Alterthums wegen einem Volke heilig geworden sind, gänzlich abzulegen.

Die Japaner haben auch Tempel und einen gewissen Grad von Kunstkultur; aber dennoch halten sie fest über die Gebräuche der Vorfahren und bauen sie entweder in einem schattigen Walde oder auf dem Abhange eines grünen Hügels. — Uebrigens sind ihre Gotteshäuser keine prächtigen Gebäude. Sie sind nur von Holz gebaut. Oftmals sind sie nur ein kleines viereckiges Haus, welches jedoch von schönen, starken Balken gebaut ist. Gewöhnlich ist es nur wenig über zwei bis drei Mann hoch, hält zwei bis drei Klaftern im Umfange und ist eine Elle oder etwas mehr über den Erdboden erhöhet. Das ganze Gebäude ruht auf Pfeilern. Die Vorderseite besteht aus zwei Gitterthüren, durch welche sie hinein sehen und ihre Ehrfurcht zu erkennen geben können. Diese Thüren sind stets verschlossen, und öfters ist nicht einmal ein Bedienter dabei. — Doch sind einige Tempel weitläuftiger und mit einem Vorhause und

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 77.

**) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 6. Abschn. 10.

Seitenkammern versehen, worin die Hüter des Tempels, mit ihrer heiligen Tracht bekleidet, sitzen. Allenthalben aber sind die Tempel mit einem Gitterwerke versehen und hinten und auf beiden Seiten mit Brettern verschlossen. Ueber der Thür hängt eine Glocke, womit der Betende läuten kann. Im Innern des Tempels hängt etwas weisses, in kleine Stücke geschnittenes, Papier, welches die Reinigkeit des Orts andeuten soll. — In der Mitte sieht man oft einen runden Spiegel, worin der Betende seine Leibesfehler sehen kann, und sich dadurch erinnern soll, daß die Götter die Fehler seines Herzens sehen können. Selten haben sie den Gott des Tempels in irgend einem geschnitzten Bilde aufgesetzt, und gemeiniglich bewahren sie kein Bild in ihren Tempeln, wenn es nicht dessen besonders würdig ist, seines Alters, gewisser Wunderwerke oder der Heiligkeit des Meisters wegen, der es geschnitzt hat. In diesem Falle halten sie solch ein Bild in der Mitte oder in dem obern Ende des Tempels, in einem Hinterzimmer verborgen. Der Betende darf nur die Thüre dieses Zimmers begrüssen; niemand wird aber hinein gelassen, das Bild zu sehen, außer an dem großen Gedächtnißtage dieses Gottes, der nur alle hundert Jahre gefeiert wird *).

So zeichnen sich die Japaner weder durch Pracht noch Größe im Bau ihrer Tempel aus; sie halten auch noch stets fest über den Gebrauch ihrer Väter, daß man die Gottheit in Wäldern verehren müsse. Allein außer den Mahomedanern, welche zu bekannt sind, als daß ihrer hier gedacht werden sollte, sind es doch hauptsächlich die südlichen Asiaten, welche diese Gewohnheit abgelegt haben, ob es gleich nicht zu bezweifeln ist, daß ihre Vorfahren in den ältesten Zeiten, wie andere Völker, ihre gottesdienstlichen Versammlungsörter in den Wäldern und auf den Bergen

*) Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan. Th. 1. B. 3. Kap. 2.

gehabt haben. Auch zeichnen sie sich vor vielen andern Völkern nicht nur durch ihre Tempel, sondern auch durch die Pracht und das Alter derselben aus.

Die Tempel einiger Völker sind uralt und zeugen von der sehr alten Kultur derselben. Auf Ceilon ist die Zahl der Tempel überaus groß. Einige sind vortrefflich gebaut, und schon so alt, daß kein Einwohner mehr etwas von ihrem Ursprunge weiß*). Auch die Indianer in Ostindien haben Tempel, die von einem sehr hohen Alter sind. Ihren Jahrbüchern und heiligen Schriften zufolge ist die Pagode zu Jagrenat die älteste, und steht bereits gegen fünf tausend Jahre. — Alle etwas ansehnliche Tempel sind mit mehrern viereckigen, dicken und sehr hohen Mauern umgeben, deren Ecken, seitdem sich die Europäer in Indien niedergelassen haben, mit Bastionen versehen sind. An jeder Seite ist ein Eingang, und über demselben ein pyramidalförmiger Thurm. Diese Thürme sind mit allerlei, meistens sehr ärgerlichen Bildern aus der Göttergeschichte verziert. In jedem Stockwerk ist auf allen vier Seiten eine Art von Fenster, und alle Abende wird in dem obersten ein Licht angezündet, an Festtagen aber werden alle Fenster erleuchtet. Mitten in der innersten Einfassung ist das Heiligthum, oder die dem Gott geweihte Kapelle. — Neben den vornehmsten Tempeln ist ein geheiligter Teich, welchem die Braminen die Kraft zuschreiben, daß alle, die sich darin baden, von ihren Sünden gereinigt und von der Seelenwanderung befreit werden. Hierdurch ziehen sie viele Fremde und Opfer dahin. — Jede Pagode hat zwei Statuen des Gottes, welche aus Stein, Kupfer oder Gold gemacht werden müssen, niemals aber aus Silber oder andern Metallen. Eine dieser Bildsäulen steht außen, vor welcher das Volk selbst seine Opfer darbringt, und eine im Innern des Tempels, welcher es dieselben durch die Bra-

*) Pyrard's Reise nach Ostindien; in der Sammlung der besten und neusten Reisebeschreibungen. B. 14. S. 5.

und ihres Reichthums, ihrer Pracht und der von den Göttern, denen diese Tempel geweiht sind, vorgeblich gewirkten Wunder wegen am meisten besucht werden. Außer diesen gibt es eine unglaubliche Menge im ganzen Reiche. — Um dem Leser einen Begriff von der Pracht und Größe dieser Tempel zu geben, will ich nur einen Tempel in Peking, den Tempel des Himmels genannt, erwähnen. Er ist mit einer runden Mauer von drei chinesischen Stadien im Umkreise umgeben. Wie viel eine chinesische Stadie ausmache, ist mir nicht möglich zu sagen; daß dieser Umkreis aber überaus groß seyn müsse, schließe ich daraus, daß er nicht nur sehr schöne Gebäude, sondern auch einen kühlen und dicken Wald enthält, dessen Bäume von einer ungewöhnlichen Höhe sind und den Ort düster machen. — Ob dies auch ein Ueberbleibsel von den Gebräuchen der Vorfahren sey, welche wohl auch die Gottheit in Wäldern verehrt haben, kann ich nicht mit Gewißheit sagen; gewiß aber ist es, daß nicht alle chinesische Tempel in Wäldern errichtet sind. — Der Tempel hat fünf Thore gegen Süden, drei in der Mitte, die nicht geöffnet werden, außer wenn der Kaiser zu opfern kommt, und zwei an der Seite, welche denen, die den Tempel besuchen, immer offen stehen. Er hat sieben große Säle, von welchen sechse eben so groß und prächtig, wie im Palaste des Kaisers, sind. Der siebente aber ist ein unmäßig großer und hoher runder Saal, der den Himmel vorstellt und auf zwei und achtzig Säulen ruht. Dieser Saal ist inwendig himmelblau und mit Goldfarbe über und über bemalt und unter der Decke mit Leinwand von himmelblauer Farbe ausgeschlagen *). Ich habe dieses Tempels erwähnt, nicht weil er der prächtigste ist, sondern nur als einen unter mehrern, die eben so prächtig sind; und wenn man diese Beschreibung desselben liest, kann man wohl nicht läugnen, daß die Chinesen

---

*) Nouvelle Relation de la Chine; par Gabriel de Magaillans, Chap. II. XXI.

auf ihre Tempel Pracht verwenden. Um den in der Bauart derselben herrschenden Geschmack zu beurtheilen, müßte man sie entweder selbst sehen oder wenigstens eine vollständigere Beschreibung davon haben.

Durch diese angeführten Beispiele glaube ich bewiesen zu haben, was ich im Vorhergehenden sagte, daß die südlichen Asiaten rücksichtlich ihrer Tempelgebäude die meisten Völker übertreffen, so wie sie beinahe in allen andern Dingen einen Vorzug vor den andern rohen und halbrohen Völkern haben. Sie thun es aber auch, welches nicht zu rühmen ist, den meisten andern Völkern darin zuvor, daß sie allenthalben eine große Menge Tempel aufführen, die nur von faulen Mönchen bewohnt werden, welche einen großen Theil dieser Länder ganz überschwemmen und entkräften. Die Ursache dieser Menge ist Aberglaube. Gotteshäuser zu bauen, gehört, nach ihrer Meinung, zu den verdienstvollen Handlungen, durch welche sie sich einen glückseligen Zustand in jenem Leben zu erwerben hoffen. Ein jeder, der Vermögen besitzt, verwendet daher selbiges auf die Aufführung der Tempel, um dadurch seine vorher begangenen Sünden zu sühnen. So verwenden die reichen Peguaner beinahe ihr ganzes Vermögen darauf, Tempel zu erbauen und Klöster zu stiften, worin sie ein großes Verdienst suchen, und dadurch wollen sie wohl auch die barbarische Gewohnheit sühnen, daß bei Erbauung einer Pagode die zuerst Vorübergehenden in den Grund geworfen werden, es sey denn, daß sie es auch für eine verdienstliche Handlung halten, den Göttern Tempel auf Menschenblut zu errichten*).

Aus derselben Ursache bauen auch die Abyssinier eine große Menge Kirchen; sie sind aber auch, ob sie gleich Christen sind, eben so roh und abergläubisch, als die oben erwähnten heidnischen Völker, und können daher füglich unter die rohen Völker gerechnet werden, von denen ich in die-

---

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 2.

sem Werke eigentlich rede. — Ihre Kirchen werden gemeiniglich in der Nähe eines fließenden Wassers, auf dem Gipfel eines mit Cedern umgebenen Hügels erbaut. Die Kirchen sind alle rund und mit Stroh gedeckt. Niemand darf mit bloßen Füßen hineingehen, und wenn er rein ist, das heißt, in vier und zwanzig Stunden keine Gemeinschaft mit Weibern gehabt, oder Aas und todte Körper angerührt hat. Da man beim Eintritt in die Kirche die Schuhe auszieht, so muß man einen Bedienten dabei lassen, sonst werden sie, wenn sie nur einigermaßen gut sind, von den Priestern und Mönchen gestohlen. Beim Hineingehen küßt man die Thürschwelle und die Thürpfosten, verrichtet sein Gebet, und damit ist dieser Gottesdienst zu Ende. Die Kirchen sind voller Gemälde auf Pergament. Unter diesen findet keine Wahl Statt. Man sieht hier den St. Georg mit einem Drachen, St. Demetrius mit einem Löwen kämpfend, St. Pontius Pilatus und seiner Frau, St. Bileam und seinen Esel, Simson und seinen Kinnbacken u. s. w. Dagegen sieht man keine Bildsäulen in ihren Kirchen, welches sie als Abgötterei ansehen würden. — Dergleichen Kirchen gibt es eine zahllose Menge in Abyssinien, und doch wird man in keinem Lande, das christlich heißt, so viel Unmoralität antreffen. Ob das Land gleich sehr bergig und folglich die Aussicht sehr beschränkt ist, so sieht man dennoch selten weniger als fünf oder sechs Kirchen auf einmal, und wenn man an einem Orte steht, wo die Aussicht frei ist, wohl fünfmal mehr. Die Ursache dieser Menge von Kirchen ist bei den Abyssiniern dieselbe, wie bei den Indianern, die falsche Hoffnung nämlich, sich dadurch eine glückselige Ewigkeit zu erwerben. Jeder vornehme Mann glaubt auf seinem Sterbebette alle seine begangenen Sünden getilgt zu haben, wenn er in seinem Leben eine Kirche erbaut hat oder zur Erbauung derselben ein Kapital zurück läßt. Der König selbst bauet viele, wahrscheinlich in derselben Absicht. Wenn ein Sieg erfochten ist, wird auf dem Wahlplatze, wo die Leichname der Erschlagenen einen großen Gestank verbreiten,

eine Kirche erbaut *). So sind Laster und Gottlosigkeit wohl auch in manchen christlichen Ländern die Mutter vieler milden Stiftungen gewesen.

Kap. 8.

Geistliche.

Nachdem die rohen Völker gottesdienstliche Oerter und öffentlichen Gottesdienst erhalten hatten, mußten sie nothwendig auch Geistliche haben, die dem Gottesdienste vorstehen, und die religiösen Ceremonien, woraus er bestand, verrichten konnten. Weil aber die Gottesverehrung der rohen Menschen nur in Opfern und andern äußern gottesdienstlichen Gebräuchen besteht, so folgt daraus, daß ihre Geistlichen keine Religionslehrer sind. Die Mahomedaner sind die einzigen, von denen man sagen kann, daß ihre Geistlichen es sind. Diese verrichten nicht nur öffentliche Gebete, sondern tragen auch zuweilen verschiedene moralische Materien in ihren Moscheen vor, welche, wie man sagt, nicht schlecht sind. Uebrigens weiß ich kein Volk zu nennen, dessen Geistliche den Namen Volkslehrer, wohl aber viele, bei denen sie Volksbetrüger genannt zu werden verdienen. Ich sage viele, denn alle sind es doch nicht. Es gibt einige, die den großen Haufen irre leiten können, weil sie von ihrem Aberglauben und falschen Religionsbegriffen selbst irre geleitet werden. Bei den Japanern z. B. sind viele Priester bei jedem Tempel, ob sie gleich nur wenige Geschäfte haben. Diese bestehen darin, den Tempel rein zu halten, die Lichter und Lampen anzuzünden und diejenigen Blumen dem Götzen vorzusetzen,

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce, Th. 3. B. 5. Kap. 12.

die ihm heilig und, der Meinung der Japaner nach, die angenehmsten sind. Oeffentlichen Gottesdienst, Religionsvorträge, Gesang und dergleichen hat man in den Tempeln gar nicht, sondern jeder, der kommt, verrichtet sein Gebet und läßt etwas zur Opfergabe zurück *). Man würde diesen japanischen Geistlichen Unrecht thun, wenn man sie Betrüger nennte. Sie scheinen nach ihrer Ueberzeugung zu handeln.

Bei den Hottentotten hat zwar jedes Dorf einen Priester, den es selbst erwählt; allein sein Amt fordert nicht, daß er öffentliche Gebete verrichten, oder das Volk in der Religion unterrichten soll. Es besteht einzig und allein darin, daß er die Opfer anordne, alle ihre gottesdienstlichen Gebräuche verstehe, die Beschneidung verrichte, den Feierlichkeiten bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen vorstehe u. dgl. Außerdem muß er ihre Sagen gut inne haben. Er wird nicht höher, als jemand anders, geschätzt, hat auch keine eigentlichen, bestimmten Einkünfte. Sein ganzer Vortheil besteht darin, daß er zu den meisten Gastmalen eingeladen und mit einigen Kälbern und Lämmern beschenkt wird. Vor seinem vierzigsten Jahre kann er zu diesem Amte nicht gewählt werden, welches sonderbar genug ist, da dieses Amt weder Kenntnisse, noch viel Erfahrung erfordert **). Auch diese scheinen die Leichtgläubigkeit des Volks nicht zu ihrem Vortheil zu mißbrauchen, und sind folglich auch keine Betrüger.

Wenn auch die oben genannten japanischen und hottentottischen Geistlichen eben nicht die Moralität des Volks zu befördern suchen, so sind sie doch nicht dem Volke schädlich. Bringen sie auch demselben keine Kenntnisse bei, so leiten sie es doch nicht irre. Allein selbst dieses gilt nur von wenigen Völkern und deren Geistlichen. — Außer dem

*) Thunbergs Reise. B. 2. Th. 2. S. 19.
**) Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, von Kolbe. Th. 1. Kap. 12.

Aberglauben ist die Begierde, das Zukünftige zu wissen, und Furcht vor bösen Geistern, Hauptzüge in dem Charakter der rohen Menschen. Diese kennen ihre Geistlichen und wissen sich klüglich zu ihrem Vortheile derselben zu bedienen. Sie sind also im eigentlichen Sinne Volksbetrüger, und damit sie die leichtgläubigen Leute am Gängelbande herumführen können, verbinden sie mit ihrem opferpriesterlichen Amte die Wahrsager- Zauber- und Heilkunst, wovon ich einige Beispiele anführen werde.

So sind die Priester der Malabaren auf Ceilon zugleich Propheten. Sie verkündigen gemeiniglich ein Jahr vorher die Witterung, ob der Handel, Feldbau und andere Dinge mehr gerathen werden oder nicht. Man möchte billig dies für eine sehr gewagte Arbeit halten, wodurch sie leicht zu Schanden werden könnten; sie wissen sich aber im entgegengesetzten Falle sehr gut zu retten, so daß sie, wenn ihre Vorhersagung verkehrt ausfällt, wie das sehr oft geschieht, sie dennoch ihr Ansehen und ihren vollen Glauben bei dem gemeinen Manne behalten, weil sie immer die Schuld auf die Regierung der Götter zu schieben wissen, die entweder das Gute, rücksichtlich der vielen menschlichen Bosheiten, zurück gehalten, oder das Böse wegen erfolgter Besserung und fleißigen Opferns abgewandt haben. Diese Betrüger sind doch nicht von der schlimmsten Art. Sie führen, dem Aeußern nach, ein sehr strenges, züchtiges und nüchternes Leben, und fordern von keinem etwas, sondern sind zufrieden mit dem, was man ihnen von selbst gibt *).

Auf St. Domingo waren die Priester zugleich Wahrsager. Sie sollten, ihrem Vorgeben nach, in einer sehr genauen Verbindung mit den Göttern stehen. Wenn sie diese öffentlich um Rath fragten, so hörte man niemals eine Antwort, sondern man urtheilte von dem Orakel nach dem Betragen des Priesters. Wenn er tanzte und sang, so war es ein gutes Zeichen, und man gab seine Freude darüber

*) Wolfs Reise nach Ceilon. Th. 2. S. 27.

auf vielerlei Art zu erkennen. Wenn im Gegentheile der Priester traurig aussah, so weinte und fastete man so lange, bis die Gottheit durch gewisse Zeichen zu erkennen gab, daß ihr Zorn verschwunden sey *). Diese Wahrsager retteten sich also auf dieselbe Art, wie die malabarischen. Traf das Böse, welches sie durch ihre Geberden vorhergesagt hatten, nicht ein, so hatte sich die Gottheit durch ihre Thränen und ihr Fasten besänftigen lassen.

Diese lassen es dabei bewenden, durch ihre vorgegebenen Wahrsagerkünste das Volk zu betrügen. Andere suchen es zugleich durch ihre Zauberkünste in Schrecken zu halten. So geben die siberischen Schamanen, welche die Opferpriester des Volks sind, eine genaue Bekanntschaft mit der Geisterwelt vor, und rühmen sich hauptsächlich des nähern Umganges mit den bösen Geistern, der Herrschaft über dieselben und des Besitzes der Mittel, alles von ihnen erfragen, sie besänftigen, ja wohl auch Gutes durch sie erlangen zu können. Das Werkzeug der Unterredungen ist die Trommel. Weil das Volk dumm genug ist, sich alles dieses einbilden zu lassen, so bedienen sie sich auch der Leichtgläubigkeit desselben, und deuten Träume, prophezeien, bannen Teufel und heilen Kranke **).

Diese letzte Kunst verbinden viele von den Geistlichen der wilden und rohen Völker mit den übrigen, um sich die Achtung des Volks zu erwerben und sich unentbehrlich zu machen. Sie sind nicht nur ihre Opferpriester, sondern auch ihre Aerzte. So findet man es bei den Nordamerikanern. Ihre Priester sind nicht nur Traumdeuter und sagen ihnen das Künftige vorher, welches sie sehr begierig sind zu wissen, sondern geben auch vor, sie durch ihre Zauberkraft

---

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 4. Hauptst. 5. §. 65.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 81. — Das schamanische Heidenthum a. St. S. 392.

beschützen und ihre Kranken heilen zu können *). Bei den norwegischen Lappen, so lange sie noch Heiden waren, spielten die Priester eine wichtige Rolle, indem sie, als Priester, nicht nur alle Opfer verrichteten, sondern auch den gemeinen Mann gänzlich beherrschten, der ihnen in allen Dingen folgen und gehorchen mußte. Die Lappen glaubten, daß diejenigen, welche in ihren ersten männlichen Jahren einige Geschicklichkeit oder Neigung zu diesem wichtigen Amte blicken ließen, unmittelbar von dem bösen Geiste, der ihnen erschien, dazu berufen würden. Sie pflogen nun von dieser Zeit an einen vertrauten Umgang mit den Geistern, die in allen Dingen ihnen an die Hand gingen. Von diesen Geistern konnten sie zu ihrem Dienste so viele erwählen, als sie wollten. Bald erschienen sie ihnen in der Gestalt eines jungen Lappen, bald als ein alter Mann und zuweilen als ein Frauenzimmer. — Alles dieses müssen diese Priester natürlicherweise dem großen Haufen eingebildet haben und dadurch standen sie auch bei ihm in großem Ansehen. Sie wurden bei allen Gelegenheiten um Rath gefragt, theils um künftige Dinge vorherzusagen, theils um Menschen und Vieh zu heilen, und für ihre Mühe wurden sie gut bezahlt **).

Bei den bisher erwähnten Völkern besteht das eigentliche Amt der Priester nur im Opfern. Doch gibt es andere, die mit den Opfern öffentliche Gebete verbinden; allein von öffentlichem Unterricht zur Beförderung der Moralität findet man keine Spur. So sind auf Otaheiti gewisse Personen besonders auserséhen, welche die öffentlichen Gebete und die übrigen gottesdienstlichen Ceremonien verrichten. Der König wählt unter den ihm untergeordneten Häuptern einen Mann von Einsicht, der sein Priester wird,

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 13. S. 323.

**) Jessens Afhandling om de norske Finners og Lappers hedenske Religion. §. 21. bis 23.

und zur bestimmten Zeit Gebete verrichten, die Opfer dar-bringen, und alle Feierlichkeiten besorgen muß. Diese Würde ist nunmehr vom Vater auf den Sohn erblich geworden. Jeder Befehlshaber hat ebenfalls einen Priester und die untern Klassen des Volks desgleichen; diese leztern können aber nicht für Personen von höherm Stande beten und opfern; ja die Priester der Mannspersonen können nicht einmal für das Frauenzimmer ihre Gebete verrichten. — Die Gebete werden vom Priester entweder laut hergesagt, oder still verrichtet. Die Sprache der Priester ist feierlich in kurzen Säzen, und von der Art, wie man sich im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, verschieden. Wenn der Priester so leise betet, daß keiner es hören kann, sagt man, daß demungeachtet der Eatua es höre, welcher zu der Zeit gegenwärtig sey und dem Priester antworte, der die Antwort hören könne, obgleich die Umstehenden nicht das geringste davon hören können. — Diese Meinung ist beinahe eben so klug, wie die der Katholiken, wenn sie die lateinischen Gebete herlesen, die sie nicht verstehen, sich mit der Hoffnung tröstend, daß Gott Latein verstehe, wenn sie es gleich nicht verstehen. — Obgleich die Priester die ordentlichen Diener beim Gottesdienste sind, so gibt es doch verschiedene Gelegenheiten, bei welchen die otaheitischen Oberhäupter den Dienst, wie Priester, verrichten, für ihre kranken Freunde beten, bei den Begräbnißplätzen opfern und andere religiöse Gebräuche verrichten. Aber dennoch haben die Priester vollauf zu thun. Sie werden bei allen Vorfällen, Geburten, Sterbefällen, Festen und Krankheiten herbeigerufen, und sind sowohl die Aerzte als Geistlichen des Landes. Sie geben sich das Ansehen, als besäßen sie übernatürliche Mittel, die Empfängniß oder das Abtreiben der Geburten zu befördern, nach Belieben Krankheiten hervorzubringen, und sie heilen zu können, und deshalb werden sie auch sehr gefürchtet. Sie geben vor, mit einer besondern Gottheit in Verbindung zu stehen und von derselben begeistert zu werden. Unter dieser vor-

gegebenen Begeisterung machen sie viele krampfhafte Bewegungen des Körpers. Ihre Worte gelten nun als Göttersprache, und was sie in diesem Zustande für die Gottheit, oder für sich selbst erbitten, wird nie abgeschlagen, sondern man schafft es herbei, wenn es nur möglich ist *).

Hieraus sieht man, daß die Geistlichen der Südseeinseln eben so große Betrüger sind, als die der wilden Völker in den andern Welttheilen, und daß sie sich zur Verführung des Volks derselben Kunstgriffe bedienen. Ich will daher nur noch die Nachricht Adelung's von den californischen Priestern mittheilen. Diese ist eine so vollständige Schilderung der Geistlichkeit der wilden und rohen Menschen, daß wenn man diese gesehen, man nicht mehr braucht, um diese Volksbetrüger in ihrer ganzen Abscheulichkeit zu kennen und das unglückliche Volk, welches sich von ihnen leiten und beherrschen lassen muß, zu bedauern.

Als die Missionarien nach Californien kamen, fanden sie, daß sich die Priester hauptsächlich mit Zauberkünsten abgaben und dadurch das abergläubische und furchtsame Volk zu betrügen suchten. Zu dem Ende hatten sie viele Geberden und Ceremonien eingeführt. Die leichtgläubigen Leute bildeten sich ein, es wäre zum guten Ausgange ihrer Unternehmungen, oder zur Vermeidung des Unglücks, das ihnen drohte, nützlich, wenn sie ihnen die Erstlinge ihrer Früchte und das Beste von den Fischen und Vögeln, die sie auf der Jagd und in der See fingen, gäben. Die Priester drohten ihnen mit Krankheiten, Unglück und Hungersnoth, wenn sie es nicht thäten, und versprachen ihnen im Gegentheil Glück und Ueberfluß, wenn sie sie nur reichlich beschenkten; denn sie rühmten sich, diejenige Einsicht und Macht, die zur Erfüllung ihres Versprechens oder ihrer

*) Wilsons Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 370 ff. — Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschn. 9. S. 473.

Drohung nöthig sey, durch die Freundschaft und den Umgang mit den unsichtbaren Geistern zu besitzen. Was aber ihr Ansehen beim Volke noch vermehrte, war, daß man außer ihnen keine Aerzte hatte, von denen man in Krankheiten einige Hülfe hoffen konnte, und um sich sogar in diesem Falle mehr Ansehen zu geben, gaben sie allezeit ihre Arzneimittel mit vieler Prahlerei und Ceremonie. — Doch zeigte sich das Ansehen der californischen Priester bei keiner Gelegenheit mehr als bei den öffentlichen Festen, welche entweder die ganze Nation, oder einzelne Gemeinschaften oder bloß eine Familie feierten. Die Gegenwart der Priester heiligt diese Feste, ob diese gleich nur auf Essen, Trinken, Tanzen, Schwatzen und Lachen hinaus laufen. Sie spielen dabei die vornehmste Rolle, indem sie ihre Ceremonienkleider anziehen, welche sie nur bei außerordentlichen Gelegenheiten tragen. Dieses Kleid besteht in einem langen Rocke, der sie vom Kopfe an bis auf die Füße bedeckt, und ganz von Menschenhaaren gemacht ist. Auf dem Kopfe tragen sie einen Busch von Falkenfedern und in der Hand einen großen Wedel von größern Federn. In Ermangelung dieser Federn zieren einige ihren Kopf mit Schwänzen von wilden Thieren. Um diese Kleidung noch lächerlicher zu machen, malen sie ihren Körper roth, schwarz und mit andern dergleichen Farben. Sie eröffnen das Fest mit Rauchen des wilden Tobaks, welches sie so lange fortsetzen, bis der Rauch sie ganz rasend gemacht hat. In diesem Zustande fangen sie an zu predigen, und dies mit solchen Geberden und einem solchen Ton der Stimme, der den Zuhörern Furcht und Schrecken einjagt. Sie sind, wie sie vorgeben, von Geistern besessen, und kündigen ihnen in ihrem Namen alles das an, was ihnen nur der Eigensinn oder das Interesse eingibt. — Um sich beim Volke noch mehr Ansehen zu geben, sagen sie bald, sie wären eben diese Geister, bald wiederum, sie wären in dem Himmel gewesen und mit ihnen umgegangen, und zeigen zur Bestätigung dieses Vorgebens das Fleisch von einem wilden

ißre, ein Stück Fell, oder eine Pflanze, mit der sie
ien jeden, wen sie nur wollen, umbringen können. Sie
igen auch beständig kleine Täfelchen von einem gewissen
olze bei sich, worauf schlechte Figuren gemalt sind, von
ıen sie vorgeben, daß sie nach denjenigen gemacht sind,
: ihnen der gute Geist, als er in den Himmel zurückkehrte,
lassen habe. Während der Zeit, daß diese Schwärmer
edigen, überlassen sich die andern dem Tanze und Ver-
ügen, und wenn sie sich durch Tanzen recht erhitzt haben,
vermischen sich die Männer und Weiber mit einander,
d befriedigen ohne Scheu ihre viehischen Triebe. — Au-
rdem maßen sich die Priester die Gewalt an, dem Volke
wisse Strafen aufzulegen, wovon die gewöhnlichste das
sten und die Enthaltsamkeit war, oder befahlen ihm nur
e Zeitlang gewisse Früchte, Fische oder Vögel nicht zu
en. Zuweilen erstreckte sich der Ausspruch auf ganze Ge-
einschaften, und alsdann mußten sie wechselsweise fasten,
er ein- jeder sich gewisser Speisen enthalten, und dann
urd das Fasten allgemein. Doch war dies nicht die ein-
ge Strafe, die sie ihnen auferlegten. Sie befahlen ihnen
ch noch, Wege auf die höchsten Berge zu machen, damit
r Geist, wenn er sie besuchen wollte, desto leichter zu
nen kommen könnte, und eben so auch Steinhaufen in ei-
r gewissen Entfernung aufzurichten, damit er ausruhen
nnte. — Dumm waren diese Betrüger, aber auch eben
grausam als dumm. Man kann nicht ohne Entsetzen
en, daß diese Unmenschen den Californiern zuweilen be-
hlen, sich von steilen Oertern hinabzustürzen, und ob sie
gleich niemals thun konnten, ohne sich zu zerschmettern,
war doch die Verblendung dieser Menschen so groß, daß
re Befehle beinahe immer entweder mit Güte oder mit Ge-
alt vollzogen wurden. Außer diesem setzten die Priester
: durch zweierlei Arten von Abgaben in Contribution.
ie erste bestand in dem Besten von ihren Früchten, ihrer
agd und Fischerei; die zweite in ihren Haaren, woraus
: ihre Ceremonienkleider machten, und beide wurden mit

der größten Genauigkeit entrichtet. Die Kinder bezahlten diesen Tribut aus Erkenntlichkeit für den ihnen von den Priestern ertheilten Unterricht, welcher nur darin bestand, daß sie gewisse schlechte Figuren auf Täfelchen machen lernten, welche die Priester, wie sie sagten, von den Geistern erhalten hatten. Die Erwachsenen, die krank gewesen und wieder gesund geworden waren, bezahlten ihn, um sie für die Sorgfalt zu belohnen, die sie für sie während ihrer Krankheit gehabt hatten *).

Solche Spitzbuben sind die Priester der rohen Völker. Sie sind bis auf wenige Ausnahmen einander vollkommen ähnlich. Ihre einzigen Bemühungen zielen darauf hin, sich bei dem Volke in Ansehen zu setzen, es in beständiger Furcht zu halten, es zu beherrschen und auszusaugen. Um diese Absicht zu erreichen, geben sie vor, in einer genauen Verbindung mit den Göttern zu stehen. Durch diese können sie ihnen das Zukünftige vorhersagen, ihnen Unfälle zufügen oder abwehren, Krankheiten über sie bringen und heilen u. s. w. Man darf sich nicht sehr wundern, daß die Priester, wiewohl in hohem Grade dumm und unwissend, dem Volke alles dieses einbilden können, da sie doch immer etwas klüger als das Volk sind. Der Betrüger muß doch wohl klüger als der Betrogene seyn. Menschen, die ganz viehisch sind, oder sich höchstens nur durch ihren Aberglauben von dem Vieh unterscheiden, wird man mit leichter Mühe einbilden können, was man will, und sie leiten, wohin man will. — Nur einige wenige Völker gibt es, die eben so abergläubisch sind als die übrigen, und sich doch deshalb nicht gänzlich von ihren Priestern betrügen lassen, sondern Muth genug haben, sich an ihnen zu rächen, wenn sie sich von ihnen betrogen glauben. Zu diesen rechne ich die Canibalen. Sie glauben wirklich, daß ihre Priester in einer gewissen Verbindung mit einem bösen Geiste

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschn. 7.

stehen, und daß sie Kenntniß von allerlei Kräutern und Arzneimitteln haben; man braucht sie daher als Aerzte. Weh ihnen aber, wenn sie mit ihren Zaubereien und Beschwörungen nichts ausrichten. Stirbt der Kranke, so ist ihr Leben in Gefahr. Wenn sie sich nicht eiligst davon machen, tödtet man sie *). Dies wäre ohne Zweifel das sicherste Mittel sich allmählich alle diese Betrüger vom Halse zu schaffen; der Völker sind aber nur wenige, die Muth genug haben, diese Cur zu gebrauchen. Wenn ein Volk lange unter dem Joche, es sey geistlich oder politisch, gelebt hat, wird es sich schwerlich ohne einen kraftvollen Anführer zu kühnen, muthigen Thaten erheben können. Sie müssen also beständig ein Opfer der Raub- und Herrschsucht ihrer betrügerischen Geistlichkeit werden.

Ich habe der Geistlichen der rohen Völker erwähnt, in so fern sie Priester sind und den Opferdienst verrichten. Zu ihren Geistlichen kann man auch ihre Mönche rechnen. Alle Völker, welche die Gottheit in öffentlichen Versammlungen verehren, haben Priester; sie haben aber deshalb nicht alle Mönche. — Das Mönchswesen gehört hauptsächlich in Asien zu Hause, und zwar besonders unter den Anhängern des Mahomed und Budda oder Fo.

Ob die mahomedanischen Mönche größere Narren oder größere Betrüger sind, ist überhaupt nicht leicht zu sagen. So viel ist ohne Zweifel gewiß, daß sie wenigstens etwas von beidem sind, welches der Leser wohl auch urtheilen will, wenn ich ihm die Berichte der Reisenden in Betreff derselben dargelegt habe. — Ihre Mönche werden Derwische genannt. Diese leben zusammen in Klöstern, unter einem Vorsteher, der sich hauptsächlich des Predigens befleißigt. Sie thun das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. In der Erfüllung der beiden ersten Gelübde sind sie, Tournefort's Berichte zufolge, nicht sehr gewissenhaft. Auch treten sie, wenn sie Lust zum Heirathen ha-

*) Bexkel's Reise nach Surinam. Kap. XI.

hen, aus dem Orden, ohne daß man ein Aergerniß daran nimmt. In Gegenwart ihrer Vorsteher und fremder Leute thun sie sehr ehrbar, schlagen die Augen nieder und reden nichts. Sonst sollen sie so ehrbar nicht seyn. Sie werden für große Wein- und Branntweintrinker gehalten. Auch brauchen sie mehr Opium als die übrigen Mahomedaner, und dieses Getränk macht sie erst munter. Auf diese Munterkeit folgt ein stiller Wahnsinn, der wohl bewirken könnte, daß man sie für außerordentliche Menschen halten würde, wenn man nicht die Veranlassung dazu kennte. Endlich fallen sie in einen tiefen Schlaf und bringen solchergestalt einen ganzen Tag zu, ohne die Arme oder Beine zu bewegen. Ueber diesem Schlafe geht der ganze Donnerstag hin, der für sie ein Fasttag ist, weil sie nichts, es sey, was es wolle, vor Sonnen-Untergang essen dürfen. Ihre vornehmste Uebung besteht im Tanzen am Diens- und Freitage; und ehe der Tanz anfängt, wird von dem Klostervorsteher eine Predigt gehalten. Diese soll, wie man versichert, eine gute Moral enthalten, und jeder Nutzen davon haben können, zu welcher Religion er sich auch bekenne. Nach der Rede wird ein Gesang angestimmt, welcher von Instrumenten, Flöten und Trommeln begleitet wird, und nach einem vom Vorsteher gegebenen Signal fangen nun diese Mönche zu tanzen an. Dieser Tanz besteht darin, daß sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit, wie ein Kreisel, herumdrehen. Nach einer Weile ruhen sie, und fangen darauf wieder von vorne an, und so wiederholen sie diese Bewegungen vier bis fünfmal *). — Es ist unbegreiflich, wie Menschen glauben können, die Gottheit durch dergleichen Bewegungen zu verehren; ich finde es aber noch unbegreiflicher, daß Türken, die Tanz von Mannspersonen für etwas unanständiges, der Männer unwürdiges halten, diesen Tanz ihrer Mönche erbaulich finden können, wenn nicht etwa meine Vermuthung richtig seyn sollte, daß dieses schnelle

*) Voyage du Levant, par Tournefort. Tom. 2. Let. XIV.

herumdrehen, das Schläfrigkeit und Mattigkeit verursacht, eine Art Bußübung dieser Mönche seyn soll. Daher fängt wohl auch selbiges mit einer moralischen Predigt und einem Loblirde auf die Gottheit an; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, können sie diesen Tanz für eine religiöse Handlung halten, wie es mehrere Völker gibt, die gottesdienstliche Tänze haben, welches ich im Vorhergehenden gezeigt habe.

Es gibt eine andere Klasse von Derwischen, deren gottesdienstliche Uebungen eben so närrisch, allein barbarischer gegen ihre eigene Person sind. Sie bestehen darin, daß sie sehr ernsthaft in einer langen Reihe, einer nach dem andern, rings um ihre Kapelle herum gehen müssen, und mit lauter Stimme, so laut, wie es ihnen nur immer möglich ist, bei jedem Trommelschlage, den man vor ihnen macht, Gottes Namen ausrufen müssen. Diese Schläge werden stufenweise vermehrt, und folgen zuletzt so schnell auf einander, daß diese Mönche ihre Brust auf eine grausame Art angreifen müssen, ja die Andächtigsten von ihnen selten ohne Blutspeien von dieser Procession kommen. Die Miene dieser Mönche ist allezeit finster, ihr Blick wild, und sie sind von der Heiligkeit dieser Uebungen dermaßen eingenommen und so gewiß, dem Himmel durch ihr Geschrei zu gefallen, daß sie alle andere Menschen mit der äußersten Verachtung ansehen. Es herrscht also bei ihnen der wahre Mönchsgeist. Sie wollen sich nämlich für die der Gottheit bezeigte Demuth dadurch entschädigen, daß sie sich über ihre Mitmenschen erheben. Betrüger aber scheinen diese doch nicht zu seyn; sie sind vielmehr selbst von ihren Vorurtheilen und ihrem Aberglauben betrogen.

Außer diesen gibt es noch andere Mönche in der Türkei, nämlich eine Art Eremiten, oder Einsiedler, die auf dem Lande herum laufen. Man kann ihnen nie in einem Walde begegnen, ohne von ihnen belästigt zu werden. Unter dem Deckmantel der Religion schleichen sie sich bei den Andächtigen ein. Einige dieser Mönche, die dummdreist

genug sind, sich die Unwissenheit des Volks zu Nutze zu machen, werfen sich zu Propheten auf und wahrsagen ungestraft. Trifft ihre Vorhersagung zufälligerweise ein, so können sie gewiß seyn, für Heilige gehalten zu werden, und alsdann stehen sie in dem allergrößten Ansehen. Geht aber ihre Weissagung nicht in Erfüllung und man sie folglich als Thoren betrachten sollte, so verlieren sie doch dadurch ihre Achtung nicht, sondern haben allenthalben freien Zutritt. Ihre Unverschämtheit kennt keine Gränzen. Der Name Gottes, den diese Betrüger immer im Munde führen, bestürzt den abergläubischen großen Haufen. Als ein Beweis ihrer Dummdreistigkeit führt der Baron Tott das Beispiel an, daß er einst einen von ihnen sich neben den Großvezier niedersetzen sah, während er insgeheim mit ihm sprach, da sich die vornehmsten Standespersonen zurück hielten. Der bei dem Volke überhaupt herrschende Fanatism schreibt den Aufgeklärtesten das Gesetz vor, sich in diesem Falle Zwang anzuthun. Die mächtigsten Türken können sich nur auf einen Augenblick dieses Packs entledigen, wenn sie demselben Geld geben, welches doch keine andere Wirkung hat, als daß es dadurch noch zudringlicher und unverschämter wird *). Daß diese Mönche Betrüger sind, darüber kann wohl kaum mehr als Eine Meinung seyn. Und daß die türkische Regierung, welche gewiß die Betrügerei und Unverschämtheit dieser Menschen einsieht, sie dennoch duldet, ist ein Beweis, daß die Regierung das Volk, wie dieses jene fürchtet. Zu fürchten und gefürchtet zu werden, gehört zu dem Charakteristischen der despotischen Regierungsformen.

In Aegypten gibt es auch eine Art mahomedanischer Mönche, welche durch ihre Scheinheiligkeit den einfältigen großen Haufen irre leiten, insonderheit die Frauenzimmer, welche hier, wie allenthalben, viel andächtiger sind, als

*) Totts Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 1. S. 139 ff.

die Männer, und sich daher hauptsächlich zu ihnen wenden. Diese Betrüger sieht man in Kairo, wo sie sich an den Thoren der Moscheen oder in den Vorhöfen derselben gewöhnlich aufhalten. Hier legen sie sich auf die bloße Erde nieder, ohne etwas anders als eine schlechte Matte unter sich zu haben. An ihren angenommenen Mienen sieht man, daß sie glauben, oder wenigstens dem Volke einbilden wollen, daß sie im Paradiese seyen. Diese selige Miene, welche sie sich zu geben wissen, erhält die Ehrerbietung, welche man gegen sie hat. Andere dieser Mönche, die sich noch wichtiger machen wollen, gehen auf den Straßen mit abgemessenen Schritten herum. Sie predigen immer die Verachtung dieser Welt, und verlangen dabei auf die allerunverschämteste Art eine Gabe von den Gütern derselben, deren Ende und Untergang sie unablässig verkündigen *). Wahrscheinlich suchen sie durch ihre Predigten den Zuhörern eine Gleichgültigkeit gegen ihr Vermögen einzuflößen, damit sich diese in der Verschenkung desselben desto freigebiger bezeigen sollen.

Aus dem, was ich von den mahomedanischen Mönchen gesagt habe, erhellt, daß sie von doppelter Gattung sind. Einige sind Schwärmer, die von ihrer Fantasie und ihren Vorurtheilen selbst betrogen sind, und durch ihre selbsterwählten, lächerlichen Bußübungen der Gottheit zu gefallen und das Paradies zu verdienen hoffen. Andere sind Betrüger, die bei ihren Taschenspielereien keine andere Absicht haben, als sich bei dem abergläubischen Volke in Ansehen zu setzen und reichliche Almosen demselben abzulocken. Ob aber gleich diese Mönche in Ansehung ihrer Absichten verschieden sind, so ähneln sie doch in so fern einander in ihrer Denkungsart, daß sie stolz sind und mit Verachtung auf andere herabblicken, welche glauben, daß sie auf andere Art, als durch das Mönchswesen den Weg nach dem Paradiese finden können.

---

*) Tott a. St. B. 2. S. 341 f.

Die übrigen Mönche in Asien, welche Anhänger der Sekte Budda's sind, haben sich eben so weit verbreitet als diese Sekte. Man trifft sie in Siberien, Tibet, Indien, Siam, Japan und China an. Sie haben in verschiedenen Ländern verschiedene Namen. Sie werden Schamanen, Talapoinen, Bonzen genannt. Man würde ihnen gewiß Unrecht thun, wenn man sie alle für Betrüger halten wollte. Die meisten sind ohne Zweifel selbst betrogen von ihren falschen Begriffen von Heiligkeit und den Mitteln, wodurch sie sich einen glückseligen Zustand in dem künftigen Leben verschaffen wollen. — Die chinesischen Mönche oder Bonzen machen nach meiner Ueberzeugung eine Ausnahme. Sie scheinen alle Betrüger und weiter nichts zu seyn. Man zählt in China über eine Million von diesen abscheulichen Menschen, welche in ihrem Müßiggange das Land entkräften. Sie leben bloß von Almosen. Unter der Larve der Selbstverläugnung und Demuth verbergen sie einen hohen Grad von Stolz und Habsucht. Bei alledem leben sie nicht, wie einige meinen, in Verachtung; vielmehr genießt ihr Oberhaupt die größten Freiheiten. Wenn er zu dem Vicekönig der Provinz kommt, grüßt er ihn nicht eher, bis er von ihm bewillkommt worden, und setzt sich vor ihm nieder, ohne auf Erlaubniß zu warten *). Es ist sonderbar, daß die, übrigens in mancherlei Rücksicht so weise, chinesische Regierung alle diese Müßiggänger und Spitzbuben im Lande duldet; allein ohne Zweifel muß sie, wie so manche christliche Fürsten, sich nach dem Aberglauben und Fanatismus des Volks bequemen. Das dumme Volk verlöre vielleicht lieber etwas von seiner Religion, als seine Mönche.

Was ich aber von den chinesischen Mönchen gesagt habe, ist gewiß nicht auf alle Mönche von der Sekte Budda's in den übrigen Ländern anwendbar. Es gibt allerdings Betrüger unter ihnen; diese gehören aber nur zu den Aus-

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 1.

nahmen. Die meisten sind unläugbar von ihren falschen Begriffen von der Heiligkeit und dem Wege zur Seligkeit in jenem Leben selbst betrogen worden. Es ist bei ihnen nicht auf irdische Vortheile abgesehen. — Dies läßt sich mit ziemlicher Gewißheit von den Mönchen in Korea sagen. Es wimmelt von ihnen in diesem Lande. Es gibt Städte, in welchen sich viertausend befinden. Sie haben viele Klöster, die auf gemeinschaftliche Kosten des Volks, und zwar größtentheils auf Bergen, gebaut sind. Einige darunter enthalten fünf bis sechshundert Ordensbrüder. Ihre Obern werden, insonderheit wenn sie Gelehrte sind, sehr hoch geachtet. Man schätzt sie den Großen des Königreichs gleich, und nennt sie die andächtigen Männer des Königs. Die Klosterbrüder hingegen werden nicht höher geachtet als Leibeigene. Sie müssen schwere Arbeit thun und große Abgaben bezahlen; und wenn irgend einer seine Pflicht versäumt, wird er von dem Vorsteher mit zwanzig bis dreißig Prügeln auf den Hintern bestraft. Sie dürfen nichts essen, das Leben gehabt hat, auch keinen Umgang mit Frauenzimmern haben. Wer diesen Gesetzen zuwider handelt, bekommt siebzig bis achtzig Prügel auf den Hintern und wird aus dem Kloster verbannt. Sie müssen arbeiten, um ihr Brod zu verdienen. Manche gehen zwar betteln; andere nehmen aber Kinder zu sich und lehren sie lesen und schreiben. — Das Vernünftigste bei diesem Mönchswesen ist, daß, wie jedermann die Freiheit hat, ein Ordensbruder zu werden, sie auch aus dem Orden, wenn es ihnen beliebt, wieder treten können. — In diesem Lande sind auch Nonnenklöster, worin die Schwestern einerlei Regeln und Pflichten mit den Ordensbrüdern beobachten müssen *). Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Menschen einzig und allein aus Andacht und einem irrigen Begriffe von Heilig-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 6. S. 600. ff.

keit in diese Klöster gehen. Faulheit, Eigennutz oder Stolz können keinen Theil daran haben.

Die Cochin-Chinesen haben auch ihre Mönche. Sie unterscheiden sich durch ihre Kleidung, die schwarz, blau oder weiß ist. Einige von ihnen leben in Gesellschaft, andere in Einsamkeit. Einige geben sich zwar mit Prophezeiungen und Zaubereien ab; andere schränken sich aber bloß auf die Werke der Liebe und Barmherzigkeit ein, und theilen die Almosen, die man ihnen gibt, wieder aus. Sie sind selbst arm, weil sie alles zur Hülfe ihres Nächsten, oder zur Erbauung der Brücken und Tempel verwenden. Andere aber, die sehr reich sind, errichten große Schulen. — In Cochin-China gibt es auch Nonnenklöster; die Schwestern haben aber die Erlaubniß, mit den Vorstehern der Klöster verheirathet zu seyn; keine andere Mannsperson aber darf die Schwelle betreten *). Diese Menschen können bei Erwählung dieses Mönchlebens schwerlich eine andere Absicht haben, als sich durch gute und edle Handlungen einen höhern Grad von Glückseligkeit in dem künftigen Leben zu erwerben. Und wenn die Absicht gut ist, so ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß sie auch erreicht werden müsse, wenn es anders philosophisch richtig ist, daß die Erinnerung an unsre guten und edlen Thaten uns folgt und einen Theil der Glückseligkeit des künftigen Lebens ausmacht.

In Tibet gibt es, wie in Korea, eine große Menge Geistliche, die in verschiedene Klassen und Abstufungen getheilt sind, und unter Einem oder mehrern Oberhäuptern, die Lamas genannt werden, stehen. Turner fand in einem Kloster 2500 Mönche, die den täglichen Gottesdienst verrichteten und unter vier Lamas standen. Von dergleichen Klöstern gibt es hier eine große Menge, welche Ländereien zu ihrem Unterhalte besitzen. Es ist also kein Wun-

---

*) Borri's Beschreibung von Cochin-China; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 6. S. 318.

der, daß die Einwohner dieses Landes sehr arm sind, weil es so viele müßige Verzehrer gibt. Junge Menschen, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, werden in dem neunten oder zehnten Jahre in die Klöster geschickt, wo sie einen, ihrer künftigen Bestimmung gemäßen, Unterricht erhalten. Hier steigen sie nach überstandener Prüfung von einer Stufe zur andern. Die Mönche müssen mäßig und keusch, wie in Butan, leben und aufs genaueste ihre Klosterpflichten beobachten. — Es gibt auch in diesem Lande viele Nonnenklöster, und kein Geschlecht darf eine Nacht in dem Kloster des andern zubringen *). Daß diese vielen Klöster für dieses Land sehr nachtheilige Folgen haben, ist keinem Zweifel unterworfen; allein daß diese Mönche und Nonnen Betrüger sind und weltliche Absichten haben, hat man keinen Grund zu glauben. Das höchste, was man vielleicht glauben könnte, wäre, daß Lust zur Trägheit sich mit einem falschen Begriffe von Heiligkeit vereinige.

Dasselbe gilt ohne Zweifel auch von den Mönchen in Nipal, einer Landschaft, die an Tibet gränzt, woher diese Mönche auch ihre Religion haben. Es gibt in Nipal zwei religiöse Sekten, nämlich die Sekte der Braminen, welche die ausgebreitetste und eine andere, die die älteste ist, deren Anhänger sich Baryesu nennen. — Diese sind Mönche. Sie reißen sich alle Kopfhaare aus, kleiden sich in grobes, wollenes Zeug von rother Farbe und tragen eine Mütze von demselben Zeuge. Sie können sich nicht verheirathen; doch unterwerfen sie sich nicht alle diesem strengen Gesetze. Sie besitzen weitläuftige Klöster, worin ein jeder seine eigene Zelle bewohnt. Sie feiern gewisse Feste, von welchen das prächtigste Yatra heißt, welches einen Monat, auch, wenn es der König will, noch länger dauert. Die Feierlichkeit dieses Festes besteht darin, daß

---

*) Turners Reisen nach Butan und Tibet, von Sprengel. S. 126 ff.

ein Götze auf einem grossen, reich verzierten und mit vergoldetem Kupfer plattirten Wagen herumgeführt wird. Der König und die vornehmsten Mönche umgeben das Bild und die Einwohner ziehen den Wagen durch die Straßen der Stadt. Ein großer Theil der Begleiter ist mit musikalischen Instrumenten versehen, womit sie einen entsetzlichen Lärm machen *). Man muß die Blindheit und Dummheit dieser Mönche bedauern; man findet aber in der Beschreibung keine Ursache, sie der Betrügerei, des Stolzes oder Eigennutzes wegen in Verdacht zu haben.

Dasselbe kann man auch mit Grund von den übrigen Mönchen in Siam, Japan und Indien, was die Mehrheit betrifft, behaupten; denn daß es unter ihnen Betrüger gibt, ist nicht zu läugnen; auch wird der Leser weiter unten davon überzeugt werden. Gemeiniglich aber sind sie nur Schwärmer, welche sich durch Enthaltsamkeit und Bußübungen einen höhern Grad von Heiligkeit und dadurch eine höhere Stufe der Glückseligkeit in der künftigen Welt zu verschaffen hoffen, zum Theil auch in der Meinung, der Seelenwanderung dadurch entgehen zu können; denn alle diese Mönche glauben, als Anhänger der Lehre des Budda, an die Seelenwanderung.

Die siamischen Priester sind zugleich Mönche. Sie führen ein strenges und züchtiges Leben, weil sie durch die Beherrschung der Leidenschaften nach dem Muster und der Lehre ihres Lehrers eine Gott wohlgefällige Vollkommenheit und eine ewige Belohnung erwarten. Sie sind alle unverheirathet, wohnen neben den Tempeln in ihren Klöstern, und gehen nackend, außer daß sie ihre Lenden mit einem dunkelgelben Zenge umgürten, und ein Stück schmales zusammengefaltetes Zeug tragen, welches über die linke Schulter hinabhängt und mit dem Ende an ihrem Gürtel befestigt ist. Dieses Zeug pflegen sie bei schlechtem Wetter

*) Beschreibung von Nipal, von Hennicke; in Zachs monatlicher Korrespondenz. December 1801.

über die Schultern und den ganzen Oberleib auszubreiten. — Ihre Geistlichen haben unter sich verschiedene Rangstufen und Würden. Sie bestehen zuerst aus Studenten, welche, wenn sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht haben, und in der Prüfung tüchtig befunden sind, in den geistlichen Stand aufgenommen werden. Sodann haben sie allgemeine Priester, welche in Einem oder mehrern Klöstern bei den Tempeln zusammen wohnen, und einen Vorsteher haben. Diese Klöster stehen wieder in jeder Provinz unter einer Art von Bischof. Ueber diese und die gesammte Geistlichkeit des Reichs hat ein Erzbischof die Oberaufsicht. Er wohnt in der Hauptstadt und steht in so großem Ansehen, daß der König selbst sich vor ihm beugt. — Diese Einrichtung, rücksichtlich des geistlichen Standes, zeugt von einiger Kultur bei den Siamern, so wie die Schonung, die sie den Geistlichen, die ein Verbrechen begangen, angedeihen lassen, ein Beweis der Achtung ist, welche sie für den geistlichen Stand haben. Bei ihnen können Geistliche, als solche, nicht gestraft werden. Ihre geistliche Tracht wird ihnen immer vorher ausgezogen, ehe sie gestraft werden. — Diese Achtung, die sie dem Stande bezeigen, kann wohl nicht getadelt werden. Man würde wohl auch nicht in einem christlichen Lande einen Geistlichen, der sein Leben verwirkt hatte, in seinem Ordenskleide hinrichten lassen; wenn aber die Siamer einen Geistlichen, seines vorigen Standes wegen, allezeit etwas milder behandeln, so ist diese Milde eine Ungerechtigkeit. Je mehr Kenntniß des Rechts und Unrechts man mit Grund dem Verbrecher zutrauen muß, desto größer ist das Verbrechen, und in demselben Verhältnisse sollte die Strafe größer seyn. Allein diesen Fehler in der Gesetzgebung muß man den Siamern verzeihen, da er sogar bei weit gesittetern Völkern Statt findet. — Uebrigens zeichnen sich die siamischen Geistlichen vor den meisten rohern Völkern dadurch aus, daß sie nicht nur den Gottesdienst besorgen, sondern sich auch etwas mit dem Unterrichte abgeben; ob das Volk gleich keinen Theil

daran nimmt, und jene folglich eben so wenig Volkslehrer sind, als alle die übrigen. — An der Seite ihres Klosters haben sie ein öffentliches, zu diesem Unterrichte bestimmtes, Haus. Das Innere dieses Gebäudes ist in verschiedene Klassen und Bänke eingetheilt. In der Mitte steht ein künstlich ausgearbeiteter und vergoldeter Lehrstuhl, der einige Stufen über den Fußboden erhöht ist. Auf diesem Stuhle pflegt sich ein alter Priester gewisse Stunden einzufinden, und seinen Zuhörern, die meistentheils aus Studenten und Mönchen bestehen, einige heilige Worte vorzulesen, die mit schwarzen Charakteren in breite Palmblätter eingegraben sind. — Aus diesen Nachrichten zu schließen, hat der gemeine Mann keine Ursache zu bedauern, daß er an dem Unterrichte nicht Theil nimmt.

Ich habe hier der siamischen Priester, weil sie ein Mönchsleben führen, erwähnt; die Siamer haben aber außerdem eigentliche Mönche, die Talapoinen genannt werden. Es gibt zwei Arten von Talapoinen. Einige leben in den Wäldern, und andere in den Städten. Die ersten werden für die heiligsten gehalten. — Alle, sowohl diese als jene, müssen bei Strafe des Feuers den ledigen Stand genau beobachten, so lange sie in ihrem Orden bleiben; und der König von Siam, dessen Gerichtsbarkeit sie unterworfen sind, läßt ihnen in diesem Punkte keine Gnade widerfahren. Sie haben aber Erlaubniß, ihre Klöster zu verlassen, und dann können sie heirathen und wie andere Menschen leben. — Diejenigen, die in den Städten wohnen, leben in einer Art von Kloster, und bedienen die Tempel. Ein Tempel und ein Kloster nehmen einen großen viereckigen Platz ein, der mit Bambusrohr eingezäunt ist. In der Mitte des Platzes ist der Tempel, und an den äußersten Enden dieses Platzes und längs der Einzäunung sind die Zellen der Mönche errichtet, wie die Zelte eines Lagers, und gemeiniglich stehen sie in einer doppelten oder dreifachen Reihe. Diese Zellen sind kleine, abgesonderte Häuschen, die auf Pfählen stehen. Die Zelle des Vorstehers hat eben

die Gestalt, ist aber etwas größer und höher als die andern. Die weiblichen Talapoinen haben keine andere Klöster als die männlichen; weil aber jene immer alt sind, so ist dieses eine hinreichende Bürgschaft für ihre Keuschheit. — Diese Mönche leben von Almosen und von den Sünden des Volks. Die Siamer glauben, daß ihre Sünden durch die Bußübungen der Mönche gesühnt werden können, und geben ihnen daher Almosen. Bußübungen werden von dem unwissenden großen Haufen für verdienstliche Handlungen gehalten, und diejenigen, welche sich selbigen unterwerfen, als Heilige betrachtet. Sie glauben daher vermuthlich, daß ihnen Gott um dieser heiligen Männer und der ihnen gereichten Almosen willen ihnen die Sünden vergebe, und kommen also sehr leicht mit der Gottheit aufs Reine. Sie können leben, wie sie wollen; die Mönche aber müssen ein sehr strenges Leben führen. Sie dürfen nicht heirathen, nichts trinken, welches selbst nur durch den Mißbrauch berauschen könnte, nichts essen, was Leben gehabt, es sey denn, daß ein anderer es getödtet hat; denn selbst dürfen sie kein lebendiges Geschöpf tödten. Auch müssen sie zuweilen fasten; ihr Fasten besteht aber nur darin, daß sie bis Mittag nichts essen; wenn sie aber auch nicht fasten, so essen sie doch bis Mittag nichts als Früchte. — Ihre Lebensart ist überdies durch eine große Menge Lebensregeln bestimmt, welche sie nicht übertreten können, ohne zu sündigen. Einige derselben sind gut und vernünftig, die meisten aber lächerlich. Nur wenige haben etwas mit dem Herzen zu thun. Sie sind größtentheils Kleinigkeiten, deren Beobachtung zwar beschwerlich ist, allein keinen wahren Nutzen hat. Nichts desto weniger macht die vermeinte Heiligkeit, die sie darin suchen, sie stolz und aufgeblasen. Unter denen, die nicht in ihrem Orden sind, wollen sie immer oben an sitzen. Sie grüssen sie niemals auf den Straßen, auch selbst den König nicht, wenn er sie begrüßt. Sie beweinen nie den Tod eines Menschen, der kein Talapoin ist, wenn es auch ihre Aeltern wären. — Wenn man

diese Mönche stolze Narren nennt, so urtheilt man nicht zu hart von ihnen; Betrüger aber scheinen sie doch nicht zu seyn. Sie sind nur von ihren falschen Begriffen von Heiligkeit selbst irre geleitet worden.

Diese Mönche, welche natürlicherweise glauben müssen, daß sie die Almosen des Volks vollkommen verdienen, wenn sie durch ihre Bußübungen die Sünden desselben sühnen, gehen nicht nur selbst betteln, sondern das Volk bringt ihnen auch zu gewissen Zeiten Almosen in die Klöster, welches in Geld, Früchten oder todten Thieren besteht. Sind die Thiere lebendig, so läßt man selbige um den Tempel herum gehen, und ißt sie nicht, als bis sie selbst das Leben verlieren. — Außer allgemeinen Festtägen, welche allen Tempeln gemein sind, hat ein jeder Tempel einen besondern Festtag, der zum Empfang der Almosen bestimmt ist. Was man dem Götzen opfert, übergibt man demselben nicht unmittelbar, sondern den Talapoinen; und diese reichen es dem Götzen dar, oder legen es auf den Altar, nehmen es aber bald darauf wieder weg und wenden es zu ihrem eigenen Nutzen an. — Nach dem Aufstehen gehen sie mit ihrem Obern in den Tempel, wo sie zwei Stunden mit Singen und Lesen zubringen. Wenn dies zu Ende ist, gehen sie eine Stunde lang in der Stadt herum und sammeln Almosen. Gegen Abend reinigen sie den Tempel, und singen in denselben zwei Stunden lang, wie des Morgens *).

Die Japaner sind nicht weniger abergläubisch als die Siamer; sie sind deshalb eben so geneigt, religiöse Gelübde als Wallfahrten nach den heiligen Orten, deren oben Erwähnung geschehen, zu thun. Diejenigen, welche wichtige Angelegenheiten haben, und sich eines glücklichen Ausganges derselben versichern wollen, legen sich durch ein Gelübde einige Bußübungen auf, oder zu einer bestimm-

*) Description du royaume de Siam, par la Loubere. Tom. 1. Chap. XVII. XXI. Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan. Th. 1. B. 1. Kap. 2.

ten Zeit Reisen nach den Tempeln zu thun. Andere, welche einen schnellen, ungehinderten Uebergang in die himmlischen Gegenden zu machen, oder einen besondern Vorzug darin zu erreichen wünschen, thun Gelübde, wodurch sie sich in einen gewissen Eremitenorden, der in der Landessprache Jammabos genannt wird, aufnehmen lassen. — Diese Eremiten verachten das zeitliche Wohlleben um des ewigen Lebens willen. Sie thun ihrem Körper durch Ersteigung der heiligen Berge Martern an und waschen sich oft mit kaltem Wasser. Die Vermögenden wohnen in ihren eigenen Häusern. Die Armen gehen auf den Landstraßen betteln. Andere lassen sich zu Bedienungen bei den Tempeln gebrauchen, welche gewöhnlich so arm sind, daß sie kaum Einen Mönch unterhalten können. — Dieser Eremitorden ist, wie man sagt, vor ungefähr zwölf hundert Jahren errichtet. Ohne Zweifel sind diese Mönche vom Anfange an sehr ehrliche Schwärmer gewesen, welche sich auf diese Art einen glückseligen Zustand in jener Welt zu verschaffen glaubten. Sie befolgten die vorgeschriebenen Regeln ihres Stifters und Lehrers, lebten bloß von Wurzeln und Kräutern, welche sie in den Wäldern und auf den Bergen aufsuchten, und brachten ihr Leben mit einer beständigen Wanderung, Abwaschung in kaltem Wasser, Reinigung und Martern des Körpers zu. — Allein die gegenwärtigen Mönche sind von der strengen und rohen Lebensart der Alten sehr abgewichen. In ihrer Religion haben sie unter die Götter ihrer Väter fremde Götter aufgenommen, diejenigen nämlich, welche sie für die mächtigsten und wunderthätigsten hielten. Darnach haben sie angefangen, sich mit verschiedenen Zauberkünsten abzugeben. Sie geben vor, daß sie durch verschiedene Ceremonien und kräftige Worte die Macht der einheimischen und fremden Götter gebrauchen, die bösen Geister beschämen und erschrecken, verborgene Dinge erforschen und verschiedene andere übernatürliche Dinge ausrichten können. Dazu lassen sie sich auch in dem ganzen Reiche gebrauchen. Sie gehen

vor, Diebe und gestohlne Sachen entdecken, den Ausgang zweifelhafter Dinge vorhersagen, Träume deuten, Kranke heilen, wenn alle Aerzte sie aufgegeben haben, die Schuld oder Unschuld eines Beklagten entdecken zu können, und dergleichen*). Daß diese Mönche Betrüger sind, die sich durch ihre Taschenspielereien die Achtung und das Vermögen des leichtgläubigen Pöbels zu erwerben suchen, ist keinem Zweifel unterworfen. Sie sind mit unsern Hexen und Wahrsagerinnen völlig einerlei. So sind die Aeußerungen des Aberglaubens und der Betrügerei allenthalben dieselben, und der gemeine Mann, der keine Geisteskultur besitzt, läßt sich allenthalben, er mag Christ oder Heide seyn, gleich leicht betrügen.

Die Anhänger der Lehre des Budda sind, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist, alle mehr oder weniger Schwärmer, welches eine Folge eines falschen Begriffs von Heiligkeit und der Kraft ihrer Bußübungen ist. Allein bei keinem Volke gibt es so viele Schwärmer, wie bei den Indianern. Sie haben vielerlei Mönche, die in Klöstern unter einem Vorsteher wohnen. Diese müssen das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams thun. Es gibt aber auch viele, die außerhalb der Klöster wohnen, und in der Ausübung ihrer vermeintlichen Heiligkeit mehr oder weniger schwärmerisch, mehr oder weniger närrisch sind. Einige gehen beinahe nackend, leben von Almosen und essen nur so viel, daß sie nicht Hungers sterben. Andere beschmieren sich das Gesicht, die Brust und Arme mit der Asche von Kuhmist, betteln auf den Gassen und singen Loblieder zur Ehre der Götter. Sie verheirathen sich und leben bei ihrer Familie. Für die Almosen, die man ihnen gibt, theilen sie Asche von Sandelholz und Kuhmist aus, welche, wie sie vorgeben, von heiligen Orten gekommen ist. Einige thun das Gelübde, niemals zu reden. Andere wallfahrten nach dem Ganges, wo sie Wasser in irdenen Geschirren

*) Kämpfer a. St. XV. 1. B. 3. Kap. 5.

schöpfen, und von demselben gießt man einem Kranken, wenn er in den letzten Zügen liegt, einige Tropfen in den Mund und auf das Haupt. Einige sind Büßer. Diese verlassen alles und behalten nichts für sich, außer einer Tigerhaut, worauf sie schlafen. Einige zerfleischen ihren Leib durch unaufhörliche Ruthenstreiche, oder lassen sich mit einer Kette an einen Baum lebenslang fest schmieden. Andere thun das Gelübde, ihre Fäuste stets geschlossen zu halten, so daß die Nägel mit der Zeit in die Hände wachsen, oder die Arme kreuzweise über die Brust oder den Kopf ausgestreckt zu halten, so daß sie endlich ganz unbiegsam werden, und weil sie selbst Arme und Hände nicht gebrauchen können, lassen sie sich von ihren Schülern Essen geben. Viele graben sich mit lebendigem Leibe in die Erde und holen nur durch eine kleine Oeffnung Athem; andere lassen sich nur bis an den Hals verscharren. Einige, die gelobt haben, lebenslang aufrecht zu stehen, stützen sich, wenn sie schlafen wollen, an eine Mauer oder einen Baum. Andere stehen Stundenlang mit unverwandtem, auf die Sonne gerichteten Blick. Einige halten den einen Fuß in die Höhe, stehen mit dem andern nur auf Einer Zehe, heben beide Arme empor und bleiben in dieser Stellung zwischen vier mit Feuer gefüllten Gefäßen. Andere bleiben ganze Stunden unbeweglich mit in die Höhe gerichteten Füßen auf den Händen stehen. — Ich will mehrere dieser Narrenspossen, welche eine Folge der Schwärmerei, Erzeugnisse einer verwirrten und erhitzten Fantasie sind, wozu das Klima vielleicht viel beitragen kann, mit Stillschweigen übergehen. — Allen diesen schmerzhaften Uebungen unterwerfen sie sich, damit sie in dem künftigen Leben einen höhern Grad von Glückseligkeit erreichen.

Doch sind nicht alle in gleichem Grade närrisch. Es gibt ihrer in vielen Gegenden Indiens, deren Lebensart und religiöse Uebungen vernünftiger sind. Sie gehen barfuß und mit bloßem Kopfe, und tragen eine Schürze, die ihnen bis an die Kniee reicht. Sie sind beständig reinlich,

gehen paarweise zusammen und tragen in der Hand ein kleines irdenes Gefäß mit drei Füßen. — Diese sind zwar in ihrer Lebensart weniger närrisch; ich setze aber mehr Mißtrauen in ihre Ehrlichkeit und ihre redlichen Absichten, welche man mit Grund den andern Schwärmern nicht absprechen kann. — Sie haben freien Zutritt in alle Häuser, und werden als ein Geschenk Gottes aufgenommen. Indessen weiß man doch, was öfters mit den Frauenzimmern bei dergleichen Besuchen vorgeht; allein solches ist nun einmal Gewohnheit, und sie verlieren dadurch den Ruf der Heiligkeit nicht. — Uebrigens sind jene oben erwähnte Schwärmer die hochmüthigsten Geschöpfe von der Welt. Sie vermeiden es sorgfältig, daß sie von jemand aus einer niedrigern Kaste, oder gar von einem Europäer berührt und dadurch verunreinigt werden. Selbst ihr weniges Geräth lassen sie nicht betasten. Alles, was sie bei sich haben, ist in hohem Grade ehrwürdig und heilig *). Weil sie aber auf ihre vermeintliche Heiligkeit stolz sind, darum sind sie keine Betrüger, wie jene, welche die Achtung des leichtgläubigen Volks mißbrauchen, um die Weiber desselben zu verführen. Sie sind nur Narren. Stolz ist selten die Mutter der Schwärmerei. Diese ist in Aberglauben und einer feurigen Fantasie gegründet; religiöse Schwärmerei aber erzeugt Stolz und Verachtung anderer Menschen, wovon es selbst in der Christenheit Beispiele genug gibt.

So habe ich dem Leser einen oberflächlichen Begriff von der Geistlichkeit der rohen Menschen, deren Priestern und Mönchen gegeben. Ich habe gezeigt, daß die Möncherei hauptsächlich unter den Anhängern des Mahomed und Budda anzutreffen sei, bei welchen letztern man in verschiedenen Ländern auch Nonnen findet, welches bei den Mahomedanern nicht der Fall ist. Ihre Derwische sind nur männ-

*) Berniers Reisen in das mongolische Reich; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 15. S. 22 ff. — Sonnerats Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 1. Abschnitt 3. §. 7.

lichen Geschlechts. Ihre Weiber haben auch in den Serails zu wenig Freiheit, als daß sie auch in Klöster eingesperrt werden sollten. — In Afrika unter den Heiden und auf den Südseeinseln gibt es, so viel ich weiß, keine Mönchs- oder Nonnenklöster; in Peru aber hat man die meisten angetroffen.

So wie die Ynkas hier die Verehrung der Sonne eingeführt haben, so haben sie auch eine Geistlichkeit errichtet, die, außer Priestern, aus Jungfrauen bestand, die dem Dienste der Sonne gewidmet und zu einer beständigen Jungfrauschaft verpflichtet waren. Deswegen lebten sie von der Welt abgesondert in verschiedenen, eigens für sie erbauten Häusern. Diejenigen, welche hierzu auserwählt wurden, mußten nicht nur außerordentlich schön, sondern auch von vornehmen Stande seyn. Damit man gewiß seyn könnte, daß sie reine Jungfern waren, wurden sie in ihrem achten Jahre erwählt. In ihr Kloster durfte keine Mannsperson treten. Mehr als 1500 Jungfrauen befanden sich in einem solchen Gebäude; es war aber keine gewisse Zahl bestimmt. Wenn sie alt wurden, war es ihre Verrichtung, die Jungen in ihren Religionsgebräuchen und allerlei Handarbeiten zu unterrichten, als Spinnen, Weben und Nähen. Ihre vornehmste Verrichtung bestand in Verfertigung aller Kleider, welche der Ynka und seine Gemalin trugen. Auch verfertigten sie andere feine Kleider, welche der Sonne zum Opfer gebracht wurden. Wenn eine dieser Jungfrauen die Keuschheit verletzte, so wurde sie lebendig begraben und ihr Liebhaber aufgehangen. Dies war an sich eine ziemlich harte Strafe; es war aber noch durch eben dasselbe Gesetz verordnet, daß außer dem Straffälligen auch sein Weib, seine Kinder, Verwandte, Bediente, ja, was noch mehr, alle Einwohner der Stadt, worin er wohnte, bis auf die saugenden Kinder, der Strafe theilhaftig gemacht werden mußten. Zu dem Ende sollte die Stadt zerstört und der Steinhaufen zerstreut werden, daß also die ganze Stätte wüste und öde gelassen und als verflucht betrachtet wurde.

Diese Strafe wurde aber niemals vollzogen, indem man nie gehört, daß dergleichen Verbrechen begangen worden. — Doch galt dieses zum Theil nur von den Sonnenjungfern in der Hauptstadt. Die andern, die in den Provinzen waren, konnten als Beischläferinnen des Ynka angenommen werden, welches für eine große Ehre für sie gehalten wurde; wenn aber ein anderer sie verführte, so wurde das Verbrechen auf die oben erwähnte Art bestraft. Diese Nonnen in den Provinzen hatten sonst eben die Verrichtung, wie die andern; nur wurde dasjenige, was sie verfertigten, nicht so heilig gehalten, sondern der Ynka pflegte solches nicht nur an die Prinzen vom Geblüte, sondern auch an andere vornehme Standespersonen zu verschenken. Was die ersten hingegen verarbeiteten, durfte keiner tragen, außer den wahren Erben des ersten Ynka, und die daher für Abkömmlinge der Sonne gehalten wurden *). So findet man denn auch Nonnenklöster in Amerika; Peru ist aber doch das einzige Land dieses Welttheils, wo die rohen Völker diese heiligen Dummheiten gekannt haben; denn die amerikanischen Jongleurs waren keine Mönche, sondern Leute, die sich mit Zauberkünsten abgaben. Nach der Einführung des Christenthums ist das Mönchswesen in diesem Welttheile häufiger geworden.

Bevor ich dieses Kapitel schließe, will ich, um mehrerer Vollständigkeit willen, noch etwas von den vornehmsten Oberhäuptern oder Päbsten anführen, welche bei den rohen Völkern über das ganze Heer von Priestern, Mönchen und Nonnen zu befehlen haben. Durch solch ein mächtiges Oberhaupt gewinnt die Geistlichkeit ihre volle Kraft, wird ein besonderer Staat in dem weltlichen Staate und unabhängig von dem Landesfürsten, an dessen Seite sich dieses Oberhaupt setzt.

Ich habe im Vorhergehenden des obersten Geistlichen

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 2. Hauptst. 3. Abschn. 4. §. 28.

in Siam erwähnt, welcher über die Geistlichkeit des ganzen Reichs befiehlt, und in so großem Ansehen steht, daß der König selbst nicht ohne Ehrfurcht mit ihm redet. — Solch ein mächtiges geistliches Oberhaupt gibt es auch auf den Sandwichsinseln. Obgleich in allen Inselgruppen des Südmeers der Gottesdienst von gewissen, eigens dazu bestimmten Personen verrichtet wird, so fand man doch nirgends eine geschlossene Priestergesellschaft, außer auf den obgenannten Inseln. Das Oberhaupt dieses Ordens wird Orono genannt, ein Titel, der, wie Cook vermuthet, den Begriff von etwas sehr Heiligem bedeutet; so viel ist aber gewiß, daß die Einwohner ihm eine Ehrfurcht bezeigen, die an Verehrung gränzt *).

Wenn dergleichen geistliche Oberhäupter es erst so weit gebracht haben, daß sie sich dem Fürsten gleich achten, für heilig gehalten werden, und sich durch diese vermeintliche Heiligkeit die Bewunderung und Ehrfurcht des abergläubischen großen Haufens erworben haben, so haben sie das Volk in ihrer Gewalt und können es nach Belieben führen. Sehr begreiflich ist es, daß sie, im Gefühle ihrer Kraft, diese außerhalb der Gränzen, welche ihnen ihr geistlicher Beruf vorschreibt, auszudehnen und sich in die weltlichen Angelegenheiten der Fürsten zu mischen suchen. Diese geben aus Furcht vor dem Volke nach, und ihre Nachgiebigkeit macht jene nur frecher und dummdreister. Die Geschichte der christlichen Päbste liefert uns in dieser Rücksicht Beispiele genug, und außerhalb der Christenheit hat man auch dergleichen.

So haben die Einwohner von Biledulgerid ein allgemeines geistliches Oberhaupt, für welches sie eine Hochachtung haben, die an göttliche Verehrung gränzt. Dieser Mensch, ohne Staat, ohne Truppen und ohne Titel, ist dennoch, Forsters Berichte zufolge, der mächtigste in ganz

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster, B. 3. S. 454.

Afrika, und sein Ansehen unbegränzt. Wenn er den Kaiser von Marokko zu bekriegen befiehlt, so geschieht es. Das Volk begnügt sich dann nicht mit Vertheidigung, sondern greift an und verwüstet große Strecken in den kaiserlichen Ländern. Sobald er will, hört der Krieg auf. Ohne Land zu besitzen, hat er Alles in seiner Gewalt. Jede Familie macht ihm jährlich ein Geschenk, und bestrebt sich, es so ansehnlich als möglich zu machen. Er richtet über jedermann, und wenn in irgend einer Stadt ein Zwist partheiisch abgeurtheilt worden ist, so kann man sich bei ihm beschweren. Dann untersucht er die Anklage, und spricht einige Zeit nachher das Endurtheil. Er fordert von niemandem etwas; allein jeder rechnet es sich zur Ehre, ihm zu geben, was er besitzt. Ohne den Titel eines Königs zu führen, ist er es wirklich. Seine Macht gründet sich nur auf die Liebe seines Volks und auf die Religion. So unbegränzt aber seine Macht auch ist, so scheint es doch nicht, daß er sie mißbrauche. Er hört jederzeit die Meinung der Weisen an und fällt alle seine Urtheile auf die billigste Art. Man darf ihn bei Urtheilssprüchen auf seine Fehler aufmerksam machen, wenn sich dergleichen finden sollten, und er besteht nie auf seiner Entscheidung, als wenn er unfehlbar wäre. Seine Herrschaft erstreckt sich sogar über die Bewohner von Sahara. Sogar die Mauren tragen ihm ihre Streitigkeiten vor, und er gibt ihnen, ungeachtet sie nicht von seiner Nation sind, Gehör. So groß die Macht des Kaisers von Marokko auch ist, so hat er doch nie gewagt, das Ansehen dieses Mannes zu beeinträchtigen, oder Truppen, selbst zur Kriegszeit, gegen den Wohnort desselben marschiren zu lassen *).

So hat das geistliche Oberhaupt dieses Landes durch Hülfe der Religion und des Aberglaubens der Nation sich zum obersten Befehlshaber nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten aufzuwerfen gewußt. Obgleich die Regierungsform in Biledulgerid ganz republi-

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 122 ff.

kanisch ist, so hat doch das Volk unvermerkt einen König bei den Oberhäuptern, die es selbst wählt, erhalten. — Daß sich jemand in einer demokratischen Regierungsform durch List ein solches Ansehen erschleichen und durch die Dummheit des Volks oder durch eigene Macht begründen könnte, ist begreiflich; daß dergleichen aber bei einer monarchischen Regierung Statt finden könne, ist beinahe unerklärbar, und doch ist dies in Japan der Fall. — In diesem Reiche sieht man einen geistlichen Kaiser neben einem weltlichen. Seine Würde ist erblich. Sobald er stirbt, wird sein Thron durch seine Minister mit demjenigen wieder besetzt, welchen sie für den nächsten Erben halten, ohne dabei auf Alter oder Geschlecht zu sehen. Man hat daher Beispiele, daß ganz junge Prinzen, oder junge unverheirathete Prinzessinnen diesen Thron bestiegen haben. Die Wittwe des Verstorbenen ist auch zuweilen ihrem Manne in der Regierung gefolgt. Nach einem alten Gebrauche hat er immer zwölf Frauen; allein nur Eine von ihnen hat den Titel der Kaiserin, die nämlich, welche die Mutter des Erbprinzen oder der Erbprinzessin ist. — Uebrigens hat er einen sehr großen Hofstaat; seine Einkünfte aber reichen zu dieser Pracht nicht hin, weshalb er auch der Unterstützung des weltlichen Kaisers bedarf. Diese wird ihm aber, im Verhältnisse zu der Pracht, die er führt, so sparsam ertheilt, daß die höhern Hofbedienten Schulden machen und die geringern arbeiten müssen, um das Benöthigte herbei zu schaffen. — Ohne Zweifel ist es ein Kunstgriff von dem weltlichen Kaiser, daß er ihn nicht zu viel unterstützt, damit er nicht mit seinem Ansehen Reichthum vereinige und dadurch dem Throne gefährlich werde. Denn das Ansehen, worin er beim Volke steht, ist sehr groß. Man legt seiner Person eine außerordentliche Heiligkeit bei. Es würde eine Beleidigung derselben seyn, wenn er die Erde mit seinen Füßen berührte, weswegen er immer auf Menschenschultern getragen wird. Er darf niemals in die freie Luft kommen, weil man die Sonne für unwürdig hält,

sein Haupt zu bescheinen. Auch andern Theilen seines Körpers schreibt man dieselbe Heiligkeit zu. Daher darf er sein Haar, seinen Bart oder seine Nägel nicht abschneiden lassen; damit aber alles dieses nicht so sehr wachsen sollte, daß es unanständig würde, so schneidet man ihm solches des Nachts, wenn er schläft, ab. Dies wird für einen gegen ihn begangenen Diebstahl angesehen, und solches halten die Japaner nicht für eine Beleidigung gegen seine Heiligkeit. — Sein Essen muß täglich in neuen Geschirren zubereitet und auf neuen Gefäßen aufgetragen werden. Wenn sie gebraucht sind, werden sie hingelegt oder zerschlagen, weil man befürchtet, daß wenn sie in die Hände eines Laien kämen, sein Mund und Hals aufschwellen möchten, wenn er aus diesen heiligen Gefäßen äße. Auch glaubt man, daß ein Laie, wenn er ohne Erlaubniß oder ausdrücklichen Befehl des Kaisers etwas von seinen heiligen Kleidern trüge, Geschwülste und Schmerzen in allen Gliedern bekommen würde. — Man sollte beinahe glauben, daß diese japanische Heiligkeit etwas Giftiges an sich hatte. So weit geht es doch mit der Heiligkeit des römischen Pabstes nicht. Darin gleichen sie aber einander, daß beide sich die Macht, die Verstorbenen heilig zu sprechen, zueignen. Dieses thut der japanische Pabst, wenn er durch Erscheinungen nach ihrem Tode, oder durch irgend ein Wunder Gelegenheit dazu bekommt. Er legt ihnen dann einen hohen Namen bei, und er selbst oder ein anderer bauet ihnen einen Tempel. Wenn sich die Verehrer dieser vergötterten Menschen bei dieser Verehrung wohl befinden, oder man einige Wunderwerke von ihnen vernimmt, und dieser Ruf allgemein wird, so werden auch in andern Provinzen für diese neuen Gottheiten Tempel erbaut, und so wird in Japan die Zahl der Götter und Tempel von einem Jahrhundert zum andern vermehrt*).

---

*) Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan. Th. 1. B. 2. Kap. 2. u. B. 3. Kap. 1.

Man kann leicht denken, wie gefährlich für die weltliche Macht ein solches geistliches Oberhaupt seyn müsse, dessen Heiligkeit in den Augen des Volks so groß ist, daß die Erde nicht seine Füße oder die Sonnenstrahlen sein Haupt berühren dürfen; dessen Gewalt sich sogar bis in die andere Welt erstreckt, wo er Götter schafft und hernach dem Volke sie zu verehren befiehlt. Einem Manne, der bei einem abergläubischen Volke in einem so großen Ansehen steht, müßte es nicht schwer fallen, im ganzen Reiche einen Aufstand zu bewerkstelligen, wenn er Vermögen genug besäße, um seine Agenten zu bestechen; allein um dieses zu verhindern, ist es wahrscheinlich, daß der Kaiser ihn nur mit dem Nothwendigsten zur Erhaltung seines großen Hofstaats unterstützt.

Im Königreiche Tangut, oder Tibet, wie es gewöhnlicher genannt wird, hat die Geistlichkeit auch ein Oberhaupt, das nicht in geringerem Ansehen steht, als der geistliche Kaiser in Japan. Er hat in vieler Hinsicht viel Aehnlichkeit mit dem römischen Pabste, ist aber in so weit mehr, daß ihm das Volk göttliche Verehrung bezeigt. Der Grund dieser Anbetung ist ihre Lehre von der Seelenwanderung. — Der Stifter ihrer Religion wird in Tibet La genannt, und ist derselbe, der in Indien Budda und in China Fo genannt wird. Man sagt, daß er sich für einen Gott ausgegeben, der menschliche Gestalt angenommen hätte, oder, welches ich geneigter zu glauben bin, die Anhänger seiner Lehre haben ihn dafür ausgegeben. Die Tibetaner glauben, zufolge ihrer Lehre von der Seelenwanderung, daß die Seele des Stifters ihrer Religion aus einem Leibe in den andern wandere und noch immer in der Person ihres Hohenpriesters, des Dalai-Lama, leibhaftig gegenwärtig sey. Sie halten ihn daher gewissermaßen für unsterblich, und seinen Tod nur für eine Veränderung seines Aufenthalts. Ihrer Meinung nach wird er wieder in einem ganz neuen Körper geboren und der Platz seines Aufenthalts von den Lamas, oder Vorstehern der Mönche

durch gewisse Zeichen entdeckt, welche sie allein kennen; und nach denen sie das Kind finden, das der große Lama zu seinem Nachfolger bestimmt hat. — Seine Residenz ist ein Kloster auf dem Berge Putala. Am Fuße dieses Berges wohnen über zwanzig tausend Lamas in verschiedenen Kreisen rings herum, nachdem ihr Rang und ihre Würde ihnen das Vorrecht geben, der Person ihres Pabstes näher zu seyn. Von seiner Heiligkeit hatte man eine so hohe Meinung, daß die Großen im Lande, wie Gruber versichert, sehr begierig waren, etwas von seinem Unflath zu erhalten, welchen sie als Reliquien um den Hals trugen, den Wahn hegend, daß sie dadurch vor allen Krankheiten und allem Unglück sollten gesichert werden. — Wenn die Priester es erst so weit gebracht haben, daß das Volk alle oben gedachte Thorheiten glaubt, so kann man leicht denken, daß sein Ansehen und seine Gewalt sehr groß seyn müsse. Er sitzt täglich mit kreuzweise gelegten Füßen auf eine Art von Altar, mit einem großen und prächtigen Kissen unter sich. Hier antwortet er den Fragenden, und alle seine Antworten sind Orakelsprüche. Hier ertheilt er auch seinen Anbetern den Segen. Er wird nicht nur von seinen Unterthanen, sondern auch von einer erstaunlichen Menge Fremden verehrt. Die Letztern thun oft weite Reisen, ihm zu huldigen, und seinen Segen oder Vergebung ihrer Sünden durch Auflegung seiner Hände zu erhalten. — Ob er gleich kein weltlicher Fürst ist, den das Volk ohnedem hat, und einzig und allein mit geistlichen Angelegenheiten und der Ernennung der vornehmsten Lamas zu thun hat, so bestätigt er doch die Fürsten in ihrer Würde. Alle Könige, die sich zu seiner Religion bekennen, schicken ihm bei dem Antritt ihrer Regierung Gesandte mit sehr reichen Geschenken, wodurch ihre Regierung glücklich werden soll*).

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. S. 415. Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 7. S. 215 ff.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieser tibetanische Pabst eine sehr große Aehnlichkeit mit dem römischen Pabste habe; man braucht aber deshalb nicht mit Kirchern zu glauben, daß dies nur ein Spiel des Teufels sey, der sich einen Statthalter in Asien neben dem Statthalter Christi in Europa setzen wolle*). Wir lernen nur hieraus, daß der Aberglaube des Volks und die Ränke der Geistlichkeit in allen Welttheilen einerlei Wirkung haben können. Wir lernen zugleich hieraus, wie aus dem Inhalte des ganzen Werks, unser Glück zu schätzen, daß wir eine gesunde moralische Religion haben, in einem wohlgeordneten Staate leben, und so beträchtliche Fortschritte in der Kultur gemacht haben, daß wir des Menschennamens würdig sind, und desselben noch würdiger werden können.

---

*) Kircheri China illustrata. Pars II. Cap. IV.

Ende des vierten und letzten Bandes.

Register
über
alle vier Theile.

(Die erste Zahl zeigt den Theil, die andere die Seite an) *).

A.

*) Da es möglich ist, daß verschiedene meiner Leser in der Erdbeschreibung nicht so ganz bewandert sind, so habe ich um ihretwillen, bei den weniger bekannten Völkern, im Register die Gegenden angeführt, worin sie wohnen. Zwar habe ich im Werke selbst dies thun wollen, es auch an manchen Stellen gethan; ich bin aber ungewiß, ob ich es allenthalben beobachtet habe. Alle meine Leser werden wohl nicht damit gleich zufrieden seyn. Einige von ihnen werden vielleicht nach Maßgabe ihrer geographischen Kenntnisse mehr, andere weniger von diesen Nachrichten haben. Es war mir aber unmöglich, mich in diesem Stücke nach allen zu richten.

Anmerk. des Verfassers.

C.

D.

E.

F.

H.

K.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

Z.

Druckfehler und Verbesserungen im dritten Bande.

Seite	Zeile	
8	18	v. o. statt Fischergeräth lies Fischereigeräth
87	5	v. o. = Ohuaycurusen l. Guaycurusen
89	3	v. u. und an mehrern Stellen st. Charleroix l. Charlevoix
116	10	v. u. statt zu rufen l. zusammen zu rufen
227	15	v. o. = Benowen l. Benaum
231	6	v. u. = daß sie dieselben l. daß sie sich Weiber
244	12	v. u. fällt „so" weg
246	3	v. o. ist nach Widah ein (,) zu setzen
316	7	v. o. ist nach mißvergnügt „sind" beizufügen
329	15	v. o. statt Califonier l. Californier
364	12	v. o. = Omecihuati l. Omeciuatl
403	4	v. u. = Goldschmidte l. Goldschmiede

Druckfehler und Verbesserungen im vierten Bande.

Seite	Zeile	
11	2	v. u. st. Indreteing u. s. w. l. Indretning, som sätter os i Sikkerhed for ikke at Begrave
22	1	v. u. st. of l. af
25	18	v. o. st. Carner l. Carver
38	18	v. o. und 2 v. u. st. Schiren l. Schiven
39	3	v. u. st. om overde l. over de
55	3	v. u. st. Leichnam bis l. Leichnam nicht bis
56	6	v. u. st. mit Fett l. mit dem Fett
60	12	v. o. st. Kusseer l. Küssier
61	1	v. o. st. hungern l. hungere
73	4	v. u. und an mehrern Stellen st. Charleroix l. Charlevoix
79	5	v. u. st. eine l. Eine
104	8	v. o. st. Guinea l. Guiana
121	13	v. u. st. schmuziges l. schmutziges
127	15	v. o. st. bloße l. blasse
175	4	v. o. st. alle l. alte
181	7	v. o. st. Radier = Azhia l. Radier = Azhie
188	15	v. o. st. Unreinlichkeit l. Unreinigkeit
—	18	v. o. st. Unreinlichkeitsstandes l. Unreinigkeitsstandes
190	3	v. u. st. Bewerb l. Gewerbe
208	8	v. u. st. wid l. wird
235	3	v. u. ist nach „seyen" st. (;) ein (,) zu setzen
236	17	v. u. st. Tezlalipoca l. Tezcatlipoca
237	13	v. u. st. Spezerei l. Spezereien

Seite	Zeile	
237	14	v. u. st. Goldschmidte l. Goldschmiede
241	12	v. u. st. Inkas l. Ynkas
276	6	v. u. ist nach „würden" **) beizufügen und unten die Citation anzuführen: Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 4. S. 271.
305	2	v. o. st. müßiges l. mäßiges
330	4	v. u. st. Tanta l. Tinta
346	5	v. o. st. darf mit l. darf außer mit
362	17	v. u. st. bei allebem l. bei alle dem

Im zweiten Bande bitte ich die Periode S. 353. Z. 12 v. u. folgendermaßen zu verändern: Sie sagen, daß wer es gut verstehe, die Welt regieren könne; um es aber gut zu spielen, müsse eine Partie u. s. w.









